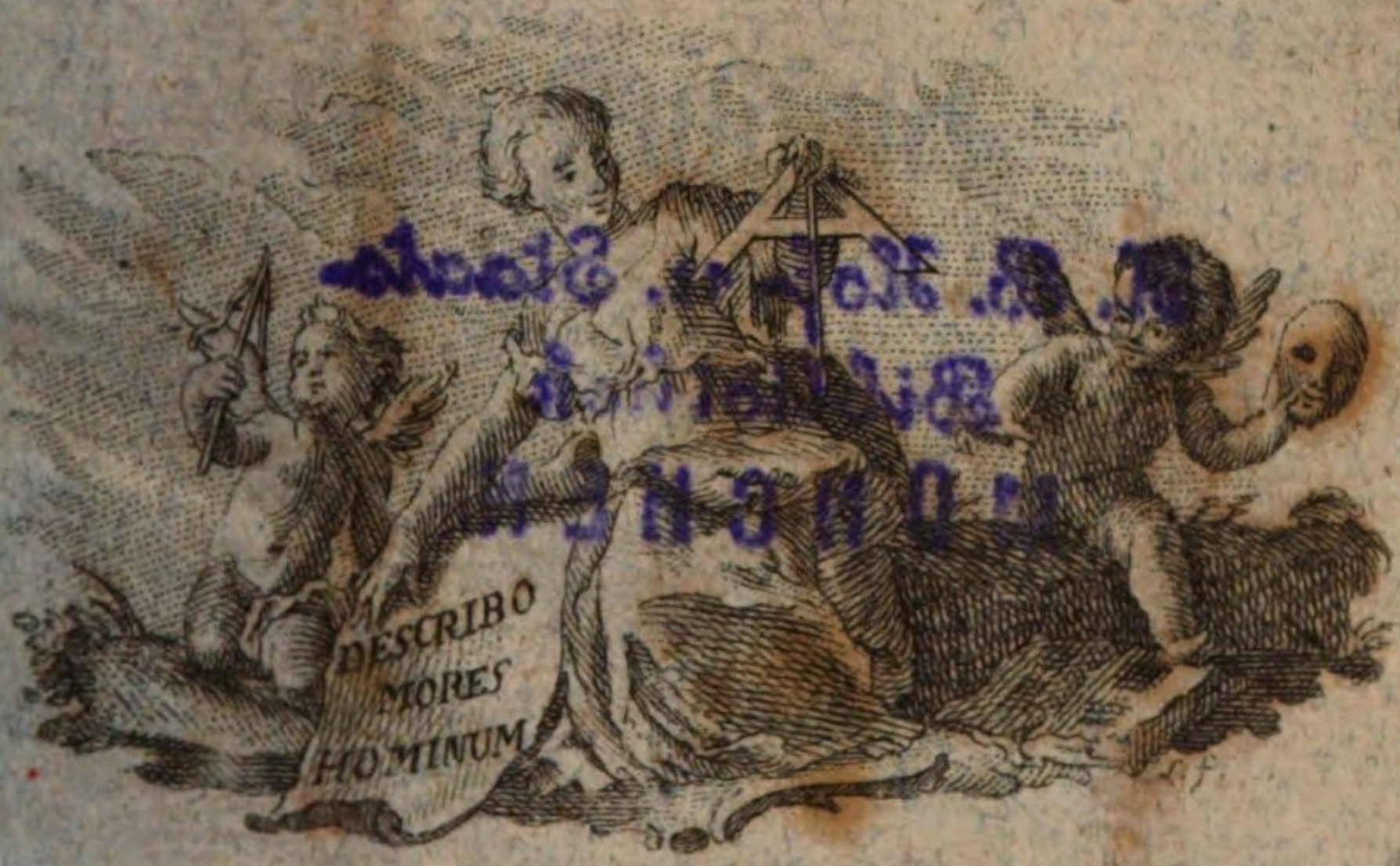
Des

Herrn Carl Goldoni

Sämmtliche

Lustspiele.

Mit Kupfern.



Siebenter Theil.

Mit Churfürstl. Sächß. gnädigstem Privilegio.

Leipzig,
gedruckt und zu finden bey Zacharias Heinrich Eisfeld.
1770.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

K. B. Hof- u. Staats-
Bibliothek
MÜNCHEN.

Die Grobiane.

Ein Lustspiel.

Personen.

Canciano, ein Bürger.

Felice, Cancianens Frau.

Der Graf Riccardo.

Lunardo, ein Kaufmann.

Margaretha, Lunardens zwote Frau.

Lucietta, Lunardens Tochter aus der ersten Ehe.

Simon, ein Kaufmann.

Marina, Simons Frau.

Maurizio, Marinens Verwandter.

Filippetto, des Maurizio Sohn.

Der Schauplatz ist in Venedig.

Die Bzobiane.

Die Grobiane.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer in Lunardens Hause.

Margaretha, die spinnet, Lucietta, die Strümpfe stricket; beyde sitzen.

Lucietta.

Liebe Mutter.

Marg. Meine Tochter.

Lucietta. Das Carneval wird nun bald zu Ende seyn.

Marg. Was meynt sie wohl von der Freude, die wir dabey genossen haben?

Lucietta. Ach du lieber Himmel! Nicht einmal ein Stückchen von einer Comödie haben wir zu sehen bekommen.

Marg. Und sie wundert sich noch darüber? Ich ganz und gar nicht. Es ist nun beynahe sechszehn Monate, daß ich verheirathet bin, und hat mich wohl ihr Vater, binnen dieser Zeit, irgendwohin geführt?

Lucietta. Je freylich nicht, sieht sie? Und ich konnte es kaum erwarten, da ich noch allein im Hause war, bis er sich wieder verheirathete. Ich sagte immer bey mir selbst: Ich bedaure meinen armen Vater; er will mich nicht ausgehen lassen, weil er Niemand mit mir schicken kann; wenn er sich aber wieder verheirathet, so geh ich hübsch mit meiner Frau Stiefmutter aus. Nun hat er sich wieder verheirathet; wie ich aber sehe, so wird weder für mich noch für sie etwas daraus.

Marg. Er ist wie ein Bär, meine liebe Tochter; er macht sich kein Vergnügen, und wir sollen uns auch keins machen. Und hernach, weis sie wohl? Da ich noch verheirathet war, fehlte mir es niemals an allerhand Lustbarkeiten. Ich bin gut erzogen worden. Meine Mutter war eine wunderliche Frau, und wenn ihr was nicht gefiel, so lärmte sie und schlug auch manchmal gar zu. Aber zu manchen Zeiten gönnte sie uns auch unsere Lust. Im Herbste, versteht sie mich, gieng sie zwey bis dreymal in die Comödie; zur Carnevalszeit aber fünf bis sechsmal. Wenn ihr Jemand ein Logenbillet in die Oper gab, so führte sie uns hinein; wenn sie aber keins hatte, so nahm sie eins in die Comödie, und gab ihr baares Geld davor. Sie gieng nur immer dahin, wo sie wußte, daß gute Comödien gespielt wurden, und wo man Töchter

hinführen konnte; da gieng sie nun mit uns hin, und wir machten uns eine Lust. Dann gieng es auch bisweilen auf die Redoute, versteht sie mich; sie nahm uns, in Masken, mit auf öffentliche Spaziergänge, ein wenig vors Thor zu den Wahrsagern, zu den Puppenspielern, ja bisweilen auf ein kleines Caffehaus. Und wenn wir auch zu Hause blieben, so hatten wir immer unsern Besuch. Es kamen Verwandte, gute Freunde, und auch manchmal ein hübscher junger Kerl zu uns; aber das alles in Ehren, versteht sie mich.

Lucietta. (Versteht sie mich, versteht sie mich; das hat sie nun fast sechsmal schon gesagt.)

Marg. Ich will eben nicht sagen, als wenn ich eine von denen wäre, die den ganzen Tag herumschlenkern. Aber, wie gesagt, bisweilen gefällt mir es doch auch.

Lucietta. Und ich armes Mädchen, ich soll mein Tage nicht vor die Thür kommen? Er will auch nicht einmal, daß ich ein Bischen im Erker treten soll? Letzthin gieng ich nur so, ein wenig, verstohlner Weise, hinein, da sahe mich das garstige Thier, die Zwiebacksfrau; gleich sagte sie es meinem Vater wieder, und ich dachte, er würde mich gar prügeln.

Marg. Und mich, wie vielmal hat er mich nicht ihrentwegen herunter gemacht?

Lucietta. Ih denkt doch! Was thue ich denn?

Marg. Sie, meine Tochter, verheirathet sich doch einmal; aber ich muß es Zeitlebens so aushalten.

Lucietta. Ey sage sie mir doch, liebe Mutter, werde ich mich einmal verheirathen?

Marg. Ich glaube es.
Lucietta. Nun so sage sie mir auch, wenn werde ich mich denn verheirathen?
Marg. Sie wird sich verheirathen, versteht sie mich, einmal, wenn der Himmel will.
Lucietta. Also wird mich der liebe Himmel verheirathen, ohne daß ich etwas davon weis?
Marg. Was für albern Zeug! Freylich muß sie es auch wissen.
Lucietta. Es hat mir aber noch Niemand etwas davon gesagt.
Marg. Wenn ihr noch nichts davon ist gesagt worden, so wird man es ihr wohl noch sagen.
Lucietta. Giebt es schon so was vor der Hand?
Marg. Es mag was geben, oder nicht; genug mein Mann will nicht haben, daß ich ihr etwas davon sagen soll.
Lucietta. Ach ja, liebes Mütterchen, sage sie mir es immer.
Marg. Nein, daraus wird nichts, mein Töchterchen.
Lucietta. O ja, mein Mütterchen, nur etwas.
Marg. Wenn ich ihr das Geringste davon sage, so springt er mir nach den Augen, wie ein Basiliske.
Lucietta. Er soll von allem nichts wieder erfahren, was sie mir sagt.
Marg. Ey, daß sie es ihm etwann nicht wieder sagte, versteht sie mich!
Lucietta. Nein wahrhaftig, versteht sie mich, ich sage es ihm nicht wieder.
Marg. Was hat denn das versteht sie mich dabey zu thun?

Lucietta. Das weis ich selber nicht; ich habe mir es so angewöhnt, und sage es oft, ohne daß ich es merke. (spöttisch.)

Marg. (Ich glaube gar, das naseweiße Ding hält sich über mich auf.)

Lucietta. Nun sage sie mir es doch, liebe Mutter.

Marg. Nun frisch, arbeite sie; sie hat noch nicht einmal einen Strumpf fertig gemacht!

Lucietta. Gleich will ich fortstricken.

Marg. Wenn Er nach Hause kömmt, und der Strumpf noch nicht fertig ist, so wird er sagen, daß sie im Erker gewesen ist, und ich werde, versteht sie mich — (Verflucht über die garstige Angewohnheit!)

Lucietta. Sehe sie nur, wie ich mich tummle. Nun sage sie mir auch etwas von dem Bräutigam.

Marg. Von was denn für einem Bräutigam?

Lucietta. Sagte sie denn nicht, daß ich verheirathet werden sollte?

Marg. Ja, das kann wohl geschehen.

Lucietta. O, meine liebe Mutter, wenn sie was weis —

Marg. Ich weis nichts. (etwas zornig.)

Lucietta. Ja, es ist schon gut, sie weis nichts, es ist schon gut.

Marg. Nun hab ich es satt und genung.

Lucietta. Ich wollte, daß der Henker! —

Marg. Was ist denn dieß für eine dumme Aufführung?

Lucietta. Es ist auch kein Mensch auf der Welt, der es gut mit mir meynte.

Marg. Ich meyne es mehr, als zu gut mit ihr, leichtfertiges Mädchen.

Lucietta. Ja, wie eine Stiefmutter. (halb laut.)
Marg. Was sagte sie da?
Lucietta. Nichts.
Marg. Höre sie, versteht sie mich, mache sie mich nicht verdrießlich, sonst werd ich gleich — (böse.) Ja, ich muß viel ausstehen in dem Hause. Ich habe einen Mann, der mich den ganzen Tag lang plagt; nun fehlte weiter nichts mehr, versteht sie mich, als daß mich die Stieftochter auch vollends närrisch machte.
Lucietta. Aber, meine liebe Mutter, sie wird auch den Augenblick böse.
Marg. (Sie hat beynahe Recht. Sonst war ich nicht so. Ich bin ganz tolle geworden. Aber es ist nun einmal nicht anders; wenn man unter den Wölfen wohnt, lernt man heulen.)

Zweyter Auftritt.

Lunardo und die Vorigen.

Lunardo. (Er kömmt ganz sachte, ohne zu reden.)
Marg. (Da ist er schon, beym Henker.) (Sie steht auf.)
Lucietta. (Er kömmt geschlichen, wie eine Katze.) (Sie steht auf.) Es ist mir lieb, ihn wohl zu sehen, mein Vater.
Marg. Nun, grüßen wir uns nicht auch? (zu Lunarden.)
Lunardo. Arbeitet, arbeitet. Soll denn des Complimentirens wegen die Arbeit liegen bleiben?
Lucietta. Ich habe bis jetzt gearbeitet. Der Strumpf wird gleich fertig seyn.

Marg. Es ist bald, als wenn wir ums Tagelohn arbeiten müßten, verstehst du mich.

Lunardo. Du giebst mir, kurz von der Sache zu reden, immer solche Antworten.

Lucietta. Nun laß er es gut seyn, mein Väterchen; zanke und streite er nur wenigstens jetzt, in den letzten Carnevalstagen nicht. Und wenn wir auch nirgendswohin kommen sollten, so wollen wir es uns gefallen lassen; laß er uns nur wenigstens in Ruh und Frieden leben.

Marg. Ach, der kann keinen Tag ohne Zank und Streit zubringen.

Lunardo. So höre mir nur eins das einfältige Zeug mit an! Wer bin ich denn? Ein Tartar? Ein unbändiges Thier? Worüber kannst du dich wohl beschweren? An ehrbaren und erlaubten Dingen habe ich selber einen Gefallen.

Lucietta. Nun gut, so führe er mich doch ein wenig in der Maske aus.

Lunardo. In der Maske? In der Maske?

Marg. (Jetzt wird er gleich aus der Haut fahren!)

Lunardo. Und du kannst so unverschämt seyn, mir zu sagen, daß ich dich in der Maske ausführen soll? Hast du mich, kurz von der Sache zu reden, wohl jemals mit der Maske vor der Schnauze gesehen? Was ist das mit der Maske? Warum geht man in der Maske? Laß mich ja nicht weiter reden. Mädchen dürfen gar nicht maskirt ausgehen.

Marg. Aber verheirathete Weibspersonen?

Lunardo. Auch nicht verheirathete, nein junge Frau, auch nicht verheirathete.

Marg. Und warum thun es denn andere, verstehst du mich?

Lunardo. Verstehst du mich, verstehst du mich. Ich sehe auf mein Haus und nicht auf anderer Leute ihres. (Er spottet ihr wegen ihres verstehst du mich nach.)

Marg. Nein, deswegen geschieht es, kurz von der Sache zu reden, weil du ein Bär bist. (Sie macht es eben so, wie er.)

Lunardo. Frau Margaretha, sey vernünftig!

Marg. Herr Lunardo, mache mich nicht wild.

Lucietta. Nun, sey er nur still, beym Kukuk! Immer aus einem Tone. Ich frage ja nichts nach der Maske. Ich will zu Hause bleiben; aber laß er uns nur in Friede und Ruhe leben.

Lunardo. Hörst du denn nicht? Kurz von der — Hörst du denn nicht? Sie ist es, die immer —

Marg. (Sie lacht.)

Lunardo. Sie lacht, junge Frau? (zu Marg.)

Marg. Nimmst du es etwann übel, wenn ich lache?

Lunardo. Nun, kommt nur her alle Beyde, und hört mich an. Ich habe manchmal auch was im Kopfe, daß ich verdrießlich zu seyn scheine; aber heute bin ich aufgeräumt. Es ist Carnevalszeit, und wir wollen uns heute einen guten Tag machen.

Lucietta. Ach wenn doch das wahr würde!

Marg. Stille doch, wir wollen nun weiter hören.

Lunardo. Hört nur; diesen Mittag wollen wir in Gesellschaft essen.

Lucietta. Wo denn, wo denn, mein Vater? (freudig.)

Lunardo. Zu Hause.

Lucietta. Zu Hause? (verdrießlich.)

Lunardo. Ja, Mamsell, zu Hause. Wo sollten wir sonst hingehen? In ein Wirthshaus?

Lucietta. O nein, nicht eben in ein Wirthshaus.

Lunardo. Ich komme sonst zu Niemanden; und gehe auch, kurz von der Sache zu reden, zu keinem andern, Schmaruzens wegen.

Marg. O, sie versteht das nicht. Sprich lieber mit mir, verstehst du mich; du willst also einige herbitten?

Lunardo. Ja. Ich habe verschiedene Leute zu mir gebeten, die werden auch herkommen, und da wollen wir lustig und guter Dinge seyn.

Marg. Wen hast du denn zu dir gebeten?

Lunardo. Eine Gesellschaft von braven Leuten, worunter ein Paar verheirathet sind, die ihre Weiber mit sich bringen werden, und da wollen wir recht lustig seyn.

Lucietta. (Ey, ey, das ist mir lieb!) (freudig.) Wer sind sie denn, mein Väterchen?

Lunardo. Ein neugieriges Jüngferchen!

Marg. Nun, mein Dickchen, sollen wir denn nicht wissen, wer zu uns kömmt?

Lunardo. Soll ich dir es sagen? Gut. Es ist Herr Canzian Tartuffel, Herr Moritz und Herr Simon.

Marg. Der Henker noch einmal! Drey rechte Kerl. Die hast du schön ausgesucht.

Lunardo. Was meynst du damit? Sind es nicht drey Männer, die sich gewaschen haben?

Marg. Ach ja. Drey Grobiane, wie du bist.

Lunardo. O, das weis ich schon, mein gutes Weib. Heut zu Tage nennt man, kurz von der Sache zu reden, einen Mann, der Vernunft hat, einen Grobian.

bian. Weist du aber warum? Darum, weil ihr Weibsvolk gar zu freundlich thut. Ihr seyd mit dem, was ehrbar und wohlanständig ist, nicht zufrieden; euch gefällt nichts, als Lustbarkeiten, Freßereyen, Moden, Narrenpossen und Kindereyen. Wenn ihr zu Hause bleiben sollt, so ist es euch, als wenn ihr im Gefängnisse säßet. Wenn eure Kleider nicht recht viel Geld kosten, so sind sie auch nicht schön; wenn ihr keinen Besuch habt, so werdet ihr melancholisch, und bekümmert euch nicht darum, wie es zuletzt werden soll; ihr habt nicht für einen Dreyer Verstand, und hört nur auf den, der euch zuredt; aber darauf merket ihr nicht, wenn man euch so vieles von unglücklich gewordenen Häusern und Familien vorsagt. Wenn man euch Recht giebt, so halten sich andere nur über euch auf, und lachen euch aus; will man aber mit Ansehn, Ehre und Reputation in seinem Hause leben, so heißt man uns, kurz von der Sache zu reden, verdrießliche Leute, Grobiane und Tölpel. Hab ich recht geredt? Meynst du, daß ich die Wahrheit sage?

Marg. Ich mag mich nicht mit dir zanken. Sage, was du willst. Also kömmt Frau Felice und Frau Mariana auch zu uns?

Lunardo. Ja. Siehst du wohl? Ich habe auch gern Gesellschaft. Ein jeder kömmt mit seiner Frau. Auf die Art passiren keine dummen Streiche, und auch sonst keine, kurz von der Sache zu reden — Was stehst denn du da, und horchst zu? Jetzt rede ich nicht mit dir. (zu Lucietten.)

Lucietta. Sind denn das Dinge, die ich nicht hören darf? (zu Lunarden.)

Lunardo. (Ich kann es kaum erwarten, bis ich sie los werde.) (sachte zu Margar.)

Marg. (Wie läuft denn die Sache?) (sachte zu Lunarden.)

Lunardo. (Ich will dir es schon erzählen.) (sachte zu Margarethen.) Geh du weg hier. (zu Lucietten.)

Lucietta. Was thu ich denn?

Lunardo. Geh weg, sag ich dir.

Lucietta. Der Henker! Er wird gar böse.

Lunardo. Geh, oder ich gebe dir eins auf das Maul.

Lucietta. Höre sie einmal, Mutter!

Marg. Nun, wenn er ihr befiehlt, wegzugehen, so gehorche sie auch. (hitzig.)

Lucietta. (Ach, wenn meine rechte Mutter noch lebte! Aber es ist schon gut, und wenn ein Schutzführer käme, ich nähme ihn.) (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Lunardo und Margaretha.

Marg. Mein lieber Lunardo, in ihrer Gegenwart gebe ich ihr niemals Recht; du gehst aber ein Bisgen gar zu ungeschliffen mit dem Mädchen um.

Lunardo. Siehst du nun? Du verstehst das Ding ganz und gar nicht. Ich bin ihr gut, aber ich halte sie im Zaume.

Marg. Du machst ihr niemals eine Freude.

Lunardo. Mädchen müssen zu Hause bleiben, und nicht immer herumschlendriren.

Marg. Laß sie doch wenigstens einmal einen Abend in die Comödie gehn.

Lunardo. Daraus wird nichts. Ich will, daß ich sagen kann, wenn ich sie verheirathe: Da habt ihr sie,

sie, mein Herr, ich gebe sie euch, kurz von der Sache zu reden, ohne daß sie jemals eine Maske vors Gesichte genommen hat, ohne daß sie ein einzigesmal in die Comödie gekommen ist.

Marg. Nun, geht denn der Heirathshandel noch vor sich?

Lunardo. Du hast doch dem Mädchen noch nichts davon gesagt?

Marg. Ich? Nein.

Lunardo. Nimm dich in Acht, sage ich dir.

Marg. Ich hab ihr wahrhaftig nichts davon gesagt.

Lunardo. Ich glaube, siehst du, ich glaube ganz gewiß, daß sie schon so gut, als verheirathet ist.

Marg. Mit wem denn, wenn ich es wissen darf?

Lunardo. Stille, daß es ja Niemand hört. (Er sieht sich überall um.) Mit des Herrn Maurizio Sohne.

Marg. Mit Herrn Filippetten?

Lunardo. Ja doch, stille nur, rede nicht davon.

Marg. Ih stille, stille! Ist denn das so was Unrechtes?

Lunardo. Es soll Niemand etwas von meinem Thun und Lassen wissen.

Marg. Wird es bald vor sich gehn?

Lunardo. Bald, bald.

Marg. Hat er um sie anhalten lassen?

Lunardo. Frage nur nicht weiter; genug ich habe sie ihm versprochen.

Marg. Schon versprochen hast du sie ihm? (mit Verwunderung.)

Lunardo. Ja, Madam; und du wunderst dich drüber?

Marg. Ohne ein Wort davon zu sagen?

Lunardo. Ich bin Herr.

Marg. Wie viel giebst du ihr denn mit?
Lunardo. So viel, als ich will.
Marg. Ich werde also für nichts angesehen. Mir, verstehst du mich, mir sagst du nichts davon.
Lunardo. Verstehst du mich, verstehst du mich, sage ich dir es denn nicht jetzt?
Marg. Ja, ja; wenn soll es aber das Mädchen erfahren?
Lunardo. Wenn die Hochzeit vor sich geht.
Marg. Sollen sie sich denn nicht erst einander kennen lernen?
Lunardo. Nein, junge Frau.
Marg. Bist du denn gewiß, daß er ihr gefallen wird?
Lunardo. Ich bin Herr im Hause.
Marg. Gut, gut; es ist deine Tochter. Ich menge mich nicht drein; mache du nur, was du willst.
Lunardo. Es soll Niemand meine Tochter zu sehn bekommen, und derjenige, der sie sieht, muß sie heirathen.
Marg. Wenn er sie aber nicht will, wenn er sie gesehen hat?
Lunardo. Sein Vater hat mir das Wort darauf gegeben.
Marg. Was für eine treffliche Heirath!
Lunardo. Wie meynst du denn sonst? Sollten sie vielleicht erst verliebte Possen mit einander vornehmen?
Marg. Es wird gepocht, es wird gepocht; ich will gleich zusehn, wer es ist.
Lunardo. Ist denn die Magd nicht da?
Marg. Sie macht die Betten; ich will also selber hingehn, und sehen, wer es ist.

Lunardo. Nein, du sollst mir durchaus nicht ans Fenster gehn.

Marg. Was für wunderliche Einfälle!

Lunardo. Ich will nun aber nicht, daß du hingehst; ich will hingehn. Ich habe zu befehlen, kurz von der Sache zu reden, ich habe zu befehlen. (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Margaretha, hernach Lunardo.

Marg. Was ich für einen Mann gekriegt habe! Seines Gleichen ist zwischen Himmel und Erden nicht zu finden. Hernach ärgert er mich noch mit seinem verwünschten Kurz von der Sache zu reden. Bald werde ich es, verstehst du mich, mein guter Lunardo, nicht länger mehr aushalten können.

Lunardo. Weißt du, wer es ist?

Marg. Wer denn?

Lunardo. Herr Moritz.

Marg. Des Bräutigams Vater?

Lunardo. Schweig doch! Freylich, eben der.

Marg. Will er die Sache vielleicht vollends richtig machen?

Lunardo. Geh du weg hier.

Marg. Und du schickst mich fort?

Lunardo. Nicht anders; geh du nur fort.

Marg. Soll ich es denn nicht mit anhören?

Lunardo. Nein.

Marg. Nun so sehe mir nur ein Mensch! Wer bin ich denn?

Lunardo. Ich bin Herr im Hause.

Marg.

Marg. Bin ich nicht deine Frau?
Lunardo. Geh weg hier, sag ich dir.
Marg. Was du für ein alter Bär bist!
Lunardo. Mache fort!
Marg. Was für ein Waldteufel! (indem sie langsam abgeht.)
Lunardo. Wird es bald werden? (verdrießlich.)
Marg. Was für ein Vieh von einem Manne! (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Lunardo, hernach Maurizio.

Lunardo. Weg ist sie. Mit Guten richtet man nichts aus. Man muß lermen. Ich bin ihr zwar sehr gut; aber in meinem Hause muß Niemand etwas zu befehlen haben, als ich.
Maur. Diener, Herr Lunardo.
Lunardo. Großen Dank, Herr Maurizio.
Maur. Ich habe mit meinem Sohne geredt.
Lunardo. Hat er ihm gesagt, daß er ihn verheirathen will?
Maur. Ja, das hab ich ihm gesagt.
Lunardo. Was sagte er denn dazu?
Maur. Er sagte, daß er es zufrieden wäre; er möchte sie aber erst gern sehen.
Lunardo. Nein, mein Herr, so sind wir nicht eins geworden. (verdrießlich.)
Maur. Nun, nun, werde er nur nicht böse; der Junge muß alles thun, was ich ihm heiße.
Lunardo. Wenn er will, kurz von der Sache zu reden, so liegt die Aussteuer parat. Ich habe ihm sechs Tausend Thaler versprochen, und sechs Tau-

send Thaler soll er auch haben. Will er sie in Dukaten oder in Silbermünze haben, oder soll ich ihm eine Banknote darüber geben? Befehl er nur.

Maur. Baar Geld mag ich nicht. Entweder wollen wir das Capital gleich auf Zinsen ausleihen, oder es sonst so gut, als möglich anzubringen suchen.

Lunardo. Ganz wohl; wie er will.

Maur. Auf Kleider verwende er mir nicht viel; ich verlange dieß gar nicht.

Lunardo. Ich gebe sie ihm, wie sie geht und steht.

Maur. Hat sie seidene Kleider?

Lunardo. Ja, sie hat einige Lappen.

Maur. In meinem Hause leide ich keine Seide. So lange ich noch lebe, muß sie nichts, als Wolle tragen; Saluppen und Hauben darf sie sich auch nicht anschaffen. Reifröcke, Tuppees und Haarwickel dulde ich durchaus nicht.

Lunardo. Recht so, er ist ein praver Mann! So gefällt mirs auch. Aber ein Geschenk an Geschmeide wird er ihr wohl machen?

Maur. Ich werde ihr ein Paar schöne goldene Schlösser zu Armbändern geben, und noch ein anderes Kleinod auf die Festtage, ingleichen etliche Schnuren Perlen, die sonst meiner Frau gehörten.

Lunardo. Recht so, recht so! Begehe er aber ja die Thorheit nicht, diese Sachen nach der Mode einfassen zu lassen.

Maur. Denkt er denn, daß ich so ein Narr seyn werde? Was soll die Mode dabey? Kleinodien sind immer nach der Mode. Was schätzt man

denn daran? Die Diamanten oder die Einfassung.

Lunardo. Ja, und doch schmeißt man heut zu Tage, kurz von der Sache zu reden, so vieles Geld mit Einfassen weg.

Maur. Ey freylich. Laß er einmal sein Geschmeide alle zehn Jahr anders einfassen, so hat er sie, nach hundert Jahren, zweymal bezahlt.

Lunardo. Ach, es giebt nur wenige, die so denken, wie wir.

Maur. Ja, es sind deswegen auch sehr wenige, die so viel Geld haben, wie wir.

Lunardo. Und sie sagen so gar auch, daß wir es nicht zu genießen wüßten.

Maur. Die guten Leute! Können sie uns denn ins Herze sehen? Glauben sie denn, daß es sonst kein Vergnügen giebt, als das, das sie genießen? Ach, mein lieber Gevatter, es ist doch eine hübsche Sache, wenn man sagen kann: Ich habe mein gutes Auskommen, es fehlt mir an nichts, und wenn es die Noth erfodert, kann ich auch hundert Dukaten hervorholen.

Lunardo. Recht so, und brave fette Kappaunen, junge Hüner und Kalbsviertel essen.

Maur. Und das alles recht gut und wohlfeil, weil man allemal baar bezahlt.

Lunardo. Und in seinem Hause lebt man ruhig und ohne großes Geräusche, ohne Lerm.

Maur. Ohne daß einem Jemand zur Last fällt.

Lunardo. Ohne das ein Mensch erfährt, was wir machen.

Maur. Und wir sind unsere eigene Herren im Hause.

Lunardo. Und die Frau muß nichts zu befehlen haben.
Maur. Und Kinder sind Kinder.
Lunardo. Auf diese Art ist meine Tochter auch erzogen worden.
Maur. Mein Sohn ist ebenfalls ein braver Kerl. Er schmeißt gewiß keinen Heller weg.
Lunardo. Meine Tochter kann alles machen. In meinem Hause hat sie alle Arbeit verrichten, sogar auch Teller und Schüsseln aufwaschen müssen.
Maur. Und meinem Sohne habe ich gewiesen, wie man die Strümpfe flicken und einen Knopf an die Hosen nähen müsse, damit er sich nicht mit den Mägden abgeben darf.
Lunardo. Recht so! (Er lacht.)
Maur. Ja, wahrhaftig. (Er lacht.)
Lunardo. Nun, so wollen wir das Verlöbniß immer richtig machen, und das Werk gleich zu Stande bringen. (indem sie einander die Hände schütteln und lachen.)
Maur. Wie er will, Gevatter. (wie oben.)
Lunardo. Diesen Mittag muß er mit mir essen, wie ich ihm schon gesagt habe. Ich habe ein Paar Kälbergekröse, die, kurz von der Sache zu reden, kostbar sind.
Maur. Die wollen wir essen.
Lunardo. Wir wollen es uns lassen gut schmecken.
Maur. Und lustig und guter Dinge seyn.
Lunardo. Sie mögen hernach immer sagen, daß wir grobe Leute sind.
Maur. Die Narren!
Lunardo. Die dummen Kerl! (Sie gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Ein Zimmer in Simons Hause.

Marina und Filippetto.

Marina. Ey, wie kömmt denn das, mein lieber Neffe, daß er mich einmal besucht? Das ist ja ein rechtes Wunder.

Filip. Ich komme aus der Schreibestube, und ehe ich nach Hause gieng, wollte ich lieber erst hieher gehen, meinen Besuch abzustatten.

Marina. Recht so, Filippetto, er hat wohl daran gethan. Setz er sich doch. Will er frühstücken?

Filip. Ich bedanke mich, Frau Muhme. Ich muß nach Hause gehn; denn wenn mich mein Vater nicht antrifft, so komm ich schlimm an.

Marina. Sag er ihm nur, daß er bey Muhme Marinen gewesen. Was kann er denn dawider einzuwenden haben?

Filip. Ach, wenn sie wüßte! Er ist keinen Augenblick ruhig; er läßt mich gar nicht zufrieden.

Marina. Auf einer Seite hat er Recht. Aber zu seiner Muhme könnte er ihn wohl gehen lassen.

Filip. Ich muß es ihr nur sagen: Er will durchaus nicht, daß ich hergehen soll.

Marina. Er ist just so ein Waldteufel, wie mein Mann.

Filip. Ist Herr Oheim Simon zu Hause?

Marina. Nein, er ist nicht zu Hause; aber er muß nun bald kommen.

Filip. Auch er schilt mich aus, wenn er mich hier sieht.

Marina. Laß er ihn immer reden. Das wäre doch was Schönes! Er ist mein Neffe. Er ist meiner Schwester Sohn. Die arme Frau ist gestorben, und ich kann wohl sagen, daß ich sonst Niemand mehr auf der Welt habe, als ihn.

Filip. Ich sähe aber doch nicht gern, daß er sie meinetwegen auch ausschölte.

Marina. Ach, mein lieber Sohn, meinetwegen trag er keine Sorge. Wenn er mir so viel sagt, so sag ich ihm zehnmal mehr. Es würde schlecht um mich aussehn, wenn ich es nicht so machte. Ueber alles zankt er. Ja, ich glaube, daß es auf dem ganzen Erdboden keinen gröbern Mann giebt, als den Meinen.

Filip. Noch gröber, als mein Vater?

Marina. Das kann ich ihm nun so genau nicht sagen, sieht er wohl; aber fast so.

Filip. Niemals, so lang ich auf der Welt bin, hat er mir die kleinste Freude erlaubt. Den Tag über muß ich in der Schreibestube und zu Hause arbeiten. Sonntags muß ich das thun, was man gemeiniglich zu thun pflegt, und dann gleich wieder nach Hause. Er schickt allemal den Diener mit mir, und den konnte ich auch nicht einmal überreden, daß er mich diesen Vormittag hieher begleitete. Ich darf niemals vors Thor oder in die Allee gehen; ja, ich glaube, daß ich, in meinem Leben, kaum drey oder viermal auf den Markt gekommen bin. Wie er es macht, so soll ich es auch machen. Bis Abends um achte muß ich in der Schreibestube sitzen, dann gehts zu Tische, vom Tische zu Bette, und damit holla.

Marina. Armer Schelm! Er dauert mich in der That. Es ist zwar wahr, die Jugend muß man im Zaume halten; aber zu viel ist doch zu viel.

Filip. Nun nu, es mag gut seyn; ich weis aber nicht, ob es noch lange so gehen wird.

Marina. Er ist nun schon bey erwachsenen Jahren, und deswegen sollte er ihm etwas mehr Freyheit lassen.

Filip. Hat sie noch nichts gehört, Frau Muhme?

Marina. Wovon denn?

Filip. Hat ihr mein Vater nichts gesagt?

Marina. O, es ist ja schon ziemlich lange, daß ich ihn nicht gesehen habe.

Filip. Also weis sie von nichts.

Marina. Ich weis gar nichts. Was soll es denn seyn?

Filip. Wird es mein Vater auch wieder erfahren, wenn ich ihr was sage?

Marina. Nein, nein, davor sorge er nur nicht.

Filip. Aber merke sie es wohl, versteht sie mich.

Marina. Ja doch, ja doch, sag ich ihm.

Filip. Höre sie nur, er will mich verheirathen.

Marina. Wirklich?

Filip. Er hat mir es selbst gesagt.

Marina. Hat er denn schon eine Braut?

Filip. Ja, Frau Muhme.

Marina. Wer ist sie denn?

Filip. Ich will es ihr wohl sagen; aber liebe Frau Muhme, sage sie es ja nicht weiter.

Marina. Ih so geh er doch; bald macht er mich böse. Nun, wer soll sie denn seyn?

Filip. Es ist die Tochter des Herrn Lunardo Crozzola.

Marina. Ha, ha, die kenne ich. Sie selbst kenne ich zwar nicht, aber ihre Stiefmutter, Margarethen Salicola, die Lunarden geheirathet hat, der ein guter Freund von meinem Manne ist, und eben so grob, wie er. Die schicken sich recht gut zusammen, nämlich des Bräutigams und der Braut Vater. Hat er das Mädchen schon gesehen?

Filip. Nein, Frau Muhme.

Marina. Er wird sie aber doch zu sehen bekommen, ehe die Sache richtig wird.

Filip. Ich glaube es schwerlich.

Marina. Nun, das wäre schön! Und wenn sie ihm nun nicht gefiele?

Filip. Wenn sie mir nicht gefällt, so nehme ich sie, bey meiner Seele, auch nicht.

Marina. Es wäre also besser, wenn er sie vorher erst sähe.

Filip. Wie sollte ich denn das machen?

Marina. Er muß es seinem Vater sagen.

Filip. Ich habe es ihm schon gesagt; er gab mir aber eins aufs Maul.

Marina. Wenn ich nur wüßte, wie ich es anfienge, so wollte ich ihm doch den Gefallen thun.

Filip. Ey, wenn das angienge!

Marina. Aber der grießgrimmige Lunardo läßt seine Tochter Niemanden sehen.

Filip. Wenn es sich so einmal an einem Feyertage schickte —

Marina. Stille, stille, da ist mein Mann.

Filip. Soll ich weggehen?

Marina. Bleib er nur da.

Siebenter Auftritt.

Simon, und die Vorigen.

Simon. (Was macht denn der liederliche Kerl da?)

Filip. Ihr Diener, Herr Oheim.

Simon. Großen Dank. (trotzig.)

Marina. Ein hübsches Compliment für meinen Neffen!

Simon. Ich habe dich mit der Bedingung geheirathet, daß Niemand von deinen Anverwandten in mein Haus kommen soll.

Marina. Denkt doch! Klopfen denn meine Verwandten an deiner Thüre an, und fodern dir was ab? Sie brauchen deiner Hülfe gar nicht. Mein Neffe besucht mich einmal, nach so langer Zeit, und doch murrest du darüber? Wenn es gleich ein Holzhacker wäre; wenn es gleich ein dummer Bauerkerl wäre! Du willst ein höflicher Mann seyn? Du bist ein Grobian, nimm mir es nicht übel.

Simon. Bist du bald fertig? Ich mag heute keinen Lerm machen.

Marina. Warum kannst du denn meinen Neffen nicht leiden? Was hat er dir gethan?

Simon. Er hat mir nichts gethan; ich bin ihm gut; du weißt aber, daß ich nicht leiden kann, daß Jemand zu uns komme.

Filip. Laß er es gut seyn, ich werde nicht wieder kommen.

Simon. Damit wird er mir einen Gefallen thun.

Marina. Und ich will es durchaus haben, daß er kommen soll.

Simon. Er soll aber nicht kommen.

Marina. Dergleichen Dinge kannst du mir nicht verbieten.

Simon. Ich kann und will dir alles das verbieten, was mir nicht gefällt.

Filip. Leb er wohl. (im Begriff abzugehn.)

Marina. Wart' er. (zu Filip.) Was hast du an dem Menschen auszusetzen? (zu Simon.)

Simon. Er soll nicht hieher kommen.

Marina. Warum aber nicht?

Simon. Warum und darum, es soll Niemand zu mir kommen.

Filip. Nun, Frau Muhme, lasse sie mich immer gehen.

Marina. Geh er, geh er, mein lieber Neffe; ich will zu seinem Vater kommen.

Filip. Nun, adjeu; leb' er wohl, Herr Oheim.

Simon. Großen Dank.

Filip. (O der kann es mit meinem Vater aufnehmen, er ist zehnmal gröber, als er.) (geht ab.)

Achter Auftritt.

Marina und Simon.

Marina. Da sehe mir einmal ein Mensch den Spectakel! Was soll nun der Bursche davon sagen?

Simon. Du weist aber nun, wie ich bin. In meinem Hause will ich meine Freyheit haben.

Marina. Womit fällt dir aber mein Neffe zur Last?

Simon. Davon rede ich ja nicht. Es soll nur Niemand zu mir kommen.

Marina. Warum gehst du denn nicht in deine Stube?

Simon. Weil ich gern hier seyn will.
Marina. Du bist ein artiger Mann, das ist wahr. Hast du das Marktgeld schon gegeben?
Simon. Noch nicht.
Marina. Werden wir heute gar nicht essen?
Simon. Nein, junge Frau.
Marina. Wir werden nicht essen?
Simon. Nein doch.
Marina. Das fehlte nur noch, daß ich mich auch des Essens wegen ärgern müßte.
Simon. Wenn man dich anhört, so muß man mich für einen rechten einfältigen, dummen Kerl halten.
Marina. Warum essen wir aber heute Mittag nicht?
Simon. Weil wir ausser dem Hause essen sollen. (etwas ungestüm.)
Marina. Und das sagst du mir auf so eine gute Art?
Simon. Du wirst mich gewiß noch aufbringen.
Marina. Mein lieber Mann, nimm mir es nicht übel, du hast bisweilen gar zu einen närrischen Kopf.
Simon. Kennest du denn mein Naturel nicht? Wenn du es aber kennest, warum machst du denn so einen Lerm?
Marina. (Da gehört viele Geduld dazu.) Wo werden wir denn zu Mittage essen?
Simon. Du gehst mit mir.
Marina. Wohin aber?
Simon. Wohin ich dich führen werde.
Marina. Warum soll ich es denn nicht wissen?
Simon. Was liegt dir denn daran, ob du es weist oder nicht? Wenn du bey deinem Manne bist, so brauchst du dich um weiter nichts zu bekümmern.

Marina. Du kömmst mir wahrhaftig wie ein Narre vor. Ich muß doch wohl wissen, wo ich hingehen soll, wie ich mich anzuziehen habe und zu was für Leuten ich komme. Wenn es etwan Leute sind, wo ich mir Zwang anthun muß, so wollte ich mich doch nicht gern auslachen lassen.

Simon. Wo ich hingehe, da kannst du gewiß glauben, daß man sich keinen Zwang anthun darf.

Marina. Mit wem soll ich aber gehen?

Simon. Du gehst mit mir.

Marina. Du bist aber auch ein rechter wunderlicher Mann, du!

Simon. Ey freylich, recht wunderlich.

Marina. Ich soll also gehen, ohne zu wissen, wohin?

Simon. Nicht anders, junge Frau.

Marina. Heiß mich kurz und lang, wenn ich mitgehe.

Simon. Nun, so kannst du zu Hause bleiben, ohne diesen Mittag zu essen.

Marina. Ich werde zu meinem Schwager Moritzen gehen.

Simon. Dein Schwager Moritz wird auch da essen, wo wir essen.

Marina. Aber wo denn?

Simon. Komm du nur mit mir, hernach wirst du es schon erfahren. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Marina, hernach Felice, Canciano und der Graf Riccardo.

Marina. Das war hübsch! Der artige Mann! Was er für trefliche Manieren hat! He! Es wird gepocht,

gepocht, seht doch zu, wer es ist! (Nach der Scene zu.) Man möchte sich krank darüber lachen. Ich soll ausser dem Hause essen, ohne zu wissen, wo? Ich möchte mir zwar gern ein kleines Vergnügen machen, wenn ich aber nicht weis wo, so geh' ich auch nicht. Wenn ich nur wüste, wie ich dahinter käme. O, wer kömmt denn da? Frau Felice. Wer ist denn bey ihr? Der eine ist ihr alberner Mann. Und der andere, wer muß denn der seyn? Ja, ja, die hat immer einen, der sie bedient. Ihr Mann ist gerade nach dem Schlage wie meiner; aber Felice fragt nichts nach ihm. Es muß alles nach ihrem Kopfe gehn, und ihr guter einfältiger Mann trollt immer hinter ihr drein, wie ein Budel. Es ist mir nur leid um meinen Mann. Was wird er sagen, wenn er alle diese Leute hier sehen wird? Ey, er mag sagen, was er will; hab' ich sie doch nicht hergebeten. Unbescheiden kann ich doch auch nicht seyn.

Felice. Ihre Dienerin, Frau Marina.

Marina. Gleichfalls die Ihrige, Frau Felice. Ihre Dienerin, meine Herren.

Canciano. Ihr Diener. (verdrießlich.)

Riccardo. Unterthäniger Diener, Madam. (zu Marinen.)

Marina. Ihre Dienerin. Wer ist denn der Herr? (zu Felicen.)

Felice. Es ist ein Graf, ein fremder Herr, und meines Mannes guter Freund. Nicht wahr, mein lieber Canciano?

Canciano. Was weis ichs.

Riccardo. Sein guter Freund, und ein Diener von ihnen allerseits.

Marina. Wenn es ein guter Freund von dem Herrn Canciano ist, so muß es auch eine Person von Verdiensten seyn.

Canciano. Das weis ich nicht, sag' ich ihr.

Marina. Wie sollte er aber das nicht wissen können, da er doch mit ihm her zu mir kömmt?

Canciano. Mit mir?

Felice. Mit wem denn sonst? Verzeihen sie, lieber Herr Graf. Wir haben jetzt Carneval, und da will mein Mann einen kleinen Spaß machen. Er will nur Frau Marinen ein wenig aufbringen. Nicht wahr, mein lieber Canciano?

Canciano. (Das muß ich nun so verschlucken.)

Marina. (Was das für ein leichtfertiges Ding von einer Frau ist.) Wollen sie sich nicht setzen? Seyn sie doch so gütig.

Felice. Ja, wir wollen uns immer ein wenig setzen. (Sie setzt sich.) Setzen sie sich hieher, neben mich, Herr Graf.

Riccardo. Das Glück könnte mich an keinen bessern Platz führen.

Canciano. Und wo soll ich mich denn hinsetzen?

Felice. Dorthin, neben Frau Marinen. (zu Canciano.)

Marina. (Nein, meine Beste; es würde mir schlimm gehen, wenn mein Mann käme.) (sachte zu Felicen.)

Felice. Sieh dich doch nur um; sind denn da nicht Stühle genug? (zu Canciano.)

Canciano. O ja, Madam, ich danke ihr. (Er setzt sich etwas bey Seite.)

Riccardo. Mein Freund, wenn sie sich hieher setzen wollen, so steht es bey ihnen; machen sie keine Compli-

Complimente. Ich setze mich gleich dort auf die andere Seite, neben Madam Marinen. (zu Cancianen.)

Marina. Nein, nein, mein Herr, incommodiren sie sich nicht. (zu Riccarden.)

Felice. Was reden sie da für wunderliche Sachen? Glauben sie vielleicht, daß mein Mann eifersüchtig ist? He, Canciano, vertheidige dich. Höre nur, sie halten dich für eifersüchtig. Ich muß mich recht über sie wundern, Herr Graf. Mein Mann ist ein braver Mann; er hat dergleichen Grillen nicht im Kopfe; und wenn er sie ja hätte, so wollte ich sie ihm schon vertreiben. Das wäre was Schönes, wenn eine rechtschaffene Frau mit einem artigen und manierlichen Herrn nicht umgehen dürfte, der auf ein Paar Tage nach Venedig aufs Carneval gekommen, und der ihr von ihrem Bruder in Mayland empfohlen worden ist? Was meynt sie dazu, Marina, wäre es nicht eine Unhöflichkeit? Wäre es nicht eine rechte Flegeley? Mein Mann ist nicht so gesinnt; er ist auf Ansehn und Ehre bedacht; er sieht es gern, wenn sich seine Frau ein Vergnügen macht, etwas vorstellt, und in hübsche Gesellschaft geht. Nicht wahr, mein lieber Canciano?

Canciano. Ja, junge Frau. (kauend.)

Riccardo. Die Wahrheit zu gestehen, so hatte ich deswegen einigen Zweifel; weil sie mich aber eines andern belehren, und weil es Herr Canciano selbst bekräftiget, so will ich mich desfalls völlig beruhigen und mir die Ehre, sie zu bedienen, zu Nutze zu machen suchen.

Canciano. (Ich bin ein rechter Esel gewesen, daß ich ihn gleich in mein Haus genommen habe.)

Marina. Werden sie sich einige Zeit in Venedig aufhalten, Herr Graf?

Riccardo. Ich war erstlich Willens, nicht lange hier zu bleiben; aber es gefällt mir so sehr in dieser schönen Stadt, daß ich meinen Aufenthalt verlängern werde.

Canciano. (So will ihn der Teufel noch nicht wegführen?)

Felice. Und also werden wir diesen Mittag zusammen essen, Frau Marina.

Marina. Wo denn?

Felice. Wo, fragt sie? Und sie weis noch nicht, wo?

Marina. Mein Mann hat mir wohl was von dieser Gasterey gesagt, aber den Ort hat er mir nicht genennt.

Felice. Bey Frau Margarethen.

Marina. Bey Herrn Lunarden?

Felice. Ja, ja.

Marina. Ah, nun versteh ich es erst. Es wird wohl Hochzeit da seyn?

Felice. Was für Hochzeit?

Marina. Weis sie nichts davon?

Felice. Nicht ein Wort. Erzähle sie mir es doch.

Marina. O, das ist eine große Neuigkeit.

Felice. Wird Lucietta vielleicht verheirathet?

Marina. Ja freylich; aber stille davon.

Felice. Ey, meine liebe Marina, erzähle sie mir doch das Ding. (Sie tritt näher zu Marinen.)

Marina. Wenn diese es nun auch hören? (indem sie auf Riccarden und Cancianen zeigt.)

Felice. Herr Graf, reden sie doch was mit meinem Manne, und gehen sie mit ihm auf die Seite. Unterhalten sie sich ein wenig mit ihm. Er sieht es zwar gern, wenn man mit seiner Frau spricht, er will aber auch nicht immer allein im Winkel lehnen. Nicht wahr, mein lieber Canciano?

Canciano. Ey, geben sie sich keine Mühe, ich frage nichts darnach. (zu Riccarden.)

Riccardo. O nein, ich werde das Vergnügen haben, mich mit dem Herrn Canciano zu unterhalten. Ich werde sie bitten, mich von diesem und jenem zu unterrichten. (Er nähert sich Cancianen.)

Canciano. (Er soll schön ankommen.)

Felice. Nun? (zu Marinen.)

Marina. Gehe sie nur; sie ist eine lose Frau. (zu Felicen.)

Felice. Wenn ichs nicht so machte, so kriegte ich die Schwindsucht bey meinem Manne.

Marina. Aber ich? —

Felice. Nun sage sie mir nur, sage sie mir nur. Was giebt es denn mit Lucietten?

Marina. Ich will ihr alles erzählen; aber heimlich, daß es Niemand hört. (Sie reden heimlich.)

Riccardo. Es scheint mir fast, mein Herr, als wenn sie sich nicht sehr um mich bekümmerten. (zu Cancianen.)

Canciano. Verzeihen sie mir, ich habe so vielerley für mich zu thun, daß ich mich um anderer Leute Sachen nicht sehr bekümmern kann.

Riccardo. Ganz wohl, so will ich ihnen auch nicht beschwerlich fallen. Aber diese Frauenzimmer sprechen heimlich mit einander, lassen sie uns also auch etwas reden. Wir wollen unter uns sprechen.

Canciano. Was soll ich aber mit ihnen sprechen? Ich bin ein Mann von wenig Worten; nach Neuigkeiten frag' ich nicht viel und aus dem Umgange mache ich mir auch nichts.

Riccardo. (Das ist ein hübscher grober Kerl!)

Felice. Und er hat sie noch nicht gesehen? (zu Marinen.)

Marina. Nein; und sie wollen auch nicht, daß er sie sehen soll.

Felice. Das sind ja aber rechte dumme Streiche.

Marina. Weis sie wohl, daß ich vieles drum geben wollte, wenn er sie, noch vor dem Verlöbnisse, zu sehen bekommen könnte?

Felice. Kann er denn nicht zu ihr ins Haus gehen?

Marina. Daran ist gar nicht zu gedenken.

Felice. Könnte es denn nicht unter der Maske geschehen? —

Marina. Rede sie nur sachte, daß die es da nicht hören.

Felice. Nun, sinnen sie immer auf ihre Sachen. Belauschen sie uns nicht; reden sie mit einander, wie wir es machen. (zu Riccarden.) Höre sie nur, was mir einfällt. (sachte zu Marinen.)

Riccardo. Wo werden sie diesen Abend hingehen? (zu Cancianen.)

Canciano. Nach Hause.

Riccardo. Und ihre Frau Liebste?

Canciano. Auch nach Hause.

Riccardo. Werden sie Gesellschaft haben?

Canciano. Ja, mein Herr. Im Bette.

Riccardo. Im Bette? Um welche Zeit?

Canciano. Um acht Uhr.

Riccardo. Ey, sie spaßen mit mir.

Canciano. Nein, nein, so wahr ich ihr Diener bin.
Riccardo. (Ich bin schlimm angekommen, wie ich sehe.)
Felice. Nun, was meynt sie darzu? Gefällt es ihr so? (zu Marinen.)
Marina. O ja; so wird es recht gut gehen. Ich weis aber nur nicht, wie ich es mache, daß ich meinen Neffen zu sprechen bekomme. Wenn ich ihn herrufen lasse, so wird mein Mann toll.
Felice. Lasse sie ihm sagen, daß er zu mir kommen soll.
Marina. Aber sein Vater? —
Felice. Speist er denn nicht auch bey dem Herrn Lunarden? Er kann ja also kommen, wenn er ausgegangen ist. Kurz, lasse sie mich nur sorgen.
Marina. Und hernach? —
Felice. Und hernach, und hernach, wozu nützt das viele Fragen? Ich sag ihr, lasse sie mich sorgen.
Marina. Ich will ihm gleich Nachricht davon geben lassen.
Felice. Nun, wie ist es denn, sind sie stumm? (zu Riccarden und Cancianen.)
Riccardo. Herr Canciano hat nicht Lust zu reden.
Felice. Der arme niedergeschlagene Mann. Er wird etwas im Kopfe haben. Er hat immer sehr viel zu thun; aber er ist sonst der wackerste Mann.
Riccardo. Ich glaube, daß es ihm nicht recht wohl ist.
Felice. Wirklich? Ach ich arme Frau! Das thut mir sehr leid. Was fehlt dir denn, mein guter Canciano?
Canciano. Nichts.
Felice. Warum sagen sie aber, daß ihm nicht recht wohl sey? (zu Riccarden.)

Riccàrdo. Weil er Willens ist, um acht Uhr zu Bette zu gehen.

Felice. Ist das wahr? Du thust wohl daran, mein Männchen, daß du dich ein Bischen in Acht nimmst. (zu Cancianen.)

Canciano. Du must auch mitgehen.

Felice. O nein; erinnerst du dich nicht mehr, daß wir in die Oper gehen müssen?

Canciano. In die Oper geh' ich nicht,

Felice. Was? Da hab' ich ja das Logenbillet; du hast mir es ja selbst holen lassen. (zu Cancianen.)

Canciano. Ich hab es holen lassen — ich hab es holen lassen, weil du mich übertölpelt hast; aber ich geh doch nicht in die Oper, und du sollst auch nicht hineingehen.

Felice. O verzweifelt! Er spaßt. Ja, ja, er spaßt nur, sieht sie wohl, Marina. Mein Männchen hat mich lieb; er hat mir ein Billet holen lassen, und wird auch mit mir in die Oper gehen. Nicht wahr, Männchen? (Höre nur, halt mich nicht für eine Närrin, sonst soll dirs übel gehen.) (sachte zu Cancianen.)

Marina. (Die lose Frau.)

Felice. Wollen sie mit unserer Loge vorlieb nehmen? Es ist noch Platz darinnen. Nicht wahr, Canciano? (zu Riccarden.)

Canciano. (Verwünscht seyst du! Ich muß alles thun, was sie haben will.)

Zehenter Auftritt.

Simon und die Vorigen.

Simon. Marina. (hitzig.)

Marina. Mann. Simon.

Simon. (Was ist denn das für ein Lärm? Was wollen denn die hier? Wer ist denn der da? (indem er auf Riccarden zeigt.)

Felice. Dienerin, Dienerin, Herr Simon.

Simon. Großen Dank. (zu Felicen.) Nu? (zu Marinen.)

Felice. Wir sind hergekommen, ihn zu besuchen.

Simon. Wen?

Felice. Ihn. Nicht wahr, Canciano?

Canciano. Ja, junge Frau. (verdrießlich.)

Simon. Geh du weg hier. (zu Marinen.)

Marina. Soll ich denn eine solche Grobheit begehen?

Simon. Das überlaß du mir nur, und geh fort.

Felice. Nun, Marina, gehorche sie ihrem Manne; wenn mir Canciano nur ein Wort sagt, sieht sie, so thue ich es gleich.

Marina. Schon recht, schon recht, nun versteh' ich sie. Leben sie wohl.

Riccardo. Ergebenster Diener. (zu Marinen.)

Simon. Ihr Diener. (spöttisch zu Riccarden.)

Marina. Gehorsame Dienerin. (Sie verneigt sich gegen den Grafen.)

Simon. Ihr Diener, Madam. (Er macht ihre Verbeugung nach.)

Marina. (Ich schweige jetzt stille, weil ich meine Ursachen dazu habe; aber so ein Leben mag ich nicht länger führen.) (geht ab.)

Simon. Wer ist der Herr hier? (zu Felicen.)

Felice. Frag' er nur meinen Mann darum.

Riccardo. Wenn sie wissen wollen, wer ich bin, so will ich es ihnen sagen, ohne daß sie sich bemühen dürfen, einen andern darum zu fragen. Ich bin

der Graf Riccardo Degli Arcolai, Ritter von Abruzzo, ein guter Freund von dem Herrn Canciano und der Frau Felice ergebener Diener.

Simon. Und er läßt seine Frau mit dergleichen Leuten umgehen? (zu Cancianen.)

Canciano. Ja, was soll ich thun?

Simon. Ey, beym Sapperloth! (geht ab.)

Felice. Siehst du, was der für eine hübsche Aufführung hat? Er läßt uns hier stehen, ohne Abschied zu nehmen. Sehen sie einmal den Unterschied, Herr Graf. Mein Mann ist doch höflich; er ist gar nicht fähig, dergleichen Sachen zu thun. Es thut mir indessen leid, daß wir sie heute nicht mit zu Gaste nehmen können. Aber nach Tische will ich ihnen was sagen, und auf den Abend gehen wir mit einander in die Oper. Nicht wahr, Canciano?

Canciano. Aber ich sage dir ja —

Felice. Ey, geh du nur her, kleines Närrchen. (Sie nimmt Cancianen bey dem einen und den Grafen bey dem andern Arme, und gehen ab.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer in Lunardens Hause.

Margaretha in reinlicher Kleidung, und Lucietta.

Lucietta.

Recht so, liebe Mutter. Ey, wie schön sie sich geputzt hat!

Marg. Ja, wie soll ichs anders machen, meine liebe Tochter? Soll ich denn, versteht sie mich, wie eine Magd gehen, wenn die Leute heute zu uns kommen?

Lucietta. Aber was werde ich denn für eine Figur dabey spielen?

Marg. Sie, als ein unverheirathetes Mädchen, sieht so recht gut aus.

Lucietta. Ih ja, ich sehe recht gut aus! Wenn ich nicht krank bin, sehe ich gut aus.

Marg. Ich weis nicht, was ich darzu sagen soll, meine Tochter. Wenn es auf mich ankäme, so sähe ich es auch gern, daß sie mit allem Nothdürftigen versorgt würde; sie weis aber, wie ihr Vater ist. Er läßt gar nicht mit sich reden. Wenn ich ihm sage, daß er ihr was soll machen lassen, so will er mir die Augen auskratzen. Er spricht, Mädchen müssen ungeputzt gehen; er wirft mir vor, daß sie alles auf mein Anrathen thue; um

nun sein Lärmen nicht anzuhören, schweige ich lieber stille und lasse ihn gehen. Und bey allen dem ist sie ja auch meine leibliche Tochter nicht, daß ich also in der Sache keinen Ausspruch thun kann.

Lucietta. Ich weis es, ich weis es mehr als zu wohl, daß ich ihre Tochter nicht bin. (verdrießlich.)

Marg. Was will sie denn damit sagen? Meyne ich es etwann nicht gut mit ihr?

Lucietta. O ja, sie meynt es recht gut; aber sie giebt sich meinetwegen nur gar keine Mühe. Wenn ich ihre Tochter wäre, und es kämen vornehme Leute zu uns, so würde sie mich gewiß nicht mit der Schürze können da stehen sehen.

Marg. So gehe sie doch, und lege sie sie ab.

Lucietta. Nun, und wenn ich sie nun weggethan habe?

Marg. Wenn sie sie weggethan hat, versteht sie mich, so hat sie sie nicht mehr vor.

Lucietta. Ey denkt doch! Glaubt sie denn, daß ich es nicht merke, daß sie mich zum Besten hat?

Marg. Sie macht, daß ich lachen muß. Aber was will sie denn eigentlich?

Lucietta. Ich möchte auch gern so gehen, wie andere meines Gleichen

Marg. Das muß sie ihrem Vater sagen. Oder soll ich ihr etwann einen Schneider heimlich holen lassen, der ihr ein Kleid mache? Aber hernach? Denkt sie denn, daß ihr Vater blind sey? Meynt sie denn, versteht sie mich, daß er sie nicht zu sehen bekömmt?

Lucietta. Ich rede ja von keinem Kleide; wenn ich aber nur wenigstens sonst etwas hätte. Sehe

sie nur, ich habe nicht einmal ein Paar Manschetten. Und mit dem lumpichten Halsbande, da muß ich mich auch schämen. Es ist so alt, als meine Großemutter. Im Hause möchte dieß Kleid auch noch angehen; aber wenn ich nur sonst noch etwas hübsches anzuziehen hätte. Ich bin jung, und auch kein Bettelmägdchen, deswegen dächt' ich, daß sich diese und jene Kleinigkeit nicht übel für mich schicken sollte.

Marg. Warte sie. Wenn sie Manschetten haben will, so will ich ihr ein Paar von den Meinigen geben. Will sie auch eine Schnur Perlen haben?

Lucietta. Ey, wenn das wäre!

Marg. Ich will sie ihr gleich holen. (Das arme Mädchen! Es dauert mich.) Wir Weibspersonen sind alle so, versteht sie mich. (geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Lucietta, hernach Margaretha.

Lucietta. Da sehe man nur! Sie sagt, daß es mein Vater nicht zugeben wolle; ich glaube aber, daß sie es nicht haben will. Es ist wahr, mein Vater ist ein plumper Mann, und kann dieses und jenes im Hause nicht leiden; aber sie hat sich doch hübsche Sächelchen angeschafft, und wenn sie ein neues Kleid haben will, so läßt sie sich es machen, und er mag reden, was er will. Aber an mich armes Ding denkt sie nicht. Es ist eine Stiefmutter, und das ist schon genug. Und hernach kenne ich sie auch; sie ist deswegen böse auf mich, weil ich jünger und schöner bin, als sie. Ich bin ihr im Hause

zur

zur Last. Sie heißt mich Tochter, aber allemal mit einer verdrießlichen Miene; und wenn ich sie Mutter nenne, so denkt sie immer, daß sie älter dadurch wird.

Marg. Nun, nehme sie ihre Schürze ab.

Lucietta. Ja, ja, gleich. (Sie legt die Schürze ab.)

Marg. Komme sie her, ich will ihr die Manschetten umthun.

Lucietta. Ey, lasse sie sie mich doch einmal sehen, liebe Mutter.

Marg. Sehe sie nur, sie sind fast noch ganz neu.

Lucietta. Was soll ich denn mit den Waschlappen um den Händen machen?

Marg. Waschlappen nennt sie sie? Ein Paar nesseltuchene Manschetten, die ich kaum viermal vorgethan habe?

Lucietta. Sieht sie denn nicht, wie zerzaußt sie sind?

Marg. Was das für ein Unglück ist! Sie werden gewiß zu ihr kommen und nachsehen, ob ihre Manschetten gewaschen sind.

Lucietta. Aber ihre sind doch rein.

Marg. Seht doch die kluge Mamsel! Sie will sich mir gleich schätzen! Hier sind die Manschetten, wenn sie sie vorthun will, gut; wenn sie aber bessere haben will, so schaffe sie sich welche.

Lucietta. Nun, werde sie nur nicht böse, ich will sie vorthun.

Marg. Komme sie her. Je mehr man solchen eigensinnigen Köpfchen zu Gefallen thut, je schlimmer macht mans. (indem sie ihr die Manschetten umthut.)

Lucietta. Ey freylich! Sie thut viel für mich. (indem sie die Manschetten zurechte legt.)

Marg. Ich thue mehr, als mir zukömmt. (wie oben.)
Lucietta. Wenn sie sich nur nichts verrenkt! (wie oben.)
Marg. Sie ist heute sehr naseweiß. (wie oben, indem sie sie zu sich zieht.)
Lucietta. Nun, schmeiße sie mich nur nicht um, ich bin ja kein Vieh nicht.
Marg. Nun, nu, lasse sie es gut seyn; ich will ihr nicht mehr zu nahe kommen. Sie ist gar zu zart, Mamsellchen. Sie kann sich von der Magd bedienen lassen; ich mag gar nichts mehr mit ihr zu thun haben.
Lucietta. Wo hat sie denn die Perlen?
Marg. Ich weis nicht, wo sie sind; ich mag mich nicht wieder aushunzen lassen.
Lucietta. Nun, meine liebe Mutter —
Marg. Ich bin doch eine rechte Närrin, daß ich mich von so einem albern Mädchen zum besten haben lasse.
Lucietta. (Sie weint und trocknet sich die Augen mit dem Schnupftuche ab.)
Marg. Nun, was giebts denn? Was fehlt ihr denn?
Lucietta. (wie oben.)
Marg. Sie weint? Was hab ich ihr denn gethan?
Lucietta. Sie hat versprochen — mir — eine Schnure — Perlen zu geben — und nun — will sie mir sie — nicht geben — (indem sie weint.)
Marg. Warum macht sie mich böse.
Lucietta. Will sie mir sie geben?
Marg. Nun, so komme sie nur her. (Sie will ihr die Perlen umthun.)
Lucietta. Weise sie mir sie erst.

Marg. Wird sie auch wieder was dawider einzuwenden haben? Geh sie, geh sie nur, ich will sie ihr umthun.

Lucietta. (Es wird ein altväterisch Ding seyn.) (indem sie sachte für sich murmelt.)

Marg. Was sagte sie? (indem sie ihr die Perlen umhänget.)

Lucietta. Nichts.

Marg. Sie brummt beständig. (wie oben.)

Lucietta. Da sieht sie! Das ist eine zerbrochene Perl. (Sie findet eine zerbrochene Perl auf der Brust.)

Marg. Nun? Und was thut denn das? Reihe sie die Uebrigen ein wenig auseinander.

Lucietta. Sie sind alle zerbrochen.

Marg. Bald hätte ich was gesagt —

Lucietta. Wie lange hat sie denn diese Schnure schon?

Marg. Will sie wetten, ich nehme sie ihr wieder und trage sie weg?

Lucietta. O, immer muß es gezankt seyn!

Marg. Sie ist ja niemals ruhig.

Lucietta. Seh ich denn so gut aus?

Marg. Recht vortreflich.

Lucietta. Lassen sie mir denn gut zum Gesichte?

Marg. Recht schön, sag ich ihr, recht schön. (Sie besitzt einen verfluchten Hochmuth.)

Lucietta. (Ich glaube ihr nichts; ich will mich besehen.) (Sie zieht einen kleinen Spiegel aus der Tasche.)

Marg. Und sie trägt gar einen Spiegel bey sich in der Tasche?

Lucietta. Es ist nur ein Stückchen von einem Spiegel.

Marg. Wenn das ihr Vater sehen sollte!

Lucietta. Sage sie es ihm ja nicht.
Marg. Sieht sie, da kömmt er gleich.
Lucietta. Daß dich doch der Henker! Ich habe mich nicht recht besehen können. (Sie steckt den Spiegel ein.)

Dritter Auftritt.

Lunardo und die Vorigen.

Lunardo. Nun, was soll denn das seyn? Will sie auf den Ball gehen, Madam? (zu Margarethen.)
Marg. Da haben wirs. Man sehe nur. Ich putze mich des Jahrs etwann einmal, und doch murrt er darüber. Befürchtest du vielleicht, verstehst du mich, ich möchte dich unglücklich dadurch machen?
Lunardo. Ich mache mir nichts draus, kurz von der Sache zu reden, und wenn du auch alle Wochen ein Kleid abtrügest. Ich bin, dem Himmel sey Dank, keiner von denen, die so sehr aufs Zeitliche erpicht sind. Hundert Thaler kann ich gemächlich verthun, aber nicht mit dergleichen Narrenpossen. Was sollen denn die ehrlichen Leute darzu sagen, die heute zu mir kommen? Eine französische Modenpuppe werden sie dich heißen; und für einen Narren laß ich mich auch nicht halten.
Lucietta. (Es gefällt mir in der That, daß er sie brav aushunzt.)
Marg. Wie meynst du denn, daß die andern erscheinen werden? In einem ledernen und einem hölzernen Schuh?
Lunardo. Laß du die andern kommen, wie sie wollen. In meinem Hause sind dergleichen Possen mein

Tage nicht gebräuchlich gewesen, und nun will ich nicht der Erste seyn, und mich auslachen lassen. Hast du mich verstanden?

Lucietta. Ja, wahrhaftig, Vater, das hab ich auch schon gesagt.

Lunardo. Weist du was, nimm du kein böses Exempel an ihr — Aber was ist denn das? Was hast du denn da für Teufeleyen um dem Halse? (zu Lucietten)

Lucietta. O, es ist nichts, lieber Vater. Dieß sind alte Lappen, und das eine altväterische Schnure.

Lunardo. Nimm die Perlen ab.

Marg. Das hab ich ihr auch schon gesagt, wahrhaftig, mein lieber Lunardo.

Lucietta. Ah, nicht doch, wir haben ja jetzt Carneval.

Lunardo. Was meynst du damit? Daß du maskirt bist? Ich leide aber diese Kinderpossen nicht. Es kommen heute Leute zu uns; und ich will nicht haben, daß sie sagen sollen, wenn sie dich sehen: Die Tochter ist eine Närrin, und der Vater hat keinen Verstand. Gieb die Perlen her. (Er will sie ihr abnehmen, sie wehrt sich aber.) Was ist denn dieß da für ein Getrudele? Manschetten, Mamsell? Manschetten? Wer hat dir denn diese Lumpereyen gegeben?

Lucietta. Die Mutter hat mir sie gegeben.

Lunardo. Albernes Weib! So artig erziehst du meine Tochter? (zu Margarethen.)

Marg. Wenn ich ihr ihren Willen nicht thue, so spricht sie, daß ich sie hasse, daß ich ihr nicht gut bin.

Lunardo. Seit wie lange hast du denn diese Grillen schon im Kopfe? (zu Lucietten.)

Lucietta. Ich sah, daß sie sich geputzt hatte, und da kriegte ich auch Lust.

Lunardo. Hörst du wohl? Das kömmt aus bösen Exempeln. (zu Margarethen.)

Marg. Sie ist noch ledig, und ich bin verheirathet.

Lunardo. Die Verheiratheten müssen jungen Mädchen mit guten Exempeln vorgehn.

Marg. Ich habe mich nicht deswegen verheirathet, verstehst du mich, daß ich deiner Kinder halben zur Närrin werden will.

Lunardo. Und ich habe dich nicht deswegen genommen, kurz von der Sache zu reden, daß du mein Haus in übeln Ruf bringen sollst.

Marg. Ich mache dir mehr Ehre, als du es werth bist.

Lunardo. Nun fort nur, zieh dich wieder aus. (zu Margarethen.)

Marg. Ich thue dir es nicht zu Liebe, und wenn du mich todt schlügest.

Lunardo. So darfst du auch nicht zu Tische kommen.

Marg. Darnach frag' ich viel.

Lucietta. Aber ich, Väterchen, ich darf doch zu Tische kommen?

Lunardo. Wenn du die Lumpereyen erst ablegst.

Lucietta. Wenn es sonst nichts ist, so nehme er sie hin. Ich folge. Sehe er nur, was das für Zeug ist; sie schämte sich nicht einmal, mir sie umzuthun. (Sie nimmt die Perlen und Manschetten ab.)

Lunardo. Siehst du? Man merkt es gleich, daß sie gut erzogen worden ist. Ach, meine erste Frau, das war eine wackere Frau! Sie steckte kein Band auf, ohne mich drum zu befragen; und wenn ich

es nicht haben wollte, so war es aus, und es wurde kein Wort weiter drüber geredt. Ach es gehe dir wohl, du magst seyn, wo du willst! Ich Narre, der ich gewesen bin, daß ich mich wieder verheirathet habe.

Marg. Ey ich hab es auch schön getroffen, daß ich so einen Waldteufel genommen habe.

Lunardo. Ey, du bist recht geplagt! Fehlt dir es etwann an dem Nothdürftigen? Hast du nicht zu essen?

Marg. Denkt doch! Als wenn eine Frau, ausser dem Essen, sonst nichts brauchte!

Lunardo. Was brauchst du denn noch?

Marg. Ach, mein guter Mann, mache ja nicht, daß ich anfange zu reden.

Lucietta. Vater!

Lunardo. Was giebts?

Lucietta. Ich werde nichts wieder anziehen, ohne es ihm zu sagen.

Lunardo. Da thust du wohl daran.

Lucietta. Und wenn mir es auch die Mutter selbst beföhle.

Marg. Du verschmitztes Ding! Wenn wir uns nicht kennten. Wenn er zugegen ist, versteht sie mich, so hält sie es mit ihm, und hernach, wenn er den Rücken wendt, so geht es brettsdicke über ihn her. (zu Lucietten.)

Lucietta. Mich meynt sie? (zu Margarethen.)

Lunardo. Halt das Maul. (zu Lucietten.)

Lucietta. Sie lügt. (zu Lunarden.)

Marg. Hörst du, wie sie redt? (zu Lunarden.)

Lunardo. Halt das Maul, sag ich dir. Mit einer Stiefmutter muß man nicht so reden. Du mußt

Respekt

Respekt für sie haben; du mußt ihr als Mutter begegnen.

Lucietta. Sie hat sich gar nicht über mich zu beschweren. (zu Lunarden.)

Marg. Aber ich — (zu Lunarden.)

Lunardo. Und du, kurz von der Sache zu reden, zieh du dich nur aus, das wird am besten seyn. (zu Margarethen.)

Marg. Ist das dein Ernst?

Lunardo. Mein völliger Ernst.

Lucietta. (O, das freuet mich!)

Marg. Ich bin capabel, das ganze Kleid in tausend Stücken zu zerreißen.

Lunardo. Nun mache, mache, ich will dir helfen.

Lucietta. Vater, es kommen Leute.

Lunardo. Die Esel! Sie kommen herein, ohne ein Wort zu sagen. Geh du fort hier. (zu Lucietten.)

Lucietta. Warum aber?

Lunardo. Geh und zieh dich aus. (zu Margarethen.)

Marg. Was werden aber die Leute darzu sagen?

Lunardo. Ey so wollt' ich, daß dich der Kukuck hätte!

Vierter Auftritt.

Simon, Marina und die Vorigen.

Marina. Dienerin, Frau Margaretha.

Marg. Schönen Dank, Frau Marina.

Lucietta. Willkommen.

Marina. Gott grüße sie, meine Tochter.

Marg. Willkommen, Herr Simon, willkommen.

Simon. Großen Dank, Frau Margaretha. (grob.)

Lunardo. Seyd willkommen. (Geh fort sag' ich dir. (zu Lucietten.)

Lucietta. (Es geschieht nicht, und wenn er mich umbrächte.)

Simon. Wir sind hergekommen, Herr Lunardo, ihm unsern Besuch abzustatten.

Lunardo. (Mein thörichtes Weib macht mich heute entsetzlich giftig.)

Simon. Ist mein Schwager Moritz noch nicht da? (zu Lunarden.)

Lunardo. (Man kann sich leicht einbilden, was Herr Simon in seinem Herzen darzu sagen muß, wenn er so eine Figur von einer Frau vor sich sieht.)

Marina. (Eine hübsche Aufführung! Er hört nicht einmal auf dich.) (zu Simon.)

Simon. Halt du dein Maul; was hast du dich denn darein zu mengen? (zu Marinen.)

Marina. Wie artig sie thun kann! (zu Simon.)

Marg. Nun, Frau Marina, lege sie doch ab.

Marina. Gleich. (Sie will die Florkappe ablegen.)

Lunardo. Geh mit ihr da hinein, und laß sie ihre Kleider und Florkappe ablegen. (böse zu Margarethen.)

Marg. Hui, hui, friß mich nur nicht, verstehst du mich. Komme sie, Frau Marina.

Lunardo. Und zieh du dich auch aus. (zu Margarethen.)

Marg. Ich soll mich auch ausziehen? Was meynt sie darzu, Frau Marina? Ich soll mich ausziehen. Ist das nicht ein artiger Mann? (indem sie lacht.)

Marina. Nach mir darf sie sich nicht richten. (zu Margarethen.)

Lunardo.

Lunardo. Hörst dus? Was war es denn nöthig, kurz von der Sache zu reden, daß du die Adriene anzogst? (zu Margarethen.)

Marg. Was du für ein wunderlicher Mann bist! Siehst du wohl, verstehst du mich, wie sie angeputzt ist?

Lunardo. Sie ist ausser ihrem Hause, und du bist zu Hause.

Simon. Ich habe mich auch zwo Stunden mit der Närrin herumgestritten. Sie wollte sich, nach ihrem Gefallen, anziehen. (zu Lunarden.) Schicke nach Hause, und laß dir deine Contusche holen.

Marina. Ey, denkt doch, gleich werde ich hinschicken!

Marg. Komme sie, komme sie, Frau Marina.

Marina. Da sehe man nur! Wenn wir gleich in goldenen Stoff gekleidet wären!

Marg. Sie sind nun so. Man hat Kleider, und sie wollen nicht, daß man sie anziehen soll.

Marina. Sie werden schon sehen, wie Frau Felice geputzt seyn wird.

Marg. Hat sie sie gesehen?

Marina. Sie ist bey mir gewesen.

Marg. Ey, wie gieng sie denn, meine liebe Marina?

Marina. O, in der Saloppe. (mit Verwunderung.)

Marg. In der Saloppe?

Marina. Ach, und so niedlich!

Marg. Hörst du, Lunardo? Frau Felice, verstehst du mich, kömmt in der Saloppe.

Lunardo. Ich bekümmere mich nicht um andere Leute. Ich sage dir nur, kurz von der Sache zu reden, daß du dich schämen sollst.

Marg. Was hatte sie denn für ein Kleid an? (zu Marinen.)

Marina. Ueber und über von Silber.

Marg. Hörst du? Frau Felice hat ein Kleid mit Silber, und du lermst, daß ich dieß seidene Jüpchen anhabe. (zu Lunarden.)

Lunardo. Zieh es nur aus, sag' ich dir.

Marg. Ich wäre eine Närrinn, wenn ich es thäte. Komme sie, komme sie, Frau Marina. Wenn wir auf die hören wollten, so würden wir bey Jedermann zum Gelächter werden. Wir sollen uns nur immer verkriechen. Ich habe Kleider genung, und so lange ich noch jung bin, will ich sie auch tragen. (zu Marinen.) Anders ist es nicht; und dabey bleibts. (zu Lunarden und geht ab.)

Lunardo. Die will mich auf die Probe stellen.

Marina. Mein lieber Herr Lunardo, sie müssen ihr vergeben. Sie ist ehrgeitzig, und braucht freylich nicht, sich in ihrem Hause so zu zieren; aber sie ist noch jung, und hat ihr völliges Kuhdicium noch nicht.

Simon. Schweig still, und bekümmere dich um dich, Plappermaul.

Marina. Wenn ich nicht Respeckt für das Haus hätte, so —

Simon. Nun, was würdest du denn thun?

Marina. Brav heruntermachen wollte ich dich. (Der grobe Flegel.) (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lunardo und Simon.

Simon. Das hat man davon, wenn man eine Frau nimmt.

Lunardo. Erinnert er sich meiner ersten Frau noch? Das war ein gutes Weib; diese aber ist eine Biesamkatze.

Simon. Und ich dummes Rindvieh, der ich mein Tage kein Frauenzimmer habe leiden können, habe mich doch noch mit diesem unbändigen Teufel behängen müssen.

Lunardo. Man darf sich heut zu Tage gar nicht mehr verheirathen.

Simon. Wenn man seine Frau im Zaume halten will, so heißt man streng und wild; läßt man sie machen, was sie will, so nennt man uns dumm und einfältig.

Lunardo. Wenn es nicht meines Mädchens wegen geschehen wäre, so versichere ich ihn, als ein ehrlicher Mann, daß ich mich, kurz von der Sache zu reden, niemals wieder würde verheirathet haben.

Simon. Man hat mir ja gesagt, daß er sie auch verheirathen will; ist das wahr?

Lunardo. Wer hat ihm das gesagt? (verdrießlich.)

Simon. Meine Frau.

Lunardo. Wo hat die es her? (wie oben.)

Simon. Ich glaube, ihr Neffe hat es ihr gesagt.

Lunardo. Filipetto?

Simon. Ja, Filipetto.

Lunardo. Der Windbeutel, das Plappermaul, der Tölpel! Sein Vater hat es ihm in Vertrauen

gesagt, und gleich muß er es wieder ausplaudern. Nun sehe ich erst, daß er der Kerl gar nicht ist, für den ich ihn hielt. Es reuet mich fast, daß ich sie ihm versprochen habe, und es soll nicht viel fehlen, daß ich den Contrakt, kurz von der Sache zu reden, wieder in Stücken zerreiße.

Simon. Er wird es doch nicht übel nehmen, daß er es seiner Muhme vertrauet hat?

Lunardo. Ja, das nehm ich übel; wer nichts verschweigen kann, der hat keinen Verstand, und wer keinen Verstand hat, der darf sich auch noch nicht verheirathen.

Simon. Er hat völlig Recht, mein lieber Lunardo; und heut zu Tage giebt es gar keine solchen jungen Leute mehr, wie zu unserer Zeit. Er wird sich noch erinnern, daß wir nicht mehr und auch nicht weniger thaten, als was uns der Vater befahl.

Lunardo. Ich hatte zwo verheirathete Schwestern, und ich glaube nicht, daß ich sie in meinem Leben zehnmal gesehen habe.

Simon. Ich redte fast gar nicht, auch nicht einmal mit meiner Mutter.

Lunardo. Ich weis bis heute noch nicht, was eine Oper oder eine Comödie ist.

Simon. Mich haben sie einmal mit Gewalt mit in die Oper genommen; aber ich habe die ganze Zeit über geschlafen.

Lunardo. Da ich noch jung war, sagte mein Vater immer zu mir: Willst du einmal in den Raritätenkasten gucken, oder willst du lieber ein Paar Dreyer Geld haben? Das Geld nahm ich aber allemal lieber.

Simon. Und ich? Ha, ich sammelte mir das Trinkgeld und was ich etwann sonst wegmipseln konnte, fein hübsch; auf diese Art hab' ich Hundert Thaler zusammengebracht, die ich zu vier pro Cent ausgeliehen habe, daß ich also auf vier Thaler jährliche Einkünfte mehr rechnen kann; und wenn ich sie einfodere, so hab ich so eine große Freude, daß ich es ihm nicht sagen kann. Nicht eben blos der vier Thaler willen; sondern es freuet mich nur, daß ich sagen kann: Da, die hab' ich mir, noch als ein junger Kerl, erspart.

Lunardo. Finde er mir heut zu Tage einmal einen, der es auch so macht! Sie schmeißen das Geld, kurz von der Sache zu reden, mit Gewalt weg.

Simon. Es ist eben nicht ums Geld zu thun, das sie wegschmeißen; aber sie machen sich dadurch auf hunderterley Art unglücklich.

Lunardo. Daran ist nichts Schuld, als ihre allzuviele Freyheit.

Simon. Recht! So bald ein Junge nur seine Hosen, für sich allein, anziehen kann, so fängt er gleich an, in Gesellschaft zu gehn.

Lunardo. Und weis er, wer es ihn lehrt? Seine Mutter.

Simon. Sag er mir nur nichts mehr davon: ich habe Dinge gehört, daß mir die Haare zu Berge stehen.

Lunardo. Ja, ja; so sind ihre Reden: Der arme Bursche! Er muß sich doch auch ein Vergnügen machen. Soll er denn melancholisch werden? Wenn Leute kommen, so ruft sie ihn; komm her, mein Söhnchen, spricht sie; sehe sie einmal Lucre-

tia, wie gefällt ihr der hübsche Kerl? Wenn sie wüste, wie verschmitzt er wäre! Er singt ihr die artigsten Liederchen; er weis die schöne Scene aus dem Trufaldin herzusagen. Ich rühme mich es nicht, aber er kann alles; er tanzt, er spielt in der Karte, er macht Sonette. Weis sie auch, daß er eine Liebste hat? Er sagt, daß er sich verheirathen will. Er ist zwar ein wenig ausschweifend; aber man muß Geduld mit ihm haben, er ist noch jung, und der Verstand wird schon noch kommen. Komm her, mein Kind, komm, mein Herzchen, gieb Jungfer Lucretien ein Mäulchen — Pfui, über dergleichen Unfläthereyen! Schämt euch, ihr unvernünftigen Weiber!

Simon. Ich wüste nicht, was ich drum gäbe, wenn sieben bis acht solche Weiber, die ich kenne, zugegen wären, und ihn mit anhörten.

Lunardo. Potz Sapperlot! Die Augen würden sie mir auskratzen.

Simon. Ich glaube es selber. Nun, so sage er mir doch, ist denn der Contrakt mit Moritzen schon zu Stande?

Lunardo. Komm er nur mit mir ins Comtor, da will ich ihm alles erzählen.

Simon. Meine Frau wird wohl mit der Seinigen auch hinkommen.

Lunardo. Ey, warum nicht gar!

Simon. Ich dachte, weil sonst Niemand bey uns ist.

Lunardo. In mein Haus darf kein Mensch kommen, wenn ich es nicht vorher weis.

Simon. Man kann doch nicht wissen! Heute früh, bey mir — doch, ich mag nichts weiter sagen.

Lunardo. Erzähle er mir es doch — was war es denn?

Simon. Nun komm er nur, komm er nur, ich will es ihm erzählen. Ach, Weiber, Weiber bleiben doch Weiber.

Lunardo. Ja wohl; Weiber sind, kurz von der Sache zu reden, nichts als Räuber.

Simon. Da hat er, bey meiner Treu, auch Recht. (indem er lacht und Lunarden umarmt.)

Lunardo. Und doch haben sie mir, die Wahrheit zu sagen, nicht misfallen.

Simon. Mir wirklich auch nicht.

Lunardo. Aber zu Hause müssen sie bleiben.

Simon. Und ganz allein.

Lunardo. Und die Thüren hübsch abgeschnapt.

Simon. Und die Vorhänge vor den Fenstern fein zugezogen.

Lunardo. Und recht kurz muß man sie auch halten.

Simon. Und sie alles nach unserm Sinne machen lassen.

Lunardo. Und ein jeder Ehmann muß es so machen. (geht ab.)

Simon. Und wer es nicht so macht, der ist auch kein Mann. (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Ein anderes Zimmer.

Margaretha und Marina.

Marina. Thue sie mir immer den Gefallen. Rufe sie mir Lucietten her, wir wollen ihr was von ihrem Bräutigam vorschwatzen. Wir wollen ihr

eine

eine Freude machen, und hören, was sie dazu sagt.

Marg. Glaube sie mir nur, Frau Marina, daß sie seiner nicht werth ist.

Marina. Warum aber nicht?

Marg. Weil sie ein unverschämtes Ding ist. Ich gebe mir alle Mühe, sie zu befriedigen; aber, bey allen dem, begegnet sie mir, versteht sie mich, so undankbar, so schnippisch und albern, als nur immer möglich.

Marina. Das gute Mädchen, man muß ihrer Jugend wegen Nachsicht mit ihr haben.

Marg. Was denkt sie denn? Hält sie sie denn noch für so jung?

Marina. Wie alt wird sie denn wohl seyn?

Marg. Sie ist schon über achtzehn Jahr,

Marina. Ey der Henker!

Marg. Ja, so wahr ich eine ehrliche Frau bin!

Marina. Und mein Neffe wird ihrer erst zwanzig.

Marg. Ih, Alters wegen gienge es wohl an.

Marina. Aber gestehe sie mir nur, daß es ein recht guter Mensch ist.

Marg. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so ist Lucietta eben auch kein schlechtes Mädchen; aber wie es nun ist; sie ist nicht immer einerley. Mannichmal meynt sie es gar zu gut; und ein andermal macht sie mich ganz tolle.

Marina. Daran ist ihre Jugend Schuld, meine liebe Margaretha. Glaube sie mir, es ist mir eben noch, als wenn es heute wäre, da ich es just mit meiner Mutter auch so machte.

Marg. Aber bedenke sie nur auch, was es für ein Unterschied ist? Eine Mutter kann so was wohl geschehen lassen; aber die bin ich ja nicht.

Marina. Sie ist aber doch ihres Mannes Tochter.

Marg. Er ist eben Ursache, daß mir alle Lust vergeht, mich sehr um sie zu bekümmern. Wenn ich etwas nach ihrem Kopfe mache, so schreyet er; thue ich es nicht, so lermt er auch, Ich weis in der That nicht mehr, was ich machen soll.

Marina. Sie muß durchaus zusehen, wie sie sie los wird.

Marg. Ich wollte, daß es morgen geschähe.

Marina. Stehen sie nicht mit einander in Unterhandlungen?

Marg. Man kann sich auf die Männer gar nicht verlassen. Sie bereuen eine Sache alle Augenblicke.

Marina. Und ich wollte doch was wetten, daß die Heirath noch heute zu Stande kömmt.

Marg. Heute noch? Wie so?

Marina. Weil ich weis, daß Herr Lunardo meinen Schwager Moritzen, diesen Mittag, auch zu Tische gebeten hat. Er pflegt sonst das nicht zu thun; und da gebe sie nur Acht auf das, was ich gesagt habe.

Marg. Es kann wohl seyn; aber ich kann es nur deswegen nicht glauben, weil er dem Mädchen nichts davon gesagt hat.

Marina. Weis sie denn nicht, wie dergleichen Leute sind? Sie schreiten gleich von Worten zur That. Gebt einander die Hände und damit ist es aus.

Marg. Und wenn nun das Mädchen Nein sagt?

Marina. Deswegen ist es eben besser, wenn wir sie davon benachrichtigen.

Marg. Soll ich sie rufen?

Marina. Wenn sie es für gut befindet, so rufe sie sie immer.

Marg. Nun, liebe Frau Marina, ich verlasse mich auf sie.

Marina. Ey, meine gute Frau Margaretha, was die Klugheit anbetrifft, da hat sie ihres Gleichen nicht.

Marg. Nun ich will gehen und gleich wieder da seyn. (geht ab.)

Marina. Das arme Mädchen! Ihr das Wasser so nahe kommen zu lassen! Ihre Stiefmutter hat auch nicht für einen Pfennig Verstand.

Sechster Auftritt.

Margaretha, Lucietta und Marina.

Marg. Komme sie immer her, meine Tochter, Frau Marina will mit ihr reden.

Lucietta. Nehme sie es ja nicht übel, daß ich nicht eher gekommen bin. Ich stehe immer in Furcht, daß ich es nicht recht mache; denn in diesem Hause wird über alles geredt.

Marina. Es ist wahr, ihr Vater ist ein Bischen gar zu wunderlich; aber sey sie froh, daß sie eine Stiefmutter hat, die es gut mit ihr meynt.

Lucietta. Ih ja. (Sie giebt ein Zeichen mit dem Ellbogen, daß es nicht wahr ist.)

Marina. (Höre sie nur; wenn ich eine Stieftochter hätte, ich machte es eben nicht anders.) (sachte zu Margarethen.)

Marg.

Marg. (Ich bin ihr zwar gut; ich kann es aber doch nicht erwarten, bis sie mir aus den Augen kömmt.)

Lucietta. Nun, liebe Mutter, was hat sie mir denn zu sagen?

Marina. Frau Margaretha.

Marg. Was denn, Frau Marina?

Marina. Sage sie ihr doch was.

Marg. Nein, ich will sie reden lassen.

Lucietta. Ach, ich armes Kind! Ist es denn was Gutes oder was Böses?

Marina. O, was Gutes und was Böses.

Lucietta. Nun, so lasse sie mich doch nicht länger in der Angst.

Marina. Ich freue mich mit ihr, Lucietta.

Lucietta. Worüber denn?

Marina. Soll ich es ihr sagen? (zu Margarethen.)

Marg. Immerhin, es ist gleich viel; sage sie es ihr nur. (zu Marinen.)

Marina. Ich freue mich, daß sie eine Braut ist. (zu Lucietten.)

Lucietta. Ey, warum nicht gar! (schamhaftig.)

Marina. Seht doch! Glaubt sie es etwann nicht?

Lucietta. Nein, das glaub ich nicht.

Marina. Frage sie nur. (indem sie auf Margarethen zeigt.)

Lucietta. Ist es wahr, liebe Mutter?

Marg. So wie man sagt.

Lucietta. Oh! Ist die Sache schon gewiß?

Marg. Ich glaube, daß sie ganz gewiß ist.

Lucietta. Ah, sie spaßt nur, Frau Marina.

Marina. Ich spaßete? Ich weis so gar auch, wer ihr Bräutigam ist.

Lucietta. Wirklich? Wer ist es denn?
Marina. Weis sie gar nichts davon?
Lucietta. Nicht ein Wort, sieht sie. Es ist mir wie ein Traum.
Marina. Soll ich ihr den Traum erklären?
Lucietta. Warum nicht?
Marg. Es kann seyn, daß sie glücklich wird.
Lucietta. Das gebe doch der Himmel! Ist er noch jung? (zu Marinen.)
Marg. Ohngefähr von ihrem Alter, versteht sie mich.
Lucietta. Sieht er gut aus?
Marg. Das dächt ich.
Lucietta. (O, das ist allerliebst!)
Marg. Sie ist ja auf einmal recht aufgeräumt geworden, höre sie.
Lucietta. O, beschäme sie mich doch nicht. Es scheint bald, als wenn sie es nicht gern sähe. (zu Margar.)
Marg. Da irret sie sich. Mir zu Gefallen lieber heute, als morgen.
Lucietta. Ha, ich weis schon warum.
Marg. Nun, warum denn?
Lucietta. Ich weis, ich weis, daß sie mich nicht mehr leiden kann.
Marg. Höre sie einmal, was das für artige Reden sind! (zu Marinen.)
Marina. Stille, stille, ihr Leute, sprecht nicht mehr davon.
Lucietta. Sage sie mir doch, wie heißt er denn? (zu Marinen.)
Marina. Filippetto.
Lucietta. Ey, was das für ein schöner Name! Ist er vom bürgerlichen Stande?

Marina. Es ist mein Neffe.

Lucietta. Ey, meine liebe Frau Muhme! Das ist mir recht lieb, Frau Muhme; da dank ich ihr von Herzen, Frau Muhme. (freudig, indem sie Marinen küßt.)

Marg. Man höre nur das einfältige Zeug an!

Lucietta. Ach, meine liebe Mutter, schweige sie ja stille; sie wird es ärger gemacht haben, als ich.

Marg. Ey freylich, des hübschen Schatzes wegen, den ich gekriegt habe.

Marina. Sage sie mir nur, mein Töchterchen, hat sie ihn niemals gesehen? (zu Lucietten.)

Lucietta. Ach, ich armes Mädchen! Wenn denn? Wo denn? Es kömmt ja keine Seele zu uns; ich gehe ja nirgendshin.

Marg. Er wird ihr wohl gefallen, wenn sie ihn sieht.

Lucietta. So? Wenn werde ich ihn denn zu sehen kriegen?

Marina. Das weis ich nicht; ihre Mutter wird es wohl wissen.

Lucietta. Nun, liebe Mutter, wenn werde ich ihn denn sehen?

Marg. Ih, ih, liebe Mutter, wenn werde ich ihn denn sehen! Wenn Noth an Mann geht, kann sie gute Worte geben. Sonst aber, ey da kann sie das Näschen rümpfen.

Lucietta. Sie weis nun, daß ich sie so lieb habe.

Marg. Geh nur, geh, du listige Schlange.

Marina. (Der Henker! Die ist entsetzlich leichtfertig.)

Lucietta. Sage sie doch, Frau Marina, ist es nicht des Herrn Moritzens Sohn?

Marina. Ja, mein Kind, es ist sein einziger Sohn.
Lucietta. Das ist mir recht lieb. Sage sie mir, ist er auch so grob, wie mein Vater?
Marina. Ah, er ist so gut, so gut!
Lucietta. Wenn werde ich ihn aber zu sehen kriegen?
Marina. Die Wahrheit zu gestehen, so wäre mir es lieb, wenn ihr einander erst sähet; denn es kann vielleicht kommen, daß er ihr, oder sie ihm nicht gefällt.
Lucietta. Sollte es wohl möglich seyn, daß ich ihm nicht gefiel?
Marina. Ih denkt doch! Was meynt sie denn, wer sie sey? Vielleicht die Venus?
Lucietta. Ich halte mich eben nicht für die Venus; aber kein Murmelthier bin ich doch auch nicht.
Marg. (Ey, sie hat eine große Einbildung von sich.)
Marina. Höre sie nur, Frau Margaretha, ich muß ihr was im Vertrauen sagen.
Lucietta. Darf ich es auch hören?
Marina. Ja, sie kanns auch hören. Da ich mit der Frau Felice von dieser Sache sprach, so wunderte sie sich, daß diese jungen Leute, einander, vor dem Verlöbnisse, nicht sehen sollten. Sie nahm es aber über sich, das Ding ins Werk zu richten. Sie wird, wie sie weis, heute zu Mittage, mit hier essen, und da wollen wir doch hören, was sie darzu sagt.
Lucietta. Vortreflich, vortreflich, bey meiner Treu.
Marg. Gleich schreyt sie: vortreflich, vortreflich! Wenn aber ihr Vater dahinter kömmt? Ueber wen geht es denn hernach hinaus, versteht sie mich, als über mich?

Lucietta. O, wie soll er denn aber dahinter kommen?
Marg. Soll er vielleicht durchs Kaploch hereinkriechen?
Lucietta. Ja, das weis ich nun nicht. Was meynt denn sie, Frau Marina?
Marina. Höre sie nur, ich will aufrichtig mit ihr reden. Frau Margaretha hat auch nicht ganz Unrecht. Wir müssen sehen, was Frau Felice darzu sagen wird. Wenn Gefahr dabey ist, so vermenge ich mich auch nicht damit.
Lucietta. Da sieht mans; erst schmieren sie mir das Maul, hernach geben sie mir nichts hinein.
Marg. Stille! Es ist, als wenn ich —
Marina. Es kömmt Jemand.
Lucietta. Oh, wenn es mein Vater ist, so geh ich fort.
Marina. Wovor fürchtet sie sich denn? Es sind ja keine Mannspersonen hier.
Marg. Ach, weis sie denn, wer es ist?
Marina. Wer denn?
Marg. Frau Felice, in der Maske. In einem prächtigen Aufzuge.
Lucietta. Ist sie allein?
Marg. Ganz allein. Wer soll denn bey ihr seyn, he Mamsell? (zu Lucietten.)
Lucietta. Sey sie nur gut; ich habe sie auch recht lieb. (freudig.)
Marina. Da werden wir was hören.
Lucietta. Ja, wir kriegen was zu hören. (freudig.)

Siebenter Auftritt.

Felice, in der Maske, und die Vorigen.

Felice. Ihre Dienerin. (Alle danken ihr, nach gewöhnlicher Art.)

Marg. Woher so spät, Frau Felice? Sie hat recht lange auf sich warten lassen.

Lucietta. Ey der Geyer! wie wir auf sie gewartet haben.

Felice. Ach wenn sie nur wüßten! Doch ich will alles erzählen.

Marina. Und so allein? Auch nicht einmal ihren Mann hat sie bey sich?

Felice. O, der ist mir so viel nütze, als ein Krautstrunk.

Marg. Wo ist er denn?

Felice. Ich habe ihn zu ihrem Manne in die Schreibestube geschickt. Ich wollte nicht haben, daß er mit her zu uns gienge, weil ich mit ihr allein sprechen muß.

Lucietta. (Ach, wenn sie mir doch gute Nachricht brächte!)

Felice. Weis sie auch, wer noch in der Schreibestube bey ihm ist?

Marina. Mein Mann?

Felice. O das wohl; aber auch sonst noch Jemand.

Marina. Wer denn?

Felice. Herr Maurizio.

Lucietta. (Meines Bräutigams Vater!) (freudig.)

Marg. Woher weis sie denn das?

Felice. Mein Mann, der ein rechter Grobian ist, wollte, ehe er in die Schreibestube gieng, zuvor wissen,

wissen, wer darinne wäre, und da sagte ihm die Magd, daß Herr Simon und Herr Maurizio bey ihm wären.

Marina. Was müssen sie aber beysammen machen?

Felice. Ich glaube, sieht sie wohl, daß sie eine gewisse Sache zu Stande bringen wollen —

Marina. Ach ja, ja, nun versteh ich es schon.

Marg. Nun merke ichs auch.

Lucietta. (Und ich auch.)

Marina. Und wegen der andern Angelegenheit, haben wir da nichts Neues?

Felice. Ach wegen eines gewissen guten Freundes?

Marina. Ja, ja, das meyn' ich eben.

Lucietta. (Sie reden verblümt; sie denken, ich verstehʼ es nicht.)

Felice. Kann ich frey reden?

Marg. Ih ja, warum nicht? Lucietta weis ja schon alles.

Lucietta. Ach, meine liebe Frau Felice, wenn sie wüste, wieviel Dank ich ihr schuldig bin!

Felice. Lasse sie es gut seyn, mein Töchterchen, sie ist glücklich. (zu Lucietten.)

Lucietta. Wie so?

Felice. Ich hatte den jungen Burschen noch nicht gesehen; aber ich versichere sie, daß es ein rechter Schatz für sie ist.

Lucietta. (Sie brüstet sich, ohne etwas zu sagen.)

Marg. Sie kann sich was drauf einbilden, Mamsell. (zu Lucietten.)

Marina. Ich sagʼ es nicht deswegen, weil er mein Neffe ist; aber ich versichere sie, daß es ein rechter wackerer Kerl ist.

Lucietta. (Wie oben.)

Marg. Aber man muß es vernünftig anfangen, versteht sie mich, und machen, daß er ihr gut ist. (zu Lucietten.)

Lucietta. Wenn es dahin kömmt, so thu ich meine Pflicht.

Marina. Und also werden die jungen Leute einander zu sehen kriegen? (zu Felicen.)

Felice. Ich hoffe es.

Lucietta. Wie denn? Wenn denn, Frau Felice, wenn denn, wie denn?

Felice. Du gutes Mädchen, ich sehe wohl, daß dir mehr daran liegt, als mir.

Lucietta. Ey warum denn auch nicht?

Felice. Nun so höre sie nur. Er wird den Augenblick da seyn. (sachte zu allen Dreyen.)

Marg. Hier? (mit Verwunderung.)

Felice. Ja, ja doch, hier.

Lucietta. Warum sollte er denn nicht hieher kommen? (zu Margarethen.)

Marg. Halte sie das Maul, Jungfer, sie weis viel, was sie redt. Meine liebe Frau Felice, sie kennt meinen Mann, mache sie ja, daß wir nicht in die Dinte kommen.

Felice. Sorge sie für nichts. Er wird maskirt kommen, als ein Frauenzimmer angezogen; ihr Mann wird ihn nicht kennen.

Marina. Das ist recht, das ist recht; sie hat es gut ausgesonnen.

Marg. Ach, meine liebe Frau, mein Mann ist fein; wenn er dahinter kommen sollte, versteht sie mich, so würde mir es schlimm gehen.

Lucietta. Hört sie denn nicht? Er kömmt ja in der Maske. (freudig zu Margarethen.)

Marg. Schweig stille, du unverschämtes Ding. (zu Lucietten.)

Lucietta. Er kömmt ja in Frauenzimmerkleidern. (verdrießlich zu Margarethen.)

Felice. Glaube sie nur, Frau Margaretha, sie thut mir unrecht. Verlasse sie sich doch auf mich, und fürchte sie sich vor nichts. Er muß nun bald kommen; und wenn er kömmt, so bleiben wir so alleine unter uns, wie wir jetzt sind, und da können wir ein Bischen mit einander plaudern; sollte er aber ja erst kommen, wenn wir bey Tische sitzen, oder wenn ihr Mann dabey seyn sollte, so lasse sie mich nur machen. Ich weis schon, was ich zu thun habe. Genug sie sollen einander sehen, und das so gut, als möglich. Ein Paar verliebte Blicke, so verstohlner Weise, ist das nicht genung für sie?

Lucietta. Verstohlner Weise? (nachdrücklich zu Felicen.)

Marg. Wird er allein kommen?

Felice. Nein, allein kann er nicht kommen. Sehe sie nur, in der Maske, als Frauenzimmer verkleidet —

Marg. Mit wem wird er denn also kommen? (zu Felicen.)

Felice. Mit einem Fremden. (zu Margarethen.) Ach, höre sie doch, mit dem von heute früh. (zu Marinen.)

Marina. Ich verstehe sie schon.

Marg. Wenn nun aber mein Mann Niemand bey sich haben will, den er nicht kennt!

Felice. Auch der wird in der Maske kommen.

Marg. Noch schlimmer; nein, nein, durchaus nicht.

Lucietta. Nun aber, liebe Mutter, sie findet auch überall Schwierigkeiten. (Sie ist eine rechte Grillenfängerin.)

Marg. Ich weis, was ich sage; und meinen Mann, versteht ihr mich, den kennt Niemand besser, als ich.

Felice. Höre sie, meiner und ihrer, es ist einer, wie der andere. Sie sind alle beyde auf einem Schlag. Aber ich, versteht sie mich? Ich lasse mich nicht ins Bockshorn jagen.

Marg. Da thut sie wohl daran; sie ist aber auch verschmitzter, als ich.

Lucietta. Es wird geklopft.

Marg. Ey, ich dachte gar, es klopft Niemand.

Marina. Das gute Kind, es hat den Klopfer im Herzen.

Felice. Sie sieht, meine liebe Frau Margaretha, daß mich die ganze Sache nicht das mindeste angeht. Ich habe alles Frau Marinen und Jungfer Luciettten da, der ich recht gut bin, zu Gefallen gethan. Wenn sie es aber übel nehmen will, je nun —

Lucietta. Ey nicht doch! Was meynt sie darzu? (zu Margarethen.)

Marina. Nun lasse sie es immer gut seyn, weil wir einmal beysammen sind. (zu Margarethen.)

Marg. Meinetwegen; wenn es aber nicht gut abläuft, so ist es desto schlimmer für sie. (zu Luciettten.)

Lucietta. Hört sie wohl? Es wird gepocht, sag' ich ihr. (zu Margarethen.)

Marg. Jetzt ja; jetzt wird gepocht.

Lucietta. Ich glaube, das Mensch schläft. Ich will also zusehen.

Marg. Nein, Mamselchen, nein, ich will hingehn. (geht ab.)

Achter Auftritt.

Felice, Marina und Lucietta.

Lucietta. Meine gute Frau Felice, ich verlasse mich auf sie.

Felice. Ich wollte nur Frau Margarethen nicht gern böse machen.

Marina. Daran muß sie sich gar nicht kehren. wenn es ihr nachgienge, so kriegte das arme Mädchen ihr Lebtage keinen Mann.

Lucietta. Ach, ja wohl!

Felice. Aber was soll denn das heißen? Was hat sie denn mit dem armen Dinge vor? (zu Marinen.)

Marina. Weis sie das nicht? Es ist Neid. Sie hat einen alten Mann genommen, und nun verdrießt sie es, daß ihre Stieftochter einen jungen kriegen soll.

Lucietta. Ich glaube selber, daß sie die Wahrheit sagt.

Felice. Jetzt redt sie so, und hernach gleich wieder anders.

Marina. Wie gesagt, sie ist weder kalt noch warm.

Lucietta. Sie weis nichts anders zu sagen, als: versteht sie mich, versteht sie mich.

Neunter Auftritt.

Margaretha und die Vorigen.

Marg. Es betrifft sie, Frau Felice.
Felice. Mich? Und was denn?
Marg. Es sind Masken da, die nach ihr fragen.
Lucietta. Ey, Masken sind es, die nach ihr fragen!
(freudig zu Felicen.)
Marina. Sollte es wohl der gute Freund seyn? (zu Fel.)
Felice. Vielleicht. (zu Marinen.) Lasse sie sie doch herein kommen. (zu Margarethen.)
Marg. Und wenn nun mein Mann darzu kömmt?
Felice. Und wenn er nun auch kömmt, kann ich ihm denn nicht was weis machen? Kann ich ihm denn nicht sagen, daß es meine verheirathete Schwester aus Mayland ist? Ich erwarte sie eben seit einigen Tagen, und sie kann alle Augenblicke ankommen.
Marg. Aber die Maske in Mannskleidern?
Felice. Ey denkt doch! Kann ich denn nicht sagen, daß es mein Schwager ist?
Marg. Was wird aber ihr Mann darzu sagen?
Felice. Ich darf meinen Mann nur ansehen, wenn er Ja sagen soll. Er versteht mich auf einen Wink.
Lucietta. Nun, liebe Mutter, hat sie ihrer noch mehr?
Marg. Was denn?
Lucietta. Schwierigkeiten?
Marg. Ich hätte bald was gesagt — Doch es ist einerley, ob die Masken dort stehen oder herein-kommen. Zuletzt hat sie doch mehr zu verantworten, als ich. (zu Luciettен.) Masken, seyn sie doch so gütig und kommen sie herein. (nach der Scene.)
Lucietta. (O, wie mir das Herz schlägt!)

Zehenter Auftritt.

Filippetto, in Frauenzimmermaske, der Graf Riccardo und die Vorigen.

Riccardo. Ergebenster Diener, Mesdames.
Felice. Ihre Dienerin, Masken.
Marg. Dienerin. (ernsthaft.)
Marina. Ihre Dienerin, weibliche Maske. (zu Filippetten.)
Filip. (Er macht eine Verbeugung, nach Frauenzimmerart.)
Lucietta. (Man sehe nur, was für ein guter Anstand!)
Felice. Sind sie ein wenig spazieren gegangen, Masken?
Riccardo. Das Carneval ermuntert uns zu diesem Vergnügen.
Marina. Nun, Jungfer Lucietta, was sagt denn sie zu diesen beyden Masken?
Lucietta. Was soll ich darzu sagen? (indem sie thut, als wenn sie sich schämte.)
Filip. (Ey, ein schönes Mädchen! Wie ein Borstorfer Aepfelchen!)
Marg. Masken, nehmen sie mir es nicht übel, haben sie diesen Mittag schon gespeißt?
Riccardo. Ich nicht.
Marg. Wir möchten, in der That, gern zu Tische gehn.
Riccardo. So wollen wir ihnen nicht länger beschwerlich fallen.
Filip. (Der Henker! Ich habe sie ja kaum angesehen!)
Riccardo. Kommen sie, Maske. (zu Filippetten.)
Filip. (Verflucht noch einmal!)

Marina. O, warten sie doch noch ein wenig. (zu Riccarden und Filippetten.)

Marg. (Es ist, als wenn ich meinen alten mürrischen Mann schon brummen hörte.)

Felice. Maske, auf ein Wort. (zu Filippetten.)

Filip. (Er nähert sich Felicen.)

Felice. Gefällt sie ihm? (sachte zu Filippetten.)

Filip. Ja. (sachte zu Felicen.)

Felice. Ist sie nicht schön? (wie oben.)

Filip. Ey, ja freylich! (wie oben.)

Lucietta. (Mütterchen!)

Marg. (Was giehts?)

Lucietta. (Wenn ich ihn nur ein Bischen im Gesichte sehen könnte.) (sachte zu Margarethen.)

Marg. (Ich werde sie gleich beym Arme nehmen und fortführen.)

Lucietta. (Es ist schon gut!)

Marina. Maske! (zu Filippetten.)

Filip. (Er nähert sich Marinen.)

Marina. Gefällt sie ihm?

Filip. Recht sehr.

Marina. Schnupfen sie Tabak, Maske? (zu Filippetten.)

Filip. Ja, Madam.

Marina. Wenn ich aufwarten kann; hier ist ein Prischen.

Filip. (Er nimmt eine Prise Tabak, und will ihn, mit der Maske vor dem Gesichte, schnupfen.)

Felice. Wenn man Tabak schnupfen will, nimmt man die Maske ab. (Sie nimmt sie ihm ab.)

Lucietta. (Ey, wie schön!) (indem sie ihn verstohlen ansieht.)

Marina. Was das für ein hübsches Mädchen ist!
(zu Filippetten.)
Felice. Es ist meine Schwester.
Lucietta. (Sie machen, daß ich lachen muß.) (indem sie lacht.)
Filip. (Ey, wie artig sie lacht!)
Felice. Komme sie her, Maske, und ziehe sie doch die Kappe ein wenig, unter dem Halse, zusammen.
(Sie läßt sie ihm herunter.)
Lucietta. (Er erfreuet mir mein Herz recht!)
Marina. Welches ist denn die Schönste unter diesen beyden Mädchen? (unter Filippetten und Lucietten.)
Filip. (Er schämt sich, und sieht Lucietten verstohlen an.)
Lucietta. (Sie thut eben dasselbe.)
Riccardo. (Ich weis es Frau Felicen vielen Dank, daß sie mich heute die schönste Comödie von der Welt hat mit ansehen lassen.)
Marg. Nun, wir müssen aufhören, versteht ihr mich, es ist nunmehro Zeit. Wir wollen nicht mehr zweydeutig reden. Bedankt euch bey den beyden Weibern, daß sie diesen heimlichen Streich gespielt haben; das Uebrige überlaßt dem Himmel, der euch schon zusammen bringen wird, wenn ihr für einander bestimmt seyd. (zu Lucietten und Filippetten.)
Felice. Nun gehet immer fort, Masken, und lasset es, für diesesmal, so gut seyn.
Filip. (Ich weis gar nicht, wie ich mich losreißen werde.)
Lucietta. (Er nimmt mir mein Herz mit.)
Marg. Es ist mir nur lieb, daß es so gut abgelaufen ist.
Marina. Ziehe er die Kappe hübsch zu. (zu Filip.)

Filip. Wie macht man denn das? Ich verstehe mich nicht darauf.

Felice. Nur her zu mir. (Sie macht ihm die Kappe zurechte.)

Lucietta. (Der arme Schelm! Er kann sich nicht einmal die Kappe zurechte schieben.) (indem sie recht laut lacht.)

Filip. Hält sie sich über mich auf? (zu Lucietten.)

Lucietta. O nein.

Filip. Leichtfertige! (indem er lacht.)

Lucietta. (Ein rechter guter Mensch!)

Marg. Ach, ich arme Frau! Ach, ich arme Frau!

Felice. Was giebts denn?

Marg. Da ist mein Mann.

Marina. Ja, beym Henker; und meiner auch.

Felice. Ist denn die Maske nicht meine Schwester?

Marg. Ach, meine liebe Frau, wenn er mich auf einer Lügen ertappt, so geht mir es schlimm. Geschwind, geschwind, verstecke er sich; gehe er da in das Zimmer. (zu Filippetten, indem sie ihn fortstößt.) Mein lieber Herr, gehen sie da hinein. (zu Riccard.)

Riccardo. Was ist denn dieß für eine Verwirrung?

Felice. Gehen sie nur, gehen sie, Herr Riccardo; erzeigen sie uns immer diese Gnade.

Riccardo. Auch dieses will ich ihnen zu Gefallen thun. (Er geht in ein Zimmer.)

Filip. (Ich will unterdessen spioniren.) (Er geht in ein Zimmer.)

Lucietta. (Die Füße zittern mir, daß ich kaum stehen kann.)

Marg. Hab' ichs nicht gesagt? (zu Felicen und Marinen.)

Marina. Ey, es hat ja nichts zu bedeuten.
Felice. Sie werden sich schon fortschleichen, wenn wir zu Tische gehn.
Marg. Ich bin gar zu einfältig gewesen.

Eilfter Auftritt.

Lunardo, Simon, Canciano und die Vorigen.

Lunardo. Nun, sind sie des Wartens bald überdrüßig? Gleich, gleich, wollen wir zu Tische gehen. Wir warten nur auf den Herrn Maurizio und sobald der kömmt, wollen wir auch essen.
Marg. Ich dachte, Herr Maurizio wäre schon da gewesen?
Lunardo. Er war da; er ist aber, einer Verrichtung wegen, weggegangen, und wird bald wieder da seyn. Was fehlt denn dir, daß du so verdrießlich aussiehst? (zu Lucietten.)
Lucietta. Nichts. Soll ich etwann weggehen?
Lunardo. Nein, nein, bleib nur da, meine Tochter, es ist heute ein erfreulicher Tag für dich; nicht wahr, Herr Simon?
Simon. Das gute Kind! Mir ist es recht lieb.
Lunardo. Nun, was meynt denn er dazu? (zu Cancianen.)
Canciano. Ja, wahrhaftig, sie ist seiner werth.
Lucietta. (Die Angst will mir noch nicht vergehen.)
Felice. Hat sich was Neues zugetragen, Herr Lunardo?
Lunardo. Ja wohl, Frau Felice.
Marina. Nun, so lasse er es uns doch auch wissen.

Marg. Ich werde wohl die letzte seyn, die es zu erfahren bekömmt. (zu Lunarden.)

Lunardo. Höre nur an, Weibchen, heute kannst du sagen, was du willst, ich habe keine Lust zu zanken und streiten. Ich bin vergnügt, und wir wollen lustig seyn. Lucietta komm her.

Lucietta. (Sie nahet sich ihm zitternd.)

Lunardo. Was fehlt dir denn?

Lucietta. Ich weis es selber nicht. (zitternd.)

Lunardo. Hast du das Fieber? Weist du was, es wird dir schon wieder vergehen. Hier, in Gegenwart meiner Frau, die deiner rechten Mutter Stelle vertreten soll; im Beyseyn dieser braven Männer und ihrer Weiber, bringe ich dir die Nachricht, daß du eine Braut bist.

Lucietta. (Sie zittert, weint, und fällt fast um.)

Lunardo. Nun, nun, was fehlt dir denn? Ist dir es nicht lieb, daß ich dich zur Braut gemacht habe?

Lucietta. Ach nein.

Lunardo. Weist du wohl, wer dein Bräutigam ist?

Lucietta. Ja, Vater.

Lunardo. Du weist es? Woher weist du es? Wer hat dir das gesagt? (aufgebracht.)

Lucietta. Nein, nein, ich weis nichts. Nehme er mir es auch nicht übel, wenn ich nicht einmal weis, was er mir gesagt hat.

Lunardo Das arme, unschuldige Mädchen! Seht ihr es, so ist sie erzogen worden. (zu Simon und Cancianen.)

Felice. (Wenn der alles wüste!) (sachte zu Margareth.)

Marg. (Es ist mir immer Angst, daß er es noch erfährt.) (zu Felicen.)

Felice. (Es wird keine Gefahr haben.) (zu Margar.)
Lunardo. Nun so wisset denn, daß der Sohn des Herrn Maurizio, der Frau Marina Neffe, ihr Bräutigam ist.
Marina. Im Ernst? Mein Neffe?
Felice. Was er uns da erzählt!
Marina. Nun, das ist mir, in der That, recht lieb.
Felice. Sie könnte keinen bessern finden.
Marina. Wenn wird denn die Hochzeit werden?
Lunardo. Heute noch.
Marg. Heute?
Lunardo. Ja, Madam, heute, gleich jetzt. Herr Maurizio ist nach Hause gegangen; er holt seinen Sohn her, wir essen mit einander, und dann sollen sie gleich Hochzeit machen.
Marg. (Ach, ich arme Frau!)
Felice. Und das so geschwind?
Lunardo. Ich mag keinen langen Senf machen.
Lucietta. (Jetzt zittern mir alle Glieder am Leibe.)
Lunardo. Was fehlt dir denn nur? (zu Lucietten.)
Lucietta. Nichts.

Zwölfter Auftritt.

Maurizio und die Vorigen.

Lunardo. Nun, ist er wieder da? (zu Maurizio.)
Maurizio. Ja, ich bin wieder da. (unruhig.)
Lunardo. Was fehlt ihm denn?
Maurizio. Ich bin außer mir.
Lunardo. Was hat es denn gegeben?
Maurizio. Ich gieng nach Hause, und suchte meinen Burschen. Ich habe ihn aber nirgends gefunden.

Ich fragte nach ihm, ich erkundigte mich nach ihm, und da sagten sie mir, daß er, in Gesellschaft eines gewissen Herrn Riccardo, der Frau Felicen fleißig besucht, ausgegangen sey. Wer ist denn der Herr Riccardo? Wer ist denn der Fremde? Was hat denn der mit meinem Sohne zu thun? (zu Felicen.)

Felice. Von seinem Sohne weis ich nichts; was aber den Fremden anbetrifft, so ist er ein rechtschaffener Cavalier. Nicht wahr, mein lieber Canciano?

Canciano. Ich weis viel, wer er ist, und welcher Teufel ihn hergeführt hat. Ich habe bisher stille geschwiegen, und manche bittere Pille verschluckt, bloß dir zu gefallen, und keinen Lerm zu machen; aber nunmehr sage ich dir, daß er mir nicht mehr ins Haus kommen soll. Es wird wohl ein fremder Werber seyn.

Dreyzehenter Auftritt.

Riccardo und die Vorigen.

Riccardo. Sprechen sie bescheidener von einem rechtschaffenen Cavalier. (zu Cancianen.)

Lunardo. In meinem Hause? (zu Riccarden.)

Maurizio. Wo ist mein Sohn? (zu Riccarden.)

Riccardo. Ihr Sohn ist hierinne. (zu Maurizio.)

Lunardo. In der Stube versteckt.

Maurizio. Wo bist du, Bösewicht?

Filip. Ach, um Vergebung, lieber Vater. (auf den Knien.)

Lucietta. Ach, um Verzeihung, lieber Vater. (kniend.)

Marg. Liebes Männchen, ich weis von nichts. (schmeichelnd.)

Lunardo.

Lunardo. Du, du sollst das Gelag bezahlen, warte du verteufeltes Weib. (Er will Margarethen schlagen.)

Marg. Hülfe!
Marina. Haltet ihn doch!
Felice. Packet ihn doch an!
Simon. Sey er doch ruhig.
Canciano. Thue er es doch nicht. (Simon und Canciano schleppen Lunarden hinein, und gehen alle Drey zugleich ab.)

Maurizio. Komm her, komm her, Galgenvogel. (Er nimmt Filippetten beym Arme.)
Marg. Komm her, du Nickel. (Sie nimmt Lucietten beym Arme.)

Maurizio. Gleich fort. (Er stößt ihn.)
Marg. Komm fort mit mir. (Sie stößt sie fort.)
Maurizio. Zu Hause wollen wir schon weiter davon sprechen. (zu Filippetten.)
Marg. Daran bist du Schuld. (zu Lucietten.)
Filip. (Er grüßt Lucietten indem er fortgeht.)
Lucietta. (Sie giebt sich Schläge mit der Faust indem sie abgeht.)

Filip. Das arme Mädchen!
Lucietta. Ich gerathe in Verzweiflung.
Maurizio. Fort, fort von hier. (Er jagt ihn fort, und sie gehen ab.)

Marg. Verwünscht sey doch der Tag, da ich in dieses Haus gekommen bin. (Sie geht ab, und stößt Lucietten auch mit fort.)

Marina. Welcher Lerm, was für Teufeleyen! Das arme Mädchen! Mein armer Neffe! (geht ab.)

Riccardo. Was für Verdrießlichkeiten haben sie mich nicht ausgesetzt, Madam?

Felice. Sind sie ein Cavalier?

Riccardo. Warum thun sie diese Frage an mich?

Felice. Sind sie ein Cavalier?

Riccardo. Ich rühme mich, es zu seyn.

Felice. Also kommen sie mit mir.

Riccardo. In was für Absicht?

Felice. Ich bin eine redliche Frau. Ich habe einen Fehler begangen, und den will ich wieder gut machen.

Riccardo. Wie aber?

Felice. Wie, wie! Wenn ich ihnen sagte: Wie, so wäre die Comödie aus. Kommen sie nur. (Sie gehen ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer bey Lunardo.

Lunardo, Canciano und Simon.

Lunardo.

Es betrifft meine Ehre, es betrifft, kurz von der Sache zu reden, den guten Ruf meines Hauses. Ein Mann, wie ich bin! Was wird man von mir sagen? Was wird man von Lunardo Crozzola sagen?

Simon. Sey er ruhig, Herr Gevatter; er ist ja nicht Schuld daran. Das Weibsen ist Ursache; straf' er sie brav ab, und Jedermann wird ihn drum loben.

Canciano. Schon recht; man muß einmal ein Exempel statuiren. Man muß den stolzen Weibern den Hochmuth benehmen, und die Männer lehren, wie sie sie strafen sollen.

Simon. Sie mögen immer hernach sagen, daß wir Grobiane sind.

Canciano. Sie mögen uns immer grobe Tölpel heißen.

Lunardo. Meine Frau ist an allem Schuld.

Simon. Straf' er sie brav ab dafür.

Lunardo. Und das unverschämte Mädchen hält es auch mit ihr.

Canciano. Die muß er recht züchtigen.

Lunardo. Und seine Frau ist die dritte. (zu Cancianen.)

Canciano. Die will ich schon strafen.

Lunardo. Und seine stimmt auch mit ein. (zu Simon.)

Simon. Auch meine soll mir es schon bezahlen.

Lunardo. Ihr Freunde, laßt uns mit einander davon reden, laßt uns einer den andern um Rath fragen. Was fangen wir, kurz von der Sache zu reden, mit den Weibern an? Was mein Mädchen anlanget, da hab' ich es schon überlegt, und fest bey mir beschlossen. Vor allen Dingen, weg mit der Heirath. Sie soll mir kein Wort wieder vom Freyen reden. Ich will sie schon an einen Ort bringen lassen, wo sie von aller Welt abgesondert und zwischen vier Wänden stecken soll, und damit ist es alle. Wie wollen wir aber die Weiber züchtigen? Sag' er mir einmal seine Meynung.

Canciano. Wahrhaftig, die Wahrheit zu gestehen, so bin ich selbst noch ein Bischen ungewiß in der Sache.

Simon. Man könnte sie ja auch wohin bringen, und zwischen vier Wände einsperren lassen, um ihrer auf diese Art los zu werden.

Lunardo. Das wäre aber, kurz von der Sache zu reden, mehr eine Strafe für uns, als für sie. Man muß erst Geld darauf verwenden, die Kost bezahlen, sie hübsch reinlich gekleidet fortschicken; und so eingezogen sie auch da leben, so haben sie doch immer mehr Lustbarkeiten und mehr Freyheit darinne, als bey uns im Hause. Hab' ich Recht? (zu Simon.)

Simon.

Simon. Er hat Recht; zumal wenn ich uns Beyde betrachte, die wir unsern Weibern nicht den Zügel schießen lassen, wie Gevatter Canciano.

Canciano. Ja, was soll ich sagen? Er hat Recht. Wir könnten sie auch bey uns im Hause behalten, sie in eine Kammer einsperren, Feyertags ein wenig mit uns ausgehen lassen, aber hernach müßten wir sie gleich wieder einsperren, damit sie Niemand sehen noch sprechen könnten.

Simon. Weiber einsperren? Ohne daß sie Jemand sprechen sollten? Das wäre eine Strafe, von der sie den dritten Tag stürben.

Canciano. Desto besser.

Lunardo. Aber welcher Mann wollte sich wohl zu einen solchen Zuchtmeister machen? Und hernach auch, wenn es die Eltern erfahren, haben sie den Teufel zu braten, bringen die halbe Welt in Lerm, holen ihre Tochter mit Gewalt aus dem Hause, und sagen noch oben drein, daß man ein Bär, ein Grobian und ein nichtswürdiger Mensch sey.

Simon. Ja, und wenn er nachgiebt, es geschehe nun gutwillig oder gezwungen, so sind ihm die Hände gebunden, und er ist nicht mehr Herr, sie auszuschelten.

Canciano. So hat es meine Frau just mit mir gemacht.

Lunardo. Das Beste wird wohl seyn, kurz von der Sache zu reden, einen braven Stock in die Hand zu nehmen.

Simon. Ja, so wahr ich ehrlich bin, und die Leute reden lassen, was sie wollen.

Canciano. Wenn sie sich uns aber widersetzen?

Simon. Das könnte auch wohl möglich seyn.
Canciano. Ja, ich überlege alles, was ich sage.
Lunardo. In diesem Falle würden wir uns in einer garstigen Verlegenheit befinden.
Simon. Und hernach, weis er auch, daß es Männer giebt, die ihre Weiber prügeln, und die sie deswegen doch nicht bändigen können? Nein, thue er das also nicht; er macht nur Uebel ärger, sie thun ihm alles zum Possen; wenn man sie nicht todt schlägt, so hilft alles nichts.
Lunardo. Pfui, todtschagen muß man sie nicht.
Canciano. Nein, nein, bey Leibe nicht; ja, und wenn wir es hinten und vorn betrachten, so können wir doch nicht ohne Weiber seyn.
Simon. Aber sollte das nicht eine rechte Freude seyn, wenn man eine gute, gelassene und folgsame Frau hätte? Wäre das nicht eine Lust?
Lunardo. Das hab ich einmal, in meinem Leben, erfahren. Meine erste Frau, der Himmel gebe ihr heute einen guten Tag, war wie ein Lamm. Aber meine jetzige? Das ist ein Teufel.
Canciano. Und meine? Bey der muß alles nach ihrem Kopfe gehen.
Simon. Und ich lerme und schreye, und richte doch nichts aus.
Lunardo. Das ist nun zwar alles ein Unglück, aber doch so ein Unglück, das man noch ertragen kann. In dem Falle aber, in dem ich mich jetzt befinde, da hat es, kurz von der Sache zu reden, etwas mehr zu sagen. Ich möchte mich gern zu was entschließen, ich weis aber nicht wozu.
Simon. Schicke er sie wieder zu ihren Eltern.

Lunardo. Ey, warum nicht gar! Damit sie mir alle Schande anthäte.

Canciano. Schicke er sie aufs Land, Laß er sie auf dem Dorfe leben.

Lunardo. Noch ärger! Sie würde mir meine Einkünfte in drey Tagen verthun.

Simon. Lasse er sie zur Rede setzen; such' er Jemanden, der sie an ihre Pflicht und Schuldigkeit erinnert.

Lunardo. Ey! Sie hört Niemand an.

Canciano. Versuch er es einmal, und schließ er ihr ihre Kleider und Geschmeide ein, und halt er sie recht kurz; kränke er sie brav.

Lunardo. Ich habe schon alles versucht; man machts nur immer ärger.

Simon. Ich hör' es wohl; mach' er es so, Herr Gevatter.

Lunardo. Und wie denn?

Simon. Behalt' er sie, wie sie ist.

Canciano. Das hab ich auch gemeynt, daß es kein anderes Mittel geben wird, als dieses.

Lunardo. Ach, das hab' ich schon lange eingesehen. Und ich weis wohl, daß man geschehene Dinge nicht ändern kann. Ich hatte mich auch schon darzu gewöhnt, alles geduldig zu ertragen; aber was sie mir jetzt gemacht hat, das ist ein Bischen zu viel. Mir ein Mädchen von der Art zu verderben? Den Liebhaber ins Haus kommen lassen? Es ist zwar wohl wahr, daß ich ihn ihr zum Manne ausersehen hatte; aber woher konnte sie denn, kurz von der Sache zu reden, meine Absicht wissen? Ich habe auch übrigens einige Anstalten zu ihrer

Verheirathung gemacht. Konnte es mich nicht aber wieder gereuen? Konnte es auch nicht kommen, daß wir in der Sache nicht einig wurden? Konnten nicht noch viele Monate und Jahre darüber hingehen? Und sie führt mir ihn her ins Haus? Maskirt? Im Geheim? Sie läßt sie sich einander sehen? Sie macht, daß sie sich sprechen können? Meine leibliche Tochter? Ein unschuldiges Lamm? Nein, ich kann nicht länger an mir halten. Ich will sie strafen, ich will sie züchtigen, und sollte es auch, kurz von der Sache zu reden, mein eigenes Unglück seyn.

Simon. Daran ist bloß Frau Felice Schuld.

Lunardo. Ja, seine alberne Frau ist einzig und allein daran Schuld. (zu Cancianen.)

Canciano. Er hat Recht; und meine Frau soll es auch ausbaden.

Zweyter Auftritt.

Felice und die Vorigen.

Felice. Ihre Dienerin, meine Herren; ich danke ihnen auch für ihre Gütigkeit.

Canciano. Was machst du denn hier?

Lunardo. Was will sie in meinem Hause?

Simon. Ist sie vielleicht deswegen hier, daß noch ein dummer Streich passiren soll?

Felice. Sie verwundern sich, warum ich hier bin? Wollten sie vielleicht, daß ich wieder fortgegangen wäre? Meyntest du etwann, Canciano, daß ich mit dem Fremden ausgegangen sey?

Canciano. Wenn du noch einmal mit ihm gehst, so will ich dir zeigen, wer ich bin.

Felice. Sage mir nur, Männchen, ob ich jemals, ohne dich, mit ihm ausgegangen bin?
Canciano. Das würde sich auch geschickt haben!
Felice. Oder hab' ich ihn jemals, ohne dein Wissen, ins Haus gelassen?
Canciano. Das fehlte nur noch.
Felice. Und warum glaubst du denn, daß ich mit ihm ausgegangen bin?
Canciano. Weil du nicht gescheid bist.
Felice. (Er thut so brav, weil er in Gesellschaft ist.)
Simon. (Hör' er, die fürchtet sich.) (sachte zu Lunard.)
Lunardo. (Er thut recht, daß er das Rauche herauskehrt.) (sachte zu Simon.)
Canciano. Fort, Madam, nach Hause mit mir.
Felice. Sey nur ein wenig gelassen.
Canciano. Ich wundere mich nur, daß du so frech gewesen bist, hieher zu kommen.
Felice. Warum denn nun? Was thut ihm denn das?
Canciano. Mache nicht, daß ich weiter rede.
Felice. Rede du immer.
Canciano. Komm nur fort.
Felice. Daraus wird nichts.
Canciano. Komm, oder der Henker soll dich —
(indem er ihr drohet.)
Felice. Der Henker, Henker — ich kann auch der Henker sagen. Was willst du denn von mir? Hast du mich denn auf dem Miste gefunden? Bin ich denn deine Magd? Muß man so mit einer rechtschaffenen Frau reden? Du bist mein Mann; du kannst mir befehlen; aber mishandeln lasse ich mich nicht. Ich habe alle Achtung für dich, und die mußt du auch wieder für mich haben. Du hast

mir so was noch nicht gesagt, so lange du mein Mann bist. Was soll das Drohen? Was willst du mit dem Henker da? Was soll das Fuchteln mit den Händen heißen? Mir zu drohen? Einer Frau, wie ich bin? Sage mir nur, mein lieber Canciano, haben dich etwann diese Herren da wider mich aufgebracht? Haben sie dir vielleicht gerathen, daß du mir so begegnen sollst? Hast du diese Flegeleyen von ihnen gelernt? Wenn du ein redlicher Mann bist, so führe dich auch darnach auf, wenn ich gefehlt habe, so gieb mir einen freundlichen Verweis; aber so muß man mir nicht begegnen, so muß man einem nicht drohen und vom Henkerholen reden. Hast du mich verstanden, Canciano? Sey du vernünftig, wenn du willst, daß ich es auch seyn soll.

Canciano. (Er verstummt.)

Simon. (Hat er die Kleinigkeiten mit angehört?)
(zu Lunarden.)

Lunardo. (Bald kömmt mir die Lust an, sie bey den Haaren zu kriegen; und der alberne Kerl schweigt stille darzu.) (zu Simon.)

Simon. (Ja, was soll er denn anfangen? Soll er sich unglücklich machen?)

Felice. Nun, Männchen, und du antwortest gar nichts?

Canciano. Wer klug seyn will, der zeige es durch die That.

Felice. Eine Sentenz vom Cicero! Was sagen sie, meine Herren?

Lunardo. Meine liebe Frau, mache sie ja nicht, daß ich rede.

Felice. Wie so? Ich bin eben deswegen hergekommen, daß er reden soll. Ich weis, daß er sich über mich beschwert, und ich möchte seine Klagen gern anhören. Zanke er sich mit mir, Herr Lunardo, aber hetze er mir meinen Mann nicht auf. Sage er mir seine Ursachen; ich bin eine billige Frau, und wenn ich Unrecht habe, so bin ich gleich bereit, es ihm abzubitten; aber bedenke er auch, daß Unheil zwischen Eheleuten anstiften kein so geringes Uebel sey, das sich sogleich wieder gut machen läßt; denn was du willst, das dir die Leute thun sollen, das sollst du ihnen auch thun. Das sag ich ihm auch, Herr Simon, ihm, der mit aller seiner Klugheit, lauter Teufeleyen anstiften kann, wenn es Noth thut. Ich sag' es euch allen Beyden, und rede frey von der Brust weg, damit ihr mich recht verstehet. Ich bin eine rechtschaffene Frau, und wenn ihr was wider mich habt, so sagts.

Lunardo. Sage sie mir doch, meine liebe Frau, wer ist denn das gewesen, der diesen jungen Menschen ins Haus gebracht hat?

Felice. Das bin ich gewesen. Ich habe ihn herkommen lassen.

Lunardo. So, das ist hübsch!

Simon. Vortreflich!

Canciano. Rühme dich es nur noch, du hast eine trefliche That gethan!

Felice. Ich rühme mich es nicht; ich weis, daß es besser gewesen wäre, wenn ich es nicht gethan hätte; es ist aber doch auch nichts Böses.

Lunardo. Wer hat ihr aber die Erlaubniß gegeben, ihn herkommen zu lassen?

Felice. Seine Frau.
Lunardo. Meine Frau? Hat sie mit ihr gesprochen? Hat sie sie darum gebeten? Hat sie zu ihr gesagt, daß sie ihn herführen soll?
Felice. Nein, mein Herr; das hat mir Frau Marina gesagt.
Simon. Meine Frau?
Felice. Ja, seine Frau.
Simon. Hat die den Fremden gebeten, daß er dem Mädchen darzu behülflich seyn sollte?
Felice. Nein, mein Herr; ich habe ihn darum ersucht.
Canciano. Du hast ihn darum ersucht? (verdrießlich.)
Felice. Ja, ich. (zu Cancianen, unwillig.)
Canciano. (Verwünscht sey das Weib! Sie läßt gar nicht mit sich reden!)
Lunardo. Warum mußte das aber seyn? Warum mußte man ihn herführen? Warum mußte sich Frau Marina mit drein mischen? Warum mußte es meine Frau zugeben?
Felice. Was hilft nun das viele Warum oder Darum? Hör er mich an, ich will ihm die ganze Historie erzählen, wie sie gewesen ist. Laß er mich reden, uud unterbreche er mich nicht. Wenn ich Unrecht habe, so will ich mir auch selber Unrecht geben; wo ich aber Recht habe, da will ich mir auch Recht geben. Vor allen Dingen aber muß ich ihnen erst noch was sagen, meine Herren. Werden sie nicht böse darüber, und nehmen sie mir es auch nicht übel: Sie sind gar zu grob; sie sind gar zu ungeschliffen. Ihre Art mit Frauenzimmern, mit ihren Weibern, und auch mit der

Tochter umzugehen, ist, über alle Maßen, ausschweifend, und sie können ihnen, in alle Ewigkeit, nicht gut seyn. Sie gehorchen ihnen aus Zwang, sie kränken und betrüben sich mit Recht; sie begegnen ihnen nicht als Männer oder als Väter, sondern als Barbaren, als wilde Thiere, als Zuchtmeister. Nun zur Sache. (Aber nicht: Kurz von der Sache zu reden.) Herr Lunardo will seine Tochter verheirathen, ohne ihr ein Wort davon zu sagen, ohne daß sie das Mindeste davon wissen soll; sie soll ihren Bräutigam nicht zu sehen bekommen; er mag ihr gefallen oder nicht, so soll sie ihn nehmen. Nun muß ich zwar selbst zugestehen, daß es für ein junges Mädchen nicht gut ist, wenn sie erst lange verliebte Tändeleyen vorhat, und daß der Vater ihr einen Mann aussuchen kann, daß sie ihm auch, in diesem Stücke, folgen muß; es ist aber auch unbillig, wenn man ein Mädchen mit aller Gewalt zwinget und zu ihr sagt: Du sollst, du mußt den nehmen. Er hat nur eine einzige Tochter, und hat das Herz, sie aufzuopfern? (zu Lunarden.) Nun ist zwar der, der ihr vorgeschlagen worden, ein artiger, guter junger Mensch, der nicht häßlich ist, und ihr vielleicht gefallen kann. Aber ist er auch gewiß versichert, kurz von der Sache zu reden, daß er ihr gefallen wird? Wie, wenn er ihr nun nicht gefiel? Was soll ein Mädchen, das zu Hause erzogen worden, mit einem Manne, der ein Sohn eines groben Vaters, von seiner Art, ist, für ein Leben führen? Mithin haben wir recht gethan, daß sie einander zu sehen bekommen haben. Ihre Frau wünschte es, sie hatte aber das Herz nicht, es zu unternehmen. Frau Marina wendete sich also an mich. Ich habe also

das

das Mittel mit der Maske ausgesonnen, und habe auch den Fremden deswegen gebeten. Nun haben sie sich gesehen, einander gefallen, und sind vergnügt. Er, Herr Lunardo, er sollte noch vergnügter, noch freudiger darüber seyn. Seine Frau ist zu entschuldigen, und Frau Marina lobenswerth. Ich habe alles aus gutem Herzen gethan. Wenn ihr rechtschaffene Männer seyn wollt, so beruhiget euch; wollt ihr aber Grobiane seyn, so macht was ihr wollt. Das Mädchen ist ehrbar, und der junge Mensch hat keinen Fehler begangen; übrigens sind wir auch alle drey redliche Weiber. Nun hab' ich meine Rede geendiget; die ich mich hiernächst ihrem richterlichen Ausspruche unterwerfe und ihrem hohen Patrocinio empfehle. (Lunardo, Simon und Canciano sehen einander an, ohne zu reden.)

Felice. (Ich habe sie in Sack gesteckt, und das mit Recht.)

Lunardo. Was meynt er, Herr Simon?

Simon. Ich, wenn es bey mir stünde, ich wäre damit zufrieden.

Canciano. Ich gäbe meine Einwilligung auch darzu.

Lunardo. Ich besorge nur, daß wir werden wiederrufen müssen.

Felice. Wie so?

Lunardo. Weil der Vater des jungen Menschen, kurz von der Sache zu reden —

Felice. Kurz von der Sache zu reden, der Graf ist zu dem Vater des jungen Menschen gegangen, mit ihm zu reden; er dringet darauf, daß diese Heirath vor sich gehen soll, denn er sagt, daß er unschul-

unschuldiger Weise Ursache an diesen Verdrießlichkeiten gewesen sey; er hält sich für beleidiget und verlanget diese Genugthuung. Er ist ein wackerer Mann; er weis seine Worte gut vorzubringen, und ich bin versichert, daß ihm Herr Maurizio nichts abschlagen wird.

Lunardo. Was haben wir nun bey der Sache zu thun?

Simon. Mein lieber Freund, so gut wir alles überlegt haben, so wüßte ich doch nichts bessers, als dieß. Man muß ein Ding so nehmen, wie es kömmt.

Lunardo. Aber die Beschimpfung?

Felice. Was für eine Beschimpfung? Wenn er ihr Mann wird, so ist alle Beschimpfung zu Ende.

Canciano. Hör' er nur an, Herr Lunardo; Frau Felice hat zwar auch ihre Schwachheiten, aber die Wahrheit zu sagen, so ist sie bisweilen eine rechte wackere Frau.

Felice. Nicht wahr, mein lieber Canciano?

Lunardo. Nun so sagt nur, was wir dabey thun sollen?

Simon. Ich dächte, daß wir, vor allen Dingen, erst zu Tische giengen.

Canciano. Mir ist es in der That immer gewesen, als wenn das Essen gar wäre vergessen worden.

Felice. Ey, derjenige, der es bestellt hat, ist kein dummer Teufel (*). Er hat es nur aufgeschoben, aber

(*) Hier spricht Goldoni von sich selbst, und zeigt, daß er dasjenige, wovon er oben geredt, nicht vergessen habe.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

aber deswegen kommen wir nicht drum. Mache er es nur so, Herr Lunardo, wenn er will, daß wir in Ruhe und Frieden essen sollen: Laß' er seine Frau und seine Tochter rufen, rede er etwas ernsthaft mit ihnen, ja schelte er sogar ein wenig auf sie; aber hernach muß auch die Sache aus seyn. Wir wollen zugleich auf den Herrn Riccardo warten, und wenn endlich der junge Mensch auch kömmt, so wollen wir alles zu Stande bringen.

Lunardo. Es ist mir nur Angst, daß ich nicht werde an mich halten können, wenn meine Frau und Tochter kömmt.

Felice. Nun so kühle er nur sein Müthchen an ihnen; er hat Recht. Ist er so zufrieden?

Canciano. Wir wollen sie immer rufen lassen.

Simon. Meine Frau auch mit.

Felice. Warten sie, warten sie, ich will sie rufen.

(Sie läuft eilends fort.)

Dritter Auftritt.

Lunardo, Canciano und Simon.

Lunardo. Seine Frau ist eine große Plaudertasche.

(zu Cancianen.)

Canciano. Da hört' er es ja selbst! Hernach sag' er nur nicht, daß ich ein einfältiger Kerl bin, wenn ich mich bisweilen von ihr bey der Nase lasse herumführen. Wenn ich was sage, so hält sie mir eine lange Rede und ich muß mit einstimmen.

Simon. Verteufelte Weiber! Es muß alles nach ihren Köpfen gehen, es sey nun auf diese oder eine andere Art.

Lunardo. Wenn man sie reden läßt, so haben sie mein

Tage nicht Unrecht.

Vierter Auftritt.

Felice, Marina, Margaretha, Lucietta und die Vorigen.

Felice. Da sind sie, da sind sie. Sie bereuen alles, sie bedauren alles, und bitten ihn um Vergebung. (zu Lunarden.)

Lunardo. Willst du es noch mehr thun? (zu Margarethen.)

Felice. Sie ist ja nicht Schuld daran, sondern ich. (zu Lunarden.)

Lunardo. Und was wärest du wohl werth, leichtsinniges Ding? (zu Lucietten.)

Felice. Rede er doch mit mir, ich will ihm antworten. (zu Lunarden.)

Lunardo. Mannspersonen in meinem Hause? Liebhaber verstecken? (zu Margarethen und Lucietten.)

Felice. Zank' er sich doch mit mir, ich bin ja Ursache. (zu Lunarden.)

Lunardo. Ey, gehe sie auch zum Henker. (zu Felicen.)

Felice. Kurz von der Sache zu reden — (zu Lunarden, indem sie ihn auslacht.)

Canciano. Wie spricht er mit meiner Frau? (zu Lunarden.)

Lunardo. Nehm' er mir es nicht übel, mein Freund; ich bin außer mir. (zu Cancianen.)

Marg. (Beschämt.)

Lucietta. (Weint.)

Marg. Frau Felice, was hat sie denn von uns gesagt? So fein hat sie die Sache abgemacht?

Simon. Du wärest auch werth, daß ich dir deinen Theil gäbe. (zu Marinen.)

Marina. Ich werde mich gleich zusammenpacken und fortgehen.

Felice. Nein, nein, sie muß dableiben. Der gute Herr Lunardo hatte noch ein wenig Zorn im Herzen, und den hat er wollen auslassen; übrigens vergiebt und verzeiht er ihnen alles; und wenn der junge Mensch kömmt, will er auch in die Heirath einwilligen. Nicht wahr, Herr Lunardo?

Lunardo. Ja doch, ja, junge Frau. (grob.)

Marg. Mein lieber Mann, wenn du nur wüßtest, was ich habe ausstehen müssen! Glaube mir nur, daß ich von allem nichts gewußt habe. Da die Masken kamen, wollte ich sie nicht einmal hereinlassen. Es war Niemand Schuld, als — als —

Felice. Gut; ich bin Schuld daran gewesen; was schadet es denn?

Marg. (Rede sie doch auch ein Wort darzu.) (sachte zu Lucietten.)

Lucietta. Lieber Vater, ich bitte um Verzeihung. Ich bin gar nicht Schuld daran —

Felice. Ich bin ja Schuld daran, sag' ich, ich bin es, die Schuld daran ist.

Marina. Die Wahrheit zu gestehen, so habe ich das Meine auch darzu beygetragen.

Simon. Ey, wir wissen schon, daß du ein recht verschmitztes Weibchen bist. (spöttisch zu Marinen.)

Marina. Gewiß verschmitzter, als du.

Felice. Wer ist denn das? (indem sie nach der Scene sieht.)

Marg. O, sie sind es ja. (zu Felicen.)

Lucietta. (Mein Bräutigam!) (freudig für sich.)

Lunardo.

Lunardo. Was giebts denn? Was ist es denn? Wer kömmt denn? Mannspersonen? Gleich fort von hier. (zu den Weibspersonen.)

Felice. Da sehe man nur! Wer sind wir denn? Denkt er denn, daß uns die Mannspersonen fressen werden? Sind wir denn nicht unserer Vier? Seyd ihr denn nicht auch da? Lasse er sie immer kommen.

Lunardo. Das befiehlt sie, Madam?

Felice. Ja, das befehl' ich.

Lunardo. Den Fremden verlange ich gar nicht. Wenn er herkömmt, so gehe ich weg.

Felice. Warum will er ihn aber nicht? Es ist ja ein ehrlicher Mann.

Lunardo. Er mag seyn, wer er will, genug ich mag ihn nicht. Meine Frau und meine Tochter sind nicht gewohnt, Jemanden hier zu sehen.

Felice. Ey, dießmal müssen sie sich es gefallen lassen, Nicht wahr, ihr Kinder?

Marg. Mir zu Gefallen.

Lucietta. Meinetwegen auch.

Lunardo. Mir zu Gefallen; meinetwegen auch; (indem er ihnen nachspottet.) ihr hört aber, daß ich ihn nicht leiden will.

Felice. (Was das für ein Bär, was das für ein Waldteufel ist!) Wartet, wartet, er soll gleich zurück bleiben. (Sie geht nach der Scene zu.)

Lucietta. (Ich frage nichts darnach. Ich habe an einem genung.)

Fünfter Auftritt.

Maurizio, Filippetto und die Vorigen.

Maurizio. Ihr Diener. (ernsthaft.)

Lunardo. Großen Dank. (trotzig.)

Filip. (Er grüßt Lucietten verstohlner Weise. Maurizio sieht ihn an. Filippetto stellt sich, als wenn es nichts gewesen wäre.)

Felice. Hat er erfahren, Herr Maurizio, wie das Ding eigentlich gewesen ist?

Maurizio. Jetzt denke ich gar nicht an das, was geschehen ist, sondern an das, was noch geschehen soll. Was sagt er darzu, Herr Lunardo?

Lunardo. Ich sage das, kurz von der Sache zu reden: ein wohlerzogener Sohn muß nicht in der Maske herumlaufen, und auch nicht, kurz von der Sache zu reden, zu ehrlichen Mädchen in die Häuser gehen.

Maurizio. Er hat Recht. Komm wieder fort. (zu Filippetten.)

Lucietta. (Sie weint sehr.)

Lunardo. Dummes Ding! Was soll denn das Grinsen?

Felice. Jetzt muß ich ihm die Wahrheit sagen, Herr Lunardo. Es ist doch, kurz von der Sache zu reden, eine rechte Schande. Ist er ein Mann oder ein kleiner Junge? Bald sagt er was, und gleich wiederruft er es; er ist so veränderlich, wie ein Wetterhahn.

Marina. Was macht er denn da für Umstände? Hat er sie ihm nicht versprochen? Hat er nicht den Contrakt unterschrieben? Was hat es denn sonst

weiter gegeben? Was ist denn drauf erfolgt? Hat er sie denn entführt? Hat er seinem Hause eine Schande angethan? Was sind denn dieß für Kinderpossen? Was ist denn das für ein verstelltes Wesen? Was ist denn das für albern Zeug? (zu Lunarden.)

Marg. Ich muß mich nur auch mit in die Sache mischen. Und ich sage dir hiermit, daß ich es gar nicht gern gesehen habe, daß er herkam: er hat Unrecht daran gethan, daß er hergekommen ist; wenn sie sich aber einander die Hände darauf geben, ist denn da die Sache nicht richtig? Bisher habe ich alles gut seyn lassen, aber nun sage ich dir, daß er sie nehmen soll, daß er sie heirathen soll. (zu Lunarden.)

Lunardo. Ey, meinetwegen auch, er mag sie nehmen, er mag sie heirathen, und das so bald, als möglich. Ich hab' es satt; ich kann es nicht länger mit ansehen.

Lucietta. } (Sie tanzen für Freuden.)
Filip. }

Maurizio. Bey dergleichen Zorn und Bosheit sollen sie einander heirathen? (zu Lunarden.)

Felice. Wenn er böse ist, so ist es sein Schade. Er kann sie ja lieber gar nicht verheirathen.

Marg. Nun, Männchen, willst du nicht, daß sie sich einander die Hände geben?

Lunardo. Warte nur ein Bischen. Laß mir nur erst den Zorn vorübergehn.

Marg. O, mein armer Lunardo, ich bedaure dich. Ich kenne dein Gemüth; du bist ein ehrlicher, liebreicher und gutherziger Mann; aber, verstehst

du mich, auch ein Bischen eigensinnig. Dießmal hast du zwar Recht; aber sowohl deine Tochter, als auch ich haben dich deswegen um Verzeihung gebeten. Glaube mir, daß sehr viel darzu gehört, eine Frauensperson so weit zu bringen. Ich thue es aber, weil ich dir und deiner Tochter gut bin, ob sie es gleich nicht erkennet und auch nicht erkennen will. Ihrentwegen und dir zu Gefallen wollte ich alles, bis aufs Blut, hergeben, um Frieden und Einigkeit in der Familie zu erhalten. Befriedige das Mädchen, beruhige dich, rette den guten Ruf unseres Hauses; und wenn ich deiner Liebe nicht werth seyn sollte, so kann ich mir auch nicht helfen. Es gehe mit mir, wie es mein Mann, mein Glück oder mein Unglück über mich beschlossen haben. (zu Lunarden.)

Lucietta. Ach, meine liebe Mutter, auch sie bitte ich um Vergebung, wegen alles des, was ich etwann gesagt oder gethan habe. (indem sie weint.)

Filip. (Sie macht, daß ich auch weinen muß.)

Lunardo. (Er trocknet sich die Augen.)

Canciano. Sieht er wohl, Herr Lunardo? Wenn sie es so machen, so kann man es unmöglich aushalten. (zu Lunarden.)

Simon. Kurz, es geschehe nun mit Guten oder mit Bösen, so muß doch alles gehen, wie sie wollen.

Felice. Und also, Herr Lunardo? —

Lunardo. Warte sie doch. (verdrießlich.)

Felice. (Welche Freude!)

Lunardo. Lucietta. (liebreich.)

Lucietta. Vater.

Lunardo. Komm her.

Lucietta. Da bin ich. (Sie nähert sich ihm langsam.)
Lunardo. Willst du dich verheirathen?
Lucietta. (Sie schämt sich und antwortet nicht.)
Lunardo. Nun, antworte, willst du dich verheirathen? (verdrießlich.)
Lucietta. Ja, ja, mein Vater. (laut und mit Zittern.)
Lunardo. Hast du deinen Bräutigam gesehen?
Lucietta. Ja.
Lunardo. Herr Maurizio.
Maurizio. Was giebts? (grob.)
Lunardo. Pfui, mein guter Moritz, kurz von der Sache zu reden, er muß mich nicht so grob anschnaußen.
Maurizio. Nun, so sag' er nur heraus, was er sagen wollte.
Lunardo. Wenn er nichts dawider einzuwenden hat, so gebe ich meine Tochter seinem Sohne. (die beyden Verliebten freuen sich.)
Maurizio. Der Schlingel ist ihrer nicht werth.
Filip. Lieber Vater — (auf eine einschmeichelnde Art.)
Maurizio. Mir dergleichen Dinge zu thun! (ohne Filippetten anzusehen.)
Filip. Lieber Vater — (wie oben.)
Maurizio. Ich mag ihn nicht verheirathen.
Filip. Ach, ich unglücklicher Mensch! (taumelnd, und halb ohnmächtig.)
Lucietta. Haltet ihn doch, haltet ihn doch.
Felice. Was er aber für ein Herz hat? (zu Maurizio.)
Lunardo. Er thut recht daran, daß er ihn kränkt.
Maurizio. Komm her. (zu Filippetten.)
Filip. Hier bin ich.

Maurizio. Bereuest du alles, was du gethan hast?
Filip. Ja, wahrhaftig, lieber Vater.
Maurizio. Merke es aber wohl; ich verlange eben denselben Gehorsam noch von dir, wenn du dich gleich verheirathest, und du mußt ganz von mir abhängen.
Filip. Ach ja, das verspreche ich ihm.
Maurizio. Komme sie her, Jungfer Lucietta, ich nehme sie zu meiner Tochter an; und du gieb ihr die Hand. Der Himmel segne dich.
Filip. Wie mache ich es denn? (zu Simon.)
Simon. Nun, geb' er ihr die Hand; so!
Felice. (Der arme Schelm!)
Lunardo. (Er wischt sich die Augen ab.)
Marg. Herr Simon, Herr Canciano, wollen sie Zeugen seyn?
Canciano. Ja, Frau Margaretha, von Herzen gern.
Simon. Werden wir auch zu Gevattern gebeten werden, wenn ein kleiner Junge kömmt?
Filip. (Er lacht und springet.)
Lucietta. (Sie schämt sich.)
Lunardo. Nun immer fein lustig, ihr Kinder. Es ist Zeit, daß wir zu Tische gehen.
Felice. Sag' er mir doch, mein lieber Herr Lunardo, sollte es sich wohl schicken, daß wir den Fremden, der meinetwegen hier ist und wartet, fortgehen ließen? Er gieng hin und sprach mit dem Herrn Maurizio, und machte auch, daß er hierher kam. Die Höflichkeit räth wohl nicht, ihm so zu begegnen.
Lunardo. Jetzt gehen wir zu Tische.
Felice. Laß er ihn doch auch bitten.
Lunardo. Daraus wird nichts, junge Frau.

Felice. Sieht er? Diese Grobheit, diese Wildheit, die er an sich hat, ist Ursache an allen den Unordnungen, die heute vorgegangen sind, gewesen, und wird noch machen, daß er — daß ihr alle Drey, (denn ich rede mit allen Dreyen,) noch rasend, unerträglich, verdrießlich und von Jedermann verspottet werdet werden. Seyd doch ein wenig höflich, umgänglich, menschlich. Untersuchet die Handlungen eurer Weiber; und da sie rechtschaffen sind, so gebt ihnen in manchen Stücken nach, und erduldet was. Dieser Fremde ist ein redlicher, braver und artiger Mann; ich thue nichts Unrechtes, daß ich mit ihm umgehe; mein Mann weis es, er kam mit ihm hieher; es ist ein unschuldiger und erlaubter Umgang. Was endlich noch die Kleidung anbetrifft, so läßt Reinlichkeit und Sauberkeit sehr gut, wenn man nur nicht alle Moden nachahmt, und seine Familie nicht unglücklich macht. Kurz, wenn ihr ruhig seyn und mit euren Weibern friedlich leben wollet, so führet euch als Männer auf, nicht aber als Grobiane; befehlet, tyrannisirt aber nicht, und liebet, wenn ihr geliebt seyn wollt.

Canciano. Ja, das muß man doch gestehen: meine Frau ist ein treffliches Weib!

Simon. Ist er nun völlig überzeugt, Herr Lunardo?

Lunardo. Und er?

Simon. Ich? Ja, ich bin es.

Lunardo. Sage doch einmal dem fremden Herrn, daß er bey uns zu Tische bleibe. (zu Margarethen.)

Marg. Immer besser! Der Himmel gebe, daß du aus dieser Lehre noch mehreren Nutzen ziehen mögest.

Marina. Und er, mein lieber Neffe, wie wird er denn künftig seiner Frau begegnen? (zu Filip.)

Filip. So, nach der Art, wie Frau Felice gesagt hat.

Lucietta. O, ich lasse mir alles gefallen.

Marg. Nur zerknitterte Manschetten kann sie nicht leiden.

Lucietta. O pfui! hat sie es denn noch nicht vergessen?

Felice. Weg mit allen dem. Wir wollen nun zu Tische gehen; es ist Zeit: und wenn des Herrn Lunardo Köchin kein Wild auftragen läßt, so wird auch nichts Wildes bey Tische seyn. Wir sind alle zahm, alle zusammen gute Freunde, und rechte herzensgute Freunde. Wir wollen lustig seyn, essen und trinken, und auch ein Gläschen auf die Gesundheit aller derer, die so gütig, so geneigt gewesen sind, uns anzuhören und unsere Fehler zu übersehen, auszustechen.

Ende des Lustspiels.

Die

Gastwirthin.

Ein Lustspiel.

Personen.

Der Ritter von Ripafratta.

Der Marqvis von Forlipopoli.

Der Graf von Albafiorita.

Mirandolina, Gastwirthin.

Hortensia, } Schauspielerinnen.
Dejanira, }

Fabrizio, Kellner im Gasthofe.

Ein Bedienter vom Ritter.

Ein Bedienter vom Grafen.

Der Schauplatz ist in Florenz, in Mirandolinens Gasthofe.

Die Bastwizethin.

Die Gastwirthin.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Saal im Gasthofe.

Der Marqvis von Forlipopoli und der Graf von Albafiorita.

Der Marqvis.

Zwischen ihnen und mir ist noch ein kleiner Unterschied.

Der Graf. In einem Wirthshause gilt mein Geld so viel als das Ihrige.

Der Marq. Wenn mir aber die Wirthin selbst den Vorzug giebt, so muß er mir auch eher zukommen als ihnen.

Der Graf. Aus was für Grunde?

Der Marq. Weil ich der Marqvis von Forlipopoli bin.

Der Graf. Und ich bin der Graf von Albafiorita.

Der Marq. O ja, Graf! wegen einer erkauften Grafschaft.

Der

Der Graf. Ich kaufte meine Grafschaft just zu der Zeit, da sie ihr Markisat verkauften.

Der Marq. Genug! ich weis, wer ich bin, und man muß Hochachtung für mich haben.

Der Graf. Wer versagt ihnen denn die Hochachtung? Sie sind es, der mit seinen allzufreyen Reden —

Der Marq. Ich bin hier im Gasthofe, weil ich die Wirthin liebe. Alle wissen es, und alle sollen eine junge Person respektiren, die mir gefällt.

Der Graf. O das wäre schön! Sie wollten mich abhalten, daß ich Mirandolinen nicht lieben sollte? Weswegen glauben sie denn, daß ich in Florenz bin? Weswegen meynen sie denn, daß ich in diesem Gasthofe wohne?

Der Marq. Gut, gut; sie werden doch nichts ausrichten.

Der Graf. Ich nicht? Aber sie?

Der Marq. Ja ich, und sie nicht. Ich weis, wer ich bin. Mirandolina hat meines Schutzes nöthig.

Der Graf. Mirandolina braucht Geld und keine Protektion.

Der Marq. Geld? — Das fehlt ihr gar nicht.

Der Graf. Ich verthue täglich einen Dukaten, Herr Marqvis, und beschenke sie beständig.

Der Marq. Und das, was ich thue, das sage ich gar nicht.

Der Graf. Sie sagen es nicht, aber man weis es schon.

Der Marq. Man weis nicht alles.

Der Graf. O ja, mein guter Marqvis, man weis es. Die Aufwärter sagen es. Ein paar Gröschgen des Tags —

Der Marq. Ach wegen der Aufwärter — Es ist einer unter ihnen, der Fabrizio heißt, und der mir gar nicht gefällt. Es kömmt mir vor, als wenn ihn die Wirthin recht gut leiden könne.

Der Graf. Vielleicht will sie ihn heirathen. Und es wäre auch keine übele Sache. Ihr Vater ist nun schon sechs Monate todt. Ein junges Frauenzimmer, das einer Wirthschaft ganz allein vorstehen soll, muß sich allerdings in vieler Verlegenheit befinden. Ich, auf meiner Seite, habe ihr schon Dreyhundert Thaler versprochen, wenn sie heirathet.

Der Marq. Wenn sie sich verheirathet, so nehme ich sie unter meine Protektion, und werde hernach — Ich weis schon, was ich thun werde.

Der Graf. Hören sie an; wir wollen als gute Freunde handeln; ein Jeder soll ihr Dreyhundert Thaler geben.

Der Marq. Was ich thue, das thue ich in Geheim, und rühme mich nicht damit. Ich weis, wer ich bin. He! (Er ruft)

Der Graf. (Elender Mensch! Arm und hochmüthig.)

Zweyter Auftritt.

Fabrizio und die Vorigen.

Fabriz. Befehlen sie was, mein Herr? (zum Marq.)

Der Marq. Mein Herr? Von wem hast du diese Höflichkeit gelernt?

Fabriz. Verzeihen sie.

Der Graf. Sag' er mir doch, wie befindet sich die Mamsell? (zu Fabriz.)

Fabriz. Recht wohl, Ihro Gnaden.
Der Marq. Ist sie schon aufgestanden?
Fabriz. Ja, Ihro Gnaden.
Der Marq. Esel!
Fabriz. Wie so, Ihro Gnaden?
Der Marq. Was ist das für ein Ihro Gnaden?
Fabriz. Es ist der Titel, den ich auch diesem andern Herrn da gegeben habe.
Der Marq. Zwischen ihm und mir ist noch einiger Unterschied.
Der Graf. Hört er wohl? (zu Fabriz.)
Fabriz. (Er hat Recht. Es ist ein Unterschied; ich nehme es wohl an den Rechnungen wahr.) (sachte zum Grafen.)
Der Marq. Sage der Wirthin, daß sie zu mir kommen soll; ich habe etwas mit ihr zu reden.
Fabriz. Gleich, Ihro Excellenz. Habe ich dießmal wieder gefehlt?
Der Marq. So war es recht. Du weist es schon seit drey Monaten; aber du bist ein grober Kerl.
Fabriz. Wie Ihro Excellenz befehlen.
Der Graf. Will er den Unterschied sehen, der zwischen dem Marquis und mir ist? (zu Fabriz.)
Der Marq. Was wollen sie damit sagen?
Der Graf. Da nehme er hin; ich schenke ihm einen Dukaten. Lasse er sich von ihm auch einen geben.
Fabriz. Ich bedanke mich, Ihro Gnaden. (zum Grafen.) Ihro Excellenz — (zum Marq.)
Der Marq. Ich schmeiße mein Geld nicht so weg, wie ein Narr. Geh deiner Wege.
Fabriz. Gnädiger Herr, der Himmel vergelte es ihnen. (zum Grafen.) Ihro Excellenz. (Er macht

eine Verbeugung.) (Außer Landes braucht man keine Titel, sich Hochachtung zu erwerben; darzu gehört nur Geld.) (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Der Marquis und der Graf.

Der Marq. Sie glauben, mich mit Geschenken zu übertreffen; sie werden aber nichts ausrichten. Mein Stand gilt mehr, als alles ihr Geld.

Der Graf. Ich schätze das nicht, was er gilt, sondern was man aufgehen lassen kann.

Der Marq. Lassen sie nur immer recht viel aufgehen. Mirandolina macht sich doch nichts aus ihnen.

Der Graf. Glauben sie denn, daß sie sich, bey allem ihrem großen Adel, etwas aus ihnen macht? Hierzu gehört nichts als Geld.

Der Marq. Was Geld? Protektion! Im Stande seyn, ihr bey vorfallender Gelegenheit, einen Gefallen zu erweisen.

Der Graf. Ey freylich! Im Stande seyn, ihr, bey vorfallender Gelegenheit, Hundert Dublonen vorzustrecken.

Der Marq. Man muß sich Respekt zu verschaffen wissen.

Der Graf. Wem es nicht an Gelde fehlt, den respektirt Jedermann.

Der Marq. Sie wissen nicht, was sie sagen.

Der Graf. Ich verstehe die Sache besser, als sie.

Vierter Auftritt.

Der Ritter von Ripafratta, der aus seinem Zimmer kömmt, und die Vorigen.

Der Ritter. Was ist das für ein Lerm, meine Freunde? Haben sie einen Streit unter sich?

Der Graf. Wir stritten über einen schönen Punkt.

Der Marq. Der Graf stritt mit mir über das Verdienst des Adels. (spöttisch.)

Der Graf. Ich mache dem Adel sein Verdienst nicht streitig; sondern ich behaupte nur, daß man Geld brauche, um sich aus vielerley Verdrießlichkeiten zu reissen.

Der Ritter. In der That, mein lieber Marqvis —

Der Marq. Nun, wir wollen lieber von etwas andern reden.

Der Ritter. Wie sind sie aber auf dergleichen Streit verfallen?

Der Graf. Wegen einer der lächerlichsten Ursachen von der Welt.

Der Marq. Recht so! Der Graf macht alles lächerlich.

Der Graf. Der Herr Marqvis ist in unsere Wirthin verliebt. Ich liebe sie noch mehr, als er. Er verlangt Gegenliebe, als einen Tribut für seinen Adel. Ich aber verspreche mir sie als eine Belohnung meiner Achtung. Däucht ihnen das nicht lächerlich?

Der Marq. Man muß aber auch wissen, mit welcher Beflissenheit ich ihr meine Protektion wiederfahren lasse.

Der Graf. (Er verspricht ihr seine Protektion, und ich wende Geld daran.) (zum Ritter.)

Der Ritter. Man könnte wahrhaftig um keine Ursache streiten, die es weniger verdiente, als diese. Ein Frauenzimmer bringt sie auf, und veruneiniget sie? Ein Frauenzimmer? Was muß ich nicht hören! Ein Frauenzimmer? Ich werde mich gewiß niemals, eines Frauenzimmers wegen, mit Jemanden zanken. Ich habe sie nie geliebt, ich habe nie etwas nach ihnen gefragt, sondern jederzeit geglaubt, daß ein Frauenzimmer das unerträglichste Geschöpf für eine Mannsperson sey.

Der Marq. O, was das anbetrifft, so hat Mirandolina ganz besondere Vorzüge.

Der Graf. In so weit hat der Herr Marqvis Recht. Unsere Wirthin ist, in der That, liebenswürdig.

Der Marq. Wenn ich sie liebe, so können sie leicht glauben, daß sie etwas Großes an sich hat.

Der Ritter. Sie machen, in der That, daß ich lachen muß. Was kann sie wohl Außerordentliches an sich haben, das andere Frauenzimmer nicht auch hätten?

Der Marq. Sie hat ein edles Betragen, das ganz bezaubernd ist.

Der Graf. Sie ist schön, sie spricht gut, sie kleidet sich niedlich und nach dem besten Geschmack.

Der Ritter. Lauter Dinge, die alle nichts werth sind. Ich bin nun schon drey Tage in diesem Gasthofe, und sie hat noch nicht den geringsten Eindruck auf mich gemacht.

Der Graf. Sehen sie sie nur recht an, vielleicht finden sie was an ihr.

Der Ritter. Thorheit! Ich habe sie genug angesehen. Sie ist eine Weibsperson wie andere.

Der Marq. Sie ist nicht wie andere; sie hat noch etwas mehreres. Ich, der ich mit den vornehmsten Damen umgegangen bin, habe noch kein Frauenzimmer gefunden, das die Höflichkeit mit dem guten Anstand so zu vereinigen wüßte, wie diese.

Der Graf. Der Henker! Ich bin immer auch gewohnt gewesen, mit Frauenzimmern umzugehen; ich kenne ihre Fehler, ihre Schwachheiten. Aber von dieser habe ich nie, ohngeachtet der Menge Leute, die ich habe, und des großen Aufwandes, den ich ihrentwegen mache, das Mindeste erhalten können.

Der Ritter. Verstellung, nichts als Verstellung! Ihr guten Leute! Und ihr trauet ihr? Mir dürfte sie nicht so kommen. Frauenzimmer! Fort mit euch, so viel ihr eurer seyd.

Der Graf. Sind sie niemals verliebt gewesen?

Der Ritter. In meinem Leben nicht, und ich werde es auch niemals werden. Man hat mir fürs Teufels Gewalt, eine Frau geben wollen, ich habe aber keine gemocht.

Der Marq. Sie sind aber der Einzige von ihrer Familie; wollen sie denn nicht auf ihre Nachkommenschaft bedacht seyn?

Der Ritter. Ich habe oft daran gedacht; wenn ich aber überlege, daß ich, um Kinder zu haben, eine Frau um mich leiden muß, so vergeht mir die Lust gleich wieder.

Der Graf Was wollen sie aber mit ihrem großen Vermögen anfangen?

Der Ritter. Das Wenige, was ich habe, will ich mit meinen guten Freunden verzehren.

Der Marq. Recht, Chevalier, recht so! Wir wollen es mit einander verzehren.

Der Graf. Und dem Frauenzimmer wollen sie nichts davon genießen lassen?

Der Ritter. Nicht das Geringste. Mir sollen sie gewiß nichts abzwacken.

Der Graf. Da kömmt eben unsere Wirthin. Sehen sie sie nur an, ob sie nicht reizend ist.

Der Ritter. Eine herrliche Sache! Ich achte einen guten Jagdhund zehnmal höher als sie.

Der Marq. Wenn sie sie nicht achten, so achte ich sie.

Der Ritter. Für mir sollen sie sie behalten, und wenn sie schöner als die Venus selbst wäre.

Fünfter Auftritt.

Mirandolina und die Vorigen.

Mirand. Ich mache ihnen mein gehorsames Compliment, gnädige Herren. Welcher von ihnen hat mich denn verlanget?

Der Marq. Ich habe sie verlangt, aber nicht hier.

Mirand. Wo denn sonst, Ihro Excellenz?

Der Marq. Auf meinem Zimmer.

Mirand. Auf ihrem Zimmer? Wenn sie etwas brauchen, so soll der Küper zu ihnen kommen und sie bedienen.

Der Marq. (Was sagen sie zu diesem edlen Anstande?) (zum Ritter.)

Der Ritter. (Was sie edlen Anstand nennen, das nenne ich Verwegenheit, Unverschämtheit.) (zum Marquis.)

Der Graf. Meine liebe Mirandolina, ich will öffentlich mit ihnen reden; ich will sie nicht in mein Zimmer bemühen. Sehen sie einmal diese Ohrgehenke hier an. Gefallen sie ihnen?

Mirand. Sie sind schön.

Der Graf. Wissen sie wohl, daß es Diamanten sind?

Mirand. O, das sehe ich wohl. Ich verstehe mich auch auf Diamanten.

Der Graf. Sie stehen zu ihrem Befehl.

Der Ritter. (Liebster Freund, sie werfen sie weg.) (sachte zum Grafen.)

Mirand. Warum wollen sie mir sie aber schenken?

Der Marq. Ey, das wäre auch, in der That, ein großes Geschenke! Sie hat welche, die noch einmal so schön sind.

Der Graf. Diese aber sind nach der Mode gefaßt. Ich bitte, sie mir zu Liebe, anzunehmen.

Der Ritter. (O, was für ein Narr!)

Mirand. Nein, in der That, Herr Graf —

Der Graf. Wenn sie sie nicht nehmen, so machen sie mich böse.

Mirand. Ich weis nicht, was ich mache — Ich behalte die Herren, die zu mir in meinen Gasthof kommen, gern zu Freunden — Um sie also nicht böse zu machen, Herr Graf, will ich sie dießmal annehmen.

Der Ritter. (Ha! Die Spitzbübin!)

Der Graf. (Was sagen sie zu dieser Gegenwart des Geistes?) (zum Ritter.)

Der Ritter. (Eine schöne Gegenwart des Geistes! Sie bringet sie drum, und bedankt sich nicht einmal.)

Der Marq. Wahrhaftig, Herr Graf, sie haben sich sehr damit verdient gemacht. Ein Frauenzimmer, aus Eitelkeit, öffentlich zu beschenken! Mirandolina, ich habe etwas, unter vier Augen, mit ihnen zu sprechen. Ich bin ein Cavalier.

Mirand. (O Armseligkeit! Dem ist nichts abzuholen.) Wenn sie nichts weiter zu befehlen haben, so werde ich wieder gehen.

Der Ritter. He, Jungfer Wirthin. Das weisse Zeug, das sie mir gegeben haben, steht mir nicht an. Wenn sie kein besseres haben, so muß ich sehen, wo ich welches kriege. (verächtlich.)

Mirand. Es wird besseres da seyn, mein Herr. Ich werde ihnen damit aufwarten. Ich dächte aber, sie hätten es wohl ein wenig freundlicher fodern können.

Der Ritter. Wo ich für mein Geld lebe, da brauche ich nicht viele Complimente zu machen.

Der Graf. Verzeihen sie ihm. Er ist ein Todfeind vom Frauenzimmer. (zu Mirandolinen.)

Der Ritter. Ey, ich habe ihrer Verzeihung nicht nöthig.

Mirand. Das arme Frauenzimmer! Was hat es ihnen denn gethan? Wauum so grausam gegen uns, gnädiger Herr?

Der Ritter. Genug hiervon. Ich verlange keine weitere Vertraulichkeit. Geben sie mir anderes weisses Zeug. Mein Bedienter soll es abholen. Ich bin ihr Diener, meine Freunde. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Der Marqvis, der Graf und Mirandolina.

Mirand. Was für ein wilder Mensch! Seines Gleichen hab' ich nie gesehen.

Der Graf. Liebste Mirandolina, es sehen nicht alle ihren Werth ein.

Mirand. Ich bin wahrhaftig so böse auf seine übele Aufführung, daß ich ihn gleich wollte ausziehen lassen.

Der Marq. Recht so! Und wenn er nicht gehen will, so sagen sie mir es nur; ich will ihn bald fortschaffen. Verlassen sie sich nur auf meine Protektion.

Der Graf. Und was das Geld anbetrifft, das sie dabey verlieren, das will ich ersetzen, und alles bezahlen. (Hören sie, schicken sie den Marqvis auch fort; ich stehe für die Zahlung.) (sachte zu Mirandolinen.)

Mirand. Ich danke ihnen, meine gnädigen Herren, ich danke ihnen. Ich habe selbst so viel Geschicklichkeit, einem Fremden zu sagen, daß ich ihn nicht länger in meinem Hause haben will; und was den kleinen Vortheil anlanget, so muß ich ihnen sagen, daß meine Zimmer niemals leer stehen.

Siebenter Auftritt.

Fabrizio und die Vorigen.

Fabriz. Es ist Jemand da, gnädiger Herr, der nach ihnen fragt. (zum Grafen.)

Der Graf. Weis er nicht, wer es ist?

Fabriz. Ich glaube es ist ein Juwelier. (Ueberlegen sie doch, Mirandolinchen! Hier sind sie nicht gut aufgehoben.) (sachte zu Mirandolinen und geht ab.)

Der Graf. Ach ja, er will mir eine Schleife zeigen, und die soll zu den Ohrgehenken kommen. (zu Mirandolinen.)

Mirand. Ey, nicht doch, Herr Graf —

Der Graf. Sie sind viel werth und ich frage nichts nach dem Gelde. Ich will doch das Halsband besehen. Adieu, Mirandolina; ich empfehle mich, Herr Marqvis. (geht ab.)

Achter Auftritt.

Der Marqvis und Mirandolina.

Der Marq. (Verdammt sey der Graf! Er martert mich noch, mit seinem Gelde, zu Tode.)

Mirand. Der Herr Graf giebt sich wirklich zu viel Mühe.

Der Marq. Wenn dergleichen Leute ein Paar Dreyer im Vermögen haben, so verschwenden sie sie aus Eitelkeit und Uebermuth. Ich kenne sie; ich weis wie es in der Welt zugeht.

Mirand. O, das weis ich auch.

Der Marq. Sie glauben, daß Frauenspersonen von ihrer Art durch Geschenke zu gewinnen sind.

Mirand. Geschenke bekommen nicht übel.

Der Marq. Ich glaubte, sie zu beschimpfen, wenn ich sie durch Präsente mir verbindlich zu machen suchte.

Mirand. O, auf diese Art hat mich der Herr Marqvis, in der That, noch nicht beschimpft.

Der Marq. Ich werde ihnen auch dergleichen Beschimpfungen niemals anthun.

Mirand. Das glaube ich auch sicherlich.

Der Marq. Aber wo ich sonst dienen kann, da befehlen sie nur.

Mirand. Ich müßte zuvor erst wissen, worinne Ihro Excellenz könnten?

Der Marq. In allem. Versuchen sie es nur.

Mirand. Nun, zum Exempel, worinne denn?

Der Marq. O, der Henker! Sie haben erstaunende Vorzüge.

Mirand. Allzu viel Gnade, Ihro Excellenz.

Der Marq. Ha! Ich dürfte bald was Närrisches sagen. Bald dürfte ich meine Excellenz verwünschen.

Mirand. Wie so, gnädiger Herr?

Der Marq. Manchmal wünsche ich mir, an des Grafen Stelle zu seyn.

Mirand. Vielleicht seines Geldes wegen?

Der Marq. Ah, was Geld! Darnach frage ich gar nichts. Aber, wäre ich so ein lächerlicher Graf, wie er —

Mirand. Was würden sie dann thun?

Der Marq. O, beym Teufel! Ich würde — ich würde — sie heirathen. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Mirandolina allein.

Oh, was der da sagt! Ihro Excellenz, der Herr Marquis von Habenichts würde mich heirathen? Ah, und wenn er mich auch heirathen wollte, so würde

es doch noch ein wenig Schwierigkeiten setzen. Ich möchte ihn nicht. Vom Geruche wird Niemand satt. Wenn ich alle die geheirathet hätte, die mich haben wollten, wie viel Männer müßte ich nicht haben? So viel ihrer in diesen Gasthof kommen, thun sterblich verliebt, vernarren sich in mich und bieten sich an, mich zu heirathen. Nur der einzige Ritter, der so wild, wie ein Bär ist, begegnet mir grob. Das ist der erste Fremde, der in meinem Gasthofe logirt, und der keine Lust hat, mit mir umzugehn. Ich meyne eben nicht, daß sich gleich alle geradezu verlieben sollen; aber mich so zu verachten? Das ist eine Sache, die mich gewaltig ärgert. Er ist ein Feind vom Frauenzimmer? Er kann sie nicht leiden? Der arme Narr! Er hat gewiß noch keine gefunden, die es recht anzufangen wußte. Aber er wird sie schon finden. Er wird sie schon finden. Und vielleicht hat er sie schon gefunden? Mit solchen nehme ich es gerade gern auf. Die mir immer nachlaufen, machen mich bald verdrießlich. Der Adel ist nichts für mich. Aus Reichthümern mache ich mir auch nicht viel. Mein ganzes Vergnügen besteht darinne, mich bedient, geliebkoset und verehrt zu sehen. Das ist meine, ja beynahe aller Frauenzimmer Schwachheit. Mich zu verheirathen, daran denke ich noch nicht einmal; ich brauche Niemanden; ich lebe ehrbar und genieße meine Freyheit. Ich gehe mit allen um; aber ich verliebe mich niemals in Jemanden. Ich will mich über die Grimassen meiner entzückten Liebhaber lustig machen; aber auch alle Kunstgriffe anwenden, die barbarischen und fühllosen Herzen dererjenigen zu

besiegen,

besiegen, zu demüthigen und zu erschüttern, die uns, als das Beste, was die schöne Natur auf der Welt hervorgebracht hat, anfeinden.

Zehenter Auftritt.

Fabrizio und die Vorige.

Fabriz. Jungfer Wirthin!
Mirand. Was giebts?
Fabriz. Der Fremde, der im mittlern Zimmer wohnt, schmählt wegen des weissen Zeuges. Er sagt, es sey zu schlecht, und will es nicht haben.
Mirand. Ich weis es, ich weis es schon. Er hat es auch zu mir gesagt, und ich will ihm gleich anderes geben.
Fabriz. Recht gut. Kommen sie also und geben sie es heraus, damit ich es ihm bringen kann.
Mirand. Geh' er nur, geh' er nur; ich will es ihm schon selbst bringen.
Fabriz. Sie wollen es ihm selbst bringen?
Mirand. Ja doch, ich.
Fabriz. Es muß ihnen doch recht viel an diesem Fremden gelegen seyn.
Mirand. Es ist mir an allen was gelegen. Bekümmere er sich nur um sich.
Fabriz. (Ich merke es schon. Mit uns Beyden wird nichts. Sie macht mir zwar Hofnung; aber es wird nichts daraus.)
Mirand. (Der gute Narr! Er hat Absichten auf mich. Ich muß ihn bey der Hoffnung erhalten, damit er mir treu und ehrlich dient.)

Fabriz. Es ist doch aber immer so gewöhnlich gewesen, daß ich die Fremden bedient habe.

Mirand. Er ist gegen die Fremden ein wenig gar zu plump.

Fabriz. Und sie ein wenig zu freundlich.

Mirand. Ich weis, was ich thue, und brauche keine Hofmeister.

Fabriz. Schon gut, schon gut. So sehen sie sich immer nach einem andern Küper um.

Mirand. Warum denn das, Monsieur Fabrizio? Hab' ich ihn vielleicht beleidigt?

Fabriz. Erinnern sie sich noch, was ihr Vater zu uns beyden sagte, ehe er starb?

Mirand. O ja; wenn ich werde heirathen wollen, so werde ich schon an das denken, was mein Vater sagte.

Fabriz. Ich bin aber etwas kitzlich; ich kann gewisse Dinge gar nicht leiden.

Mirand. Aber für wen haltet ihr mich denn? Für ein lüderliches Mädchen? Für eine Buhlschwester? Für eine Närrin? Ich wundere mich recht über euch. Wie soll ich es denn mit den Fremden machen, die zu uns kommen und wieder fortgehn? Wenn ich ihnen freundlich begegne, so geschieht es meines Nutzens wegen, und um meine Wirthschaft in gutem Credit zu erhalten. Ich brauche keine Geschenke; und wenn ich lieben will, so habe ich an einem genung, und der fehlt mir nicht. Ich weis, wer es verdient, und weis auch, was mir zukömmt. Ja, wenn ich mich werde verheirathen wollen — so werde ich mich meines Vaters Worte schon erinnern. Wer mir treu wird gedient haben,

soll sich gewiß nicht über mich beschweren. Ich bin erkänntlich. Ich weis Verdienste zu schätzen — Aber man kennet mich nicht recht. Es mag also genug seyn, Fabrizio; lerne er mich nur recht verstehen. (geht ab.)

Fabriz. Wer sie versteht, der ist, in der That, geschickt. Bald scheints, als wenn sie mich haben wollte; bald aber wieder nicht. Sie sagt, sie sey nicht eigensinnig, und dennoch will sie immer bey ihrer Weise bleiben. Wir werden es sehn. Sie gefällt mir, ich bin ihr gut, ich wollte mein Glück auf Zeitlebens mit ihr theilen. Hin! Man muß ein Auge zumachen, und etwas mit unterlaufen lassen. Bey allen dem, so kommen ja die Fremden nur und gehen wieder fort. Ich bleibe immer da. Das Beste wird allemal für mich seyn. (geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Der Ritter und sein Bedienter.

Der Bediente. Gnädiger Herr, man hat mir diesen Brief gebracht.

Der Ritter. Hole mir die Schokolate. (Der Bediente geht; der Ritter öfnet den Brief und liest.) Siena, den 24 Februar, 1770. (Wer schreibt? Horazio Taccagni.) Werthester Freund. Die zärtliche Freundschaft, die mich mit ihnen verbindet, treibet mich an, ihnen zu melden, daß ihre Zurückkunft in ihr Vaterland sehr nöthig sey. Der Graf Manna ist gestorben — (Der gute Mann! Er dauert mich.) Er hat eine

einzige

einzige mannbare Tochter, die eine Erbin von Hundert und funfzig Tausend Thalern ist, hinterlassen. Alle ihre Freunde sähen gerne, daß ihnen ein solches Glück zufallen möchte, und suchen es dahin zu bringen — Meinetwegen dürfen sie sich keine Mühe geben; ich mag nichts davon wissen. Sie wissen ja, daß ich durchaus keine Frau nehmen will. Und dieser gute Freund, der es besser, als irgend Jemand weis, plagt mich mehr, als andere. (Er zerreißt den Brief.) Was frag' ich denn nach Hundert und funfzig Tausend Thalern? So lange ich allein bin, brauche ich nicht so viel. Wäre ich aber verheirathet, so müßte ich noch weit mehr haben. Mir eine Frau! Lieber ein viertägiges Fieber.

Zwölfter Auftritt.

Der Marquis und der Vorige.

Der Marq. Sind sie es zufrieden, mein Freund, daß ich ein wenig zu ihnen komme?

Der Ritter. Sie erzeigen mir eine Ehre.

Der Marq. Wir beyde können doch vertraut mit einander umgehen; aber der Esel von einem Grafen ist unseres Umganges gar nicht werth.

Der Rittter. Liebster Marquis, verzeihen sie mir; lassen sie andere in ihren Würden, wenn sie sich selbst Hochachtung erwerben wollen.

Der Marq. Sie kennen mein Naturel. Ich bin gegen Jedermann höflich; aber den kann ich nicht ausstehn.

Der Ritter. Sie können ihn nicht ausstehn, weil er ihr Nebenbuhler ist. Schämen sie sich! Ein Herr

von ihrem Stande sich in eine Gastwirthin zu verlieben! Ein Mann, wie sie, einem Frauenzimmer nachzulaufen!

Der Marq. Mein lieber Ritter, diese hat mich behext.

Der Ritter. Ah, Thorheiten! Schwachheiten! Was Hexereyen! Wie kömmts denn, daß das Frauenzimmer mich nicht behext? Ihre Zaubereyen bestehen bloß in ihren Reizungen, in ihren Schmeicheleyen, und wer sich davon entfernt, wie ich thue, der läuft nicht Gefahr, bezaubert zu werden.

Der Marq. Genug davon! Ich kann es thun, und kann es auch lassen. Was mich jetzt am meisten ärgert und beunruhiget, das ist mein Verwalter.

Der Ritter. Hat er ihnen vielleicht einen dummen Streich gespielt?

Der Marq. Er hat mir sein Wort nicht gehalten.

Dreyzehenter Auftritt.

Ein Bedienter mit einer Tasse Schokolate und die Vorigen.

Der Ritter. O, das thut mir leid — Mache geschwind noch eine Tasse. (zum Bedienten.)

Der Bediente. Gnädiger Herr, ich habe keine mehr zu Hause.

Der Ritter. Es muß welche geholt werden. Wenn ich ihnen mit dieser aufwarten kann — (zum Marq.)

Der Marq. (Er nimmt die Schokolate und fängt an, sie ohne Umstände zu trinken, indem er immer dabey fortfährt zu discuriren, wie folget.) Dieser mein Verwalter, wie ich ihnen schon gesagt habe — (Er trinkt.)

Der

Der Ritter. (Und ich muß so zusehn.)
Der Marq. Hatte versprochen, mir mit der Post — (Er trinkt.) Zwanzig Dukaten zu schicken. (Er trinkt.)
Der Ritter. (Nun kömmt er mit etwas anderm angestochen.)
Der Marq. Er hat mir sie aber nicht geschickt. (Er trinkt.)
Der Ritter. Er wird sie wohl ein andermal schicken.
Der Marq. Die Sache ist nur — die Sache ist nur — (Er trinkt aus.) Da! (Er giebt dem Bedienten die Tasse.) daß ich jetzt in einer großen Verlegenheit bin, und nicht weis, was ich machen soll.
Der Ritter. O, acht Tage eher, acht Tage später —
Der Marq. Aber sie, als ein Cavalier, wissen wohl, was es heißt, wenn man sein Wort nicht hält. Ich bin schuldig; und beym Henker! Ich möchte aus der Haut fahren.
Der Ritter. Es thut mir leid, sie so misvergnügt zu sehen. (Wenn ich nur wüste, wie ich mich mit Ehren loßreißen könnte.)
Der Marq. Würden sie wohl Bedenken tragen, mir, auf acht Tage, einen Gefallen zu thun?
Der Ritter. Mein lieber Marqvis, ich wollte ihnen herzlich gern dienen, wenn ich nur im Stande wäre, es zu thun. Wenn ich jetzt bey Gelde wäre, so hätte ich es ihnen schon angeboten. Ich erwarte welches, aber jetzt habe ich keins.
Der Marq. Machen sie mir doch nicht weiß, daß sie ohne Geld sind.
Der Ritter. Sehen sie. Hier ist mein ganzer Reichthum. Er beläuft sich nicht über zwey Dukaten. (Er zeigt ihm einen Dukaten und verschiedene Münze.)

Der Marq. Das ist ein Dukaten an Golde.
Der Ritter. Ja, es ist mein letzter, und weiter habe ich keinen.
Der Marq. Leihen sie mir ihn, ich will indessen zusehen —
Der Ritter. Aber ich, was soll ich denn hernach —
Der Marq. Was haben sie denn dabey zu befürchten? Ich gebe ihn ihnen ja wieder.
Der Ritter. Nun meinetwegen, da haben sie ihn.
(Er giebt ihm den Dukaten.)
Der Marq. Ich habe eine nothwendige Verrichtung — Mein Freund, ich bin ihnen für dießmal verbunden. Bey Tische sehen wir uns diesen Mittag wieder. (Er nimmt den Dukaten und geht ab.)

Vierzehenter Auftritt.

Der Ritter allein.

Recht so! Der Marqvis wollte mich um zwanzig Dukaten berücken, und endlich nimmt er mit einem vorlieb. Einen Dukaten kann ich endlich leicht vergessen; und wenn er mir ihn auch nicht wiedergiebt, so fällt er mir doch nicht weiter zur Last. Es ärgert mich mehr, daß er mir meine Schokolate ausgetrunken hat. Welche Grobheit! Und doch sagt er: Ich weis, wer ich bin. Ich bin ein Cavalier. Ein artiger Cavalier!

Funfzehenter Auftritt.

Mirandolina mit dem weissen Zeuge und der Vorige.

Mirand. Erlauben sie, gnädiger Herr? (indem sie etwas scheu hereintritt.)

Der Ritter. Was wollen sie? (unfreundlich.)

Mirand. Ich bringe ihnen besseres weisses Zeug. (indem sie ein wenig näher kömmt.)

Der Ritter. Gut. Legen sie es nur dorthin. (Er zeigt auf den Tisch.)

Mirand. Haben sie nur wenigstens die Gnade und sehen es an, ob es recht ist.

Der Ritter. Was ist es für Zeug?

Mirand. Die Bettücher sind von der feinsten holländischen Leinwand. (Sie kömmt immer näher.)

Der Ritter. Von holländischer Leinwand?

Mirand. Ja, gnädiger Herr, die Elle zu zwanzig Groschen. Sehen sie nur.

Der Ritter. Ich verlange dergleichen nicht. Ich wollte nur etwas besseres haben, als sie mir gegeben hatten.

Mirand. Ich habe dieses feine Zeug nur für Leute vom Stande zurechte gemacht; für diejenigen Herren, die es verstehen; und gewiß, gnädiger Herr, ich gebe sie bloß deswegen her, weil sie es sind, einem andern würde ich sie nicht gegeben haben.

Der Ritter. Weil sie es sind! Ein gewöhnliches Compliment.

Mirand. Betrachten sie einmal das Tischzeug.

Der Ritter. O, diese holländische Leinwand verliert sehr viel im Waschen. Sie haben nicht nöthig, sie meinetwegen schwarz zu machen.

Mirand. Bey einem Cavalier, wie sie sind, sehe ich nicht auf solche Keinigkeiten. Ich habe noch mehr drrgleichen Servietten, und werde sie für Ihro Gnaden aufheben.

Der Ritter. (Dieß Frauenzimmer ist sehr verbindlich, das ist nicht zu läugnen.)

Mirand. (Er hat in der That ein so wildes Ansehen, daß ihm das Frauenzimmer nicht gut seyn kann.)

Der Ritter. Geben sie das weisse Zeug meinem Bedienten, oder legen sie es nur da wohin. Sie brauchen sich deswegen nicht selbst Mühe zu machen.

Mirand. O, es ist mir gar keine Mühe, wenn ich einen so verdienstvollen Cavalier bediene.

Der Ritter. Gut, gut, es braucht weiter nichts. (Die will sich bey mir einschmeicheln. O, ihr Frauenzimmer! Ihr macht es alle so.)

Mirand. Ich werde es in den Alkoven legen.

Der Ritter. Ja, wohin sie wollen. (ernsthaft.)

Mirand. (O, das Ding hält hart. Ich befürchte, daß ich nichts ausrichten werde.) (Sie legt das weisse Zeug weg.)

Der Ritter. (Dummköpfe hören dergleichen glatte Worte mit an, glauben der, die sie sagt, und fallen ins Netz.)

Mirand. Was befehlen sie diesen Mittag zu speisen?
(indem sie ohne Weißzeug wieder zurückkömmt.)

Der Ritter. Ich werde essen, was da seyn wird.

Mirand. Ich möchte gern wissen, wozu sie Appetit hätten. Wenn sie eine Speise lieber, als die andere essen, so sagen sie es nur frey.

Der Ritter. Wenn ich etwas verlange, so werde ich es meinem Bedienten sagen.

Mirand. Die Mannspersonen haben nur in dergleichen Dingen nicht Aufmerksamkeit, nicht Geduld genung, wie wir Frauenzimmer haben. Wenn sie etwann ein Ragout, oder sonst eine gute Brühe belieben, so sagen sie es mir nur.

Der Ritter. Ich danke ihnen; aber auch auf diese Art wird es ihnen nicht gelingen, es mit mir so zu machen, wie sie es mit dem Grafen, und dem Marquis gemacht haben.

Mirand. Was sagen sie zu der Schwachheit dieser beyden Cavalier? Sie kommen im Gasthofe zu logiren, und nehmen sich hernach die Freyheit heraus, mit der Wirthin verliebt zu thun. Ich habe andere Dinge im Kopfe, als auf ihr Geschwätz zu hören. Ich bin auf meinen Nutzen bedacht; und wenn ich ihnen ja ein gut Wort gebe, so geschieht es bloß darum, sie als Kunden zu erhalten. Wenn ich aber endlich sehe, daß sie sich was darauf zu gute thun, so muß ich, wie eine Närrin, lachen.

Der Ritter. Recht so! Ihre Aufrichtigkeit gefällt mir.

Mirand. O, Aufrichtigkeit ist das Beste an mir.

Der Ritter. Unterdessen wissen sie sich doch ziemlich genug, gegen den, der ihnen seine Aufwartung macht, zu verstellen.

Mirand. Ich mich verstellen? Behüte mich der Himmel! Fragen sie nur einmal diese beyden Herren, die so sehr verliebt in mich thun, ob ich ihnen jemals ein Zeichen meiner Gewogenheit gegeben habe? Ob ich jemals mit ihnen, auf eine Art gescherzt habe, daß sie sich, mit Grunde, etwas rühmen könnten? Ich begegne ihnen nicht grob, weil es mein Nutzen nicht anders zuläßt; aber es fehlt

doch auch nicht viel daran. Ich kann solche weibische Mannspersonen gar nicht leiden; und eben so sehr verabscheue ich auch diejenigen Frauenzimmer, die den Mannspersonen nachlaufen. Sie sehen, daß ich kein junges Mädchen mehr bin. Ich habe schon einige Jahre. Schön bin ich auch nicht; aber ich habe gute Gelegenheiten gehabt, und dennoch habe ich mich niemals verheirathen wollen, weil ich meine Freyheit über alles schätze.

Der Ritter. O ja, Freyheit ist ein großer Schatz.

Mirand. Und viele verlieren sie doch auf eine thörichte Art.

Der Ritter. Nein, ich weis sehr wohl, was ich thue. Alles umsonst!

Mirand. Haben Ihro Gnaden ein Gemahlin?

Der Ritter. Der Himmel behüte mich davor! Ich mag keine Frau.

Mirand. Recht so! Bleiben sie dabey. Weiber, gnädiger Herr — doch, es schickt sich nicht für mich, Uebels von ihnen zu sprechen.

Der Ritter. Sie sind wirklich das erste Frauenzimmer, das ich so reden höre.

Mirand. Ich muß ihnen sagen, daß wir Gastwirthinnen Dinge genug sehen und hören; und ich lobe diejenigen Mannspersonen, die sich für unserm Geschlechte in Acht nehmen.

Der Ritter. (Die ist wunderlich.)

Mirand. Mit dero Erlaubniß, gnädiger Herr. (Sie thut, als wenn sie weggehn wollte.)

Der Ritter. Müssen sie gehen?

Mirand. Ich wollte ihnen nicht gern länger beschwerlich fallen.

Der Ritter. Nein, sie thun mir einen Gefallen; sie machen mich aufgeräumt.

Mirand. Sehen sie, gnädiger Herr? So mache ichs mit den andern auch. Ich halte mich einige Augenblicke bey ihnen auf, ich bin munter, ich bringe einige Scherzreden vor, sie zu vergnügen, und dann glauben sie gleich — Sie verstehen mich schon; kurz, sie thun gleich, als wenn sie sterblich in mich verliebt wären.

Der Ritter. Das kömmt daher, weil sie so eine gefällige Art an sich haben.

Mirand. Sie sind allzugütig, gnädiger Herr. (Sie verneigt sich.)

Der Ritter. Und dann verlieben sie sich?

Mirand. Ja, da sehen sie nur die Schwachheit an! Sich sogleich in ein Frauenzimmer zu verlieben!

Der Ritter. Das habe ich niemals begreifen können.

Mirand. Eine schöne Standhaftigkeit! Eine schöne Männlichkeit!

Der Ritter. Schwachheiten! Menschliches Elend!

Mirand. Das ist die rechte Denkungsart für Mannspersonen. Gnädiger Herr, geben sie mir ihre Hand.

Der Ritter. Was wollen sie mit meiner Hand machen?

Mirand. Erlauben sie, erzeigen sie mir die Gnade; sehen sie, ich bin reinlich.

Der Ritter. Nun, da haben sie sie.

Mirand. Dieß ist das erstemal, daß ich die Ehre habe, eine Mannsperson bey der Hand zu halten, die wirklich als ein Mann denkt.

Der Ritter. Gut, gut; es ist genung. (Er zieht die Hand zurück.)

Mirand. Sehen sie? Wenn ich einen von diesen beyden abgeschmackten Herren bey der Hand genommen hätte, so würde er gleich gedacht haben, ich wäre sterblich in ihn verliebt. Er würde ohnmächtig geworden seyn. Nein, ich wollte ihnen, um alles in der Welt, nicht die geringste Freyheit erlauben. Sie wissen nicht zu leben. Da lobe ich mir einen ungezwungenen Umgang! Ohne Verbindung, ohne betrügerische Absichten, ohne lächerliche Thorheiten. Ihro Gnaden werden mir meine Dreistigkeit vergeben. Wenn ich ihnen worinne dienen kann, so befehlen sie nur frey; ich werde für sie so viel Achtung haben, als ich noch nie für Jemanden auf der Welt gehabt habe.

Der Ritter. Aus was für Ursache haben sie aber so viele Partheylichkeit für mich?

Mirand. Weil ich, außer ihren Verdiensten und Stande, wenigstens versichert bin, daß ich frey mit ihnen umgehen kann, ohne einen Verdacht zu haben, daß sie von meiner Achtung gegen sie einen übeln Gebrauch machen, sondern mich vielmehr als ihre Magd ansehen werden, ohne mich mit lächerlichen Anfoderungen und affektirten Grimassen zu qvälen.

Der Ritter. (Was Teufel hat diese für eine seltsame Art an sich, die ich nicht begreifen kann!)

Mirand. (Der wilde Mann wird schon nach und nach zahm werden.)

Der Ritter. Nun, wenn sie sonst etwas zu verrichten haben, so halten sie sich meinetwegen nicht länger auf.

Mirand. Ganz wohl, gnädiger Herr; ich will nun hingehen, und die Angelegenheiten meines Hauses

besorgen. Diese sind meine Liebeshändel, mein Zeitvertreib. Sollten sie etwas befehlen, so werde ich den Küper gleich zu ihnen schicken.

Der Ritter. Gut — Wenn sie aber bisweilen selbst kommen wollten, so würde ich es gern sehen.

Mirand. In Wahrheit, ich gehe zwar niemals gern zu Fremden aufs Zimmer; aber zu ihnen will ich doch bisweilen kommen.

Der Ritter. Zu mir? — Wie so?

Mirand. Weil sie mir so wohl gefallen, gnädiger Herr.

Der Ritter. Ich gefiele ihnen?

Mirand. Ja, sie gefallen mir, weil sie nicht so weibisch, weil sie nicht wie diejenigen sind, die sich gleich verlieben. (Ich will meine Nase verlieren, wenn ich ihn nicht heute noch verliebt mache.)

(geht ab.)

Sechszehenter Auftritt.

Der Ritter allein.

O, ich weis schon was ich thue. Weg mit dem Frauenzimmer! Diese wäre wohl eine von denen, die mich am ersten könnte in die Falle locken. Dergleichen Wahrheiten, eine solche Freymüthigkeit im Reden trifft man selten an. Sie hat etwas ganz außerordentliches an sich; aber deswegen soll sie mich doch nicht verliebt machen. Aus Spaß kann ich mich wohl mit dieser etwas mehr abgeben, als mit einer andern. Aber der Liebe nachzuhängen? Meine Freyheit zu verlieren? O, daran ist nicht zu gedenken! Narren, Narren sind es, die sich in eine Weibsperson verlieben.

(geht ab.)

Siebenzehenter Auftritt.

Ein anderes Zimmer im Gasthofe.

Hortensia, Dejanira und Fabrizio.

Fabriz. Euer Gnaden werden sich es hier gefallen lassen. Sehen sie, hier ist noch ein Zimmer. Dieses ist zum Schlafen, und dieses da zum Speisen, zum Besuch annehmen, oder wozu sie es sonst zu gebrauchen belieben.

Hortensia. Recht gut, recht gut. Ist er der Herr, oder der Küper?

Fabriz. Der Küper, zu Ihro Gnaden Befehl.

Dejanira. (Er nennt uns Ihro Gnaden.) (sachte zu Hortensien, indem sie lacht.)

Hortensia. (Wir müssen den Spaß weiter treiben.) Küper!

Fabriz. Ihro Gnaden.

Hortensia. Sage er doch dem Wirthe, daß er zu mir komme. Ich möchte gern wegen der Bewirthung mit ihm sprechen.

Fabriz. Die Wirthin wird kommen; ich will sie gleich rufen. (Wer Henker müssen doch diese beyden Frauenzimmer, so allein, seyn! Dem äußerlichen Ansehen und der Kleidung nach scheinen es adeliche Damen zu seyn.) (geht ab.)

Achtzehenter Auftritt.

Dejanira und Hortensia.

Dejanira. Er heißt uns Ihro Gnaden. Er hält uns für ein Paar Standspersonen.

Hortensia. Gut! Er wird uns also desto besser bewirthen.

Deja-

Dejanira. Wir werden aber auch desto mehr bezahlen müssen.

Hortensia. Ey, was die Rechnung anbetrifft, da soll er es mit mir zu thun kriegen. Ich bin schon viele Jahre in der Welt herumgewandert.

Dejanira. Ich sähe doch nicht gern, daß wir uns, dieser Titel wegen, Verdruß zuzögen.

Hortensia. Meine liebe Freundin, sie sind nicht verschmitzt genung. Sollten denn ein Paar Comödiantinnen, die gewohnt sind, Gräfinnen, Marquisinnen und Prinzessinnen auf dem Theater vorzustellen, sollten die nicht im Stande seyn, eine Rolle in einem Wirthshause zu spielen?

Dejanira. Wenn unsere Gefährten kommen, so sind wir ja gleich verrathen.

Hortensia. Heute können sie hier in Florenz nicht ankommen. Von Pisa bis hieher zu Wasser zu reisen, braucht man drey ganze Tage.

Dejanira. Man sehe nur die Dummheit! Zu Wasser zu reisen!

Hortensia. Aus Mangel des Geldes. Genug daß wir in der Kalesche hier angekommen sind.

Dejanira. Unser letztes theatralisches Stück fiel doch recht gut aus.

Hortensia. Ja; aber wenn ich nicht an der Thüre gesessen hätte, so hätten wir auch nichts gelöst.

Neunzehenter Auftritt.

Fabrizio und die Vorigen.

Fabriz. Die Wirthin wird ihnen den Augenblick aufwarten.

Hortensia. Gut.

Fabriz.

Fabriz. Und ich bitte sie, mich mit ihren Befehlen zu beehren. Ich habe sonst auch schon Damen bedient; ich werde also die Ehre haben, Ihro Gnaden, mit aller Sorgfalt, aufzuwarten.

Hortensia. Ich werde mich eure, bey Gelegenheit, bedienen.

Dejanira. (Diese Rolle spielt Hortensia vortreflich.)

Fabriz. Indessen bitte ich Ihro Gnaden, mir dero geehrte Namen, zur Anzeige, zu erlauben. (Er zieht ein Schreibzeug und ein kleines Buch heraus.)

Dejanira. (Nun kömmt das Beste.)

Hortensia. Warum soll ich meinen Namen sagen?

Fabriz. Wir Gastwirthe sind verbunden, den Namen, Herkommen, Vaterland und Stand aller Passagier, die bey uns logiren, einzuschicken. Und wenn wir es nicht thun, so kommen wir übel an.

Dejanira. (Mein Schatz, mit den Titeln wirds hinken.) (sachte zu Hortensien.)

Hortensia. Viele werden sich wohl auch einen falschen Namen geben.

Fabriz. Was das anbelangt, so schreiben wir den Namen, den sie uns sagen, hin, und bekümmern uns weiter um nichts.

Hortensia. Nun so schreibt: Die Baronesse Hortensia del Poggio, aus Palermo.

Fabriz. (Eine Sicilianerin? Die sind von hitzigem Geblüte.) (indem er schreibt.) Und sie, Ihro Gnaden? (zu Dejaniren.)

Dejanira. Und ich — (Ich weis nicht, wie ich mich nennen soll.)

Hortensia. Nun, Gräfin Dejanira, sagen sie ihm doch ihren Namen.

Fabriz. Ich bitte unterthänigst. (zu Dejaniren.)
Dejanira. Hat er ihn denn nicht gehört? (zu Fabriz.)
Fabriz. Ihro Hochgebohrnen, die Frau Gräfin Dejanira — (indem er schreibt.) Und der Zuname?
Dejanira. Auch den Zunamen? (zu Fabrizio.)
Hortensia. Ja doch; Dejanira von der Sonne, aus Rom. (zu Fabrizio.)
Fabriz. Mehr braucht es nicht. Verzeihen sie, daß ich ihnen beschwerlich gefallen bin. Die Wirthin wird gleich kommen. (Sagte ich es nicht, daß es zween Damen wären? Ich hoffe etwas dabey zu gewinnen. An Trinkgelde wird es da nicht fehlen.) (geht ab.)
Dejanira. Unterthänige Dienerin, Frau Baronessin.
Hortensia. Frau Gräfin, ich mache ihnen mein gehorsamstes Compliment. (Sie schäckern mit einander.)
Dejanira. Was für ein Glück bietet mir nicht diese günstige Gelegenheit an, sie meines tiefsten Respekts zu versichern!
Hortensia. Aus dem Brunnen ihres Herzens können nichts als Ströme der Gütigkeit fließen.

Zwanzigster Auftritt.

Mirandolina und die Vorigen.

Dejanira. Sie schmeicheln mir, Madam. (zu Hortensien, mit Caricatur.
Hortensia. O, ihren Verdiensten kömmt noch weit mehr zu, meine Gräfin. (Sie macht es eben so.)
Mirand. (Ey, was diese Damen für Umstände mit einander machen!) (von weiten.)
Dejanira. (O, wie gern möcht ich lachen!)

Horten-

Hortensia. Stille! Die Wirthin ist da. (sachte zu Dejaniren.)

Mirand. Unterthänige Dienerin, Mesdames.

Hortensia. Guten Tag, Jüngferchen.

Dejanira. Ihre Dienerin, Jungfer Wirthin.

Hortensia. Hm! (Sie giebt Dejaniren Zeichen, daß sie an sich halten soll.)

Mirand. Erlauben sie, daß ich ihnen die Hand küsse. (zu Hortensien.)

Hortensia. Sie ist sehr manierlich. (Sie giebt ihr die Hand.)

Dejanira. (Sie lacht für sich.)

Mirand. Ihro Gnaden auch, Ihro Gnaden. (Sie verlangt Dejanirens Hand.)

Dejanira. Ey, es hat nichts zu sagen —

Hortensia. Nun, erzeigen sie doch dem Mädchen diese Gnade. Geben sie ihr die Hand.

Mirand. Ich bitte unterthänig.

Dejanira. Nun, da ist sie. (Sie giebt ihr die Hand, drehet sich um und lacht.)

Mirand. Ihro Gnaden lachen? Ueber was denn?

Hortensia. Die lose Gräfin! Sie lacht noch über mich. Ich sagte vorhin etwas Tolles, das ihr lächerlich vorkam.

Mirand. (Ich wollte wetten, daß es keine Damen von Stande wären. Wenn sie es wären; so würden sie nicht so allein seyn.)

Hortensia. Wir müssen doch auch wegen der Bewirthung mit einander sprechen. (zu Mirandolinen.)

Mirand. Und sie sind so allein? Haben sie denn keine Cavaliere bey sich? Keine Bedienten? Gar Niemanden?

Hortensia. Der Baron, mein Gemahl —
Dejanira. (Sie lacht laut.)
Mirand. Warum lachen sie aber, gnädige Frau?
Hortensia. Nun, worüber lachen sie denn?
Dejanira. Ich lache über den Baron, ihren Gemahl.
Hortensia. Ja, es ist wahr, es ist ein lustiger Mann; er sagt immer was scherzhaftes; er wird bald auch, mit dem Grafen Horazio, der Gräfin Gemahl, hier seyn.
Dejanira. (Sie zwingt sich, das Lachen zu verbergen.)
Mirand. Macht sie der Herr Graf auch zu lachen? (zu Dejaniren.)
Hortensia. Stille doch, Gräfin, führen sie sich doch ein wenig artig auf.
Mirand. Erlauben sie mir gütigst, meine Damen; wir sind allein; es hört uns Niemand. Diese Grafschaften und diese Baronien werden wohl —
Hortensia. Was will sie sagen? Will sie unsern Adel in Zweifel ziehen?
Mirand. Verzeihen sie, Ihro Gnaden; erzürnen sie sich nicht, damit sie die Frau Gräfin nicht zu lachen machen.
Dejanira. Gehen sie doch; wozu nützt es aber? — (zu Hortensien.)
Hortensia. Gräfin, Gräfin! (drohend.)
Mirand. Ich weis, was Ihro Gnaden sagen wollten. (zu Dejaniren.)
Dejanira. Wenn sie das erräth, so halte ich viel auf sie.
Mirand. Sie wollten sagen: Was nützt es denn endlich, daß wir uns für zwo Damen ausgeben,

da wir doch nur ein Paar gemeine Weibspersonen sind. He! Ist es nicht wahr?

Dejanira. Wirklich! Kennen sie uns? (zu Mirandolinen.)

Hortensia. Was für eine vortrefliche Comödiantin! Sie kann nicht einmal einen Charakter ausführen.

Dejanira. Außer dem Theater kann ich mich nicht verstellen.

Mirand. Recht so, Frau Baronessin! Ihre Denkungsart gefällt mir. Ich lobe ihre Offenherzigkeit.

Hortensia. Wir machen bisweilen so einen kleinen Spaß.

Mirand. Und ich liebe witzige Personen über alle Maßen. Lassen sie sich es immer in meinem Gasthofe gefallen; sie sind mir willkommen. Aber das bitte ich mir aus; wenn etwann Standespersonen bey mir einkehren sollten, daß sie mir diese Zimmer wieder abtreten; ich will ihnen ein Paar andere beqveme Stübchen davor geben.

Dejanira. O ja, recht gerne.

Hortensia. Aber wenn ich mein Geld verzehre, so verlange ich auch als eine Dame bedient zu werden. Wir sind einmal in diesem Zimmer, und ich gehe nicht wieder heraus.

Mirand. Nun, Frau Baronessin, seyn sie nur wieder gut — O! Sehen sie doch, da kömmt ein Cavalier, der hier bey mir logirt. Wenn der Frauenzimmer merkt, so ist er gleich bey der Hand.

Hortensia. Ist er reich?

Mirand. Ich weis seine Umstände nicht.

Ein und zwanzigster Auftritt.

Der Marqvis und die Vorigen.

Der Marq. Ist es erlaubt? Darf man hereinkommen?

Hortensia. Von mir haben sie die Erlaubniß.

Der Marq. Gehorsamster Diener, Mesdames.

Dejanira. Ergebenste Dienerin.

Hortensia. Ich mache ihnen mein Compliment.

Der Marq. Sind es Fremde? (zu Mirandolinen.)

Mirand. Ja, Ihro Excellenz; sie haben meinem Gasthofe diese Ehre erwiesen.

Hortensia. (Es ist eine Excellenz! Potztausend!)

Dejanira. (Den wird Hortensia gleich für sich haben wollen.)

Der Marq. Und wer sind sie denn, diese Damen? (zu Mirandolinen.)

Mirand. Dieses ist die Baronessin Hortensia del Poggio, und jene die Gräfin Dejanira von der Sonne.

Der Marq. O, meine schönen Damen!

Hortensia. Und sie, mein Herr, wer sind sie denn?

Der Marq. Ich bin der Marqvis von Forlipopoli.

Dejanira. (Die Wirthin will die Comödie fortspielen.)

Hortensia. Ich freue mich, daß ich die Ehre habe, einen so vollkommenen Cavalier kennen zu lernen.

Der Marq. Wenn ich ihnen worinne dienen kann, so befehlen sie nur. Es ist mir lieb, daß sie in diesem Gasthofe abgestiegen sind. Sie finden hier eine wackere Wirthin.

Mirand. Dieser Herr ist die Gütigkeit selbst. Er beehrt mich mit seiner Protektion.

Der Marq. Ja, das ist wahr. Ich nehme sie und alle, die in ihren Gasthof kommen, in meinen Schutz. Wenn ihnen was vorfallen sollte, so befehlen sie nur.

Hortensia. Ich werde mir, bey Gelegenheit, dero gütiges Anerbieten zu Nutze machen.

Der Marq. Auch sie, meine Gräfin, können sich auf mich verlassen.

Dejanira. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich die große Ehre haben kann, auf die Rolle dero unterthänigsten Dienerin mit gesetzt zu werden.

Mirand. (Das war ein Stückchen aus einer Comödie.) (zu Hortensien.)

Hortensia. (Der Titel: Gräfin, hat ihn in Verlegenheit gesetzt.) (zu Mirandolinen.) (Der Marquis zieht ein schönes seidenes Schnupftuch aus der Tasche, macht es von einander, und thut, als wenn er sich die Stirn abwischen wollte.)

Mirand. Ein sehr schönes Schnupftuch, Herr Marquis.

Der Marq. So? Was sagen sie davon? Ist es nicht schön? Bin ich nicht von gutem Geschmack? (zu Mirandolinen.)

Mirand. O ja, von sehr gutem Geschmack.

Der Marq. Haben sie wohl jemals so ein schönes gesehen? (zu Hortensien.)

Hortensia. Es ist prächtig. Ich habe niemals dergleichen gesehn. (Ich nähms, wenn er mir es schenkte.)

Der Marq. Es ist ein englisches. (zu Dejaniren.)

Dejanira. Es ist schön; es gefällt mir ungemein.

Der Marq. Bin ich nicht von gutem Geschmack?

Dejanira. (Und er sagt nicht: Es ist zu ihrem Befehl.)

Der Marq. Ich stehe dafür, der Graf weis nicht einzukaufen. Er schmeißt das Geld weg, und schaft sich niemals eine Galanterie von gutem Geschmack an.

Mirand. Der Herr Marqvis kennt, unterscheidet, weis, sieht und versteht alles.

Der Marq. (Er legt das Schnupftuch sorgfältig wieder zusammen.) Man muß es gut zusammenlegen, damit es nicht verdorben wird. Solche Sachen muß man sehr sorgfältig aufheben. Da haben sie es.

(Er reicht es Mirandolinen.)

Mirand. Soll ich es auf ihr Zimmer legen lassen?

Der Marq. Nein, legen sie es in das Ihrige.

Mirand. Warum in meines?

Der Marq. Weil — ich — es ihnen — schenke.

Mirand. O, Ihro Excellenz, verzeihen sie —

Der Marq. Kurzum! Ich schenke es ihnen.

Mirand. Aber ich wollte sie doch nicht gern —

Der Marq. Machen sie mich nicht böse.

Mirand. O, wenn das ist, so wissen der Herr Marqvis schon, daß ich Niemanden gern beleidige. Ich will es also nehmen, um sie nicht böse zu machen.

Dejanira. (O, das war ein artiger Spaß!) (zu Hortensien.)

Hortensia. (Und hernach reden sie noch von den Comödiantinnen.) (zu Dejaniren.)

Der Marq. Nu? Was sagen sie? Ein Schnupftuch von der Art schenke ich meiner Wirthin. (zu Hortensien.)

Hortensia. Sie sind ein freygebiger Cavalier.

Der Marq. Das mache ich immer so.
Mirand. (Das ist das erste Geschenk, das er mir gemacht hat; und ich weis noch nicht, wie er nur zu dem Schnupftuche gekommen seyn muß.)
Dejanira. Herr Marqvis, kann man dergleichen Schnupftücher hier in Florenz bekommen? Ich möchte gern auch ein solches haben.
Der Marq. So eins, wie dieses? Das wird schwer halten. Wir wollen aber sehen.
Mirand. (Eine vortrefliche Gräfin!)
Hortensia. Sie sind in der Stadt bekannt, Herr Marqvis; thun sie mir also den Gefallen und weisen sie mir einen guten Schuster zu; ich brauche Schue.
Der Marq. Gut; ich will ihnen meinen schicken.
Mirand. (Alle gehen auf ihn los; sie wissen aber nicht, daß nichts von ihm abzuholen ist.)
Hortensia. Der Herr Marqvis werden doch so gütig seyn, und uns ein wenig Gesellschaft leisten?
Dejanira. Sie werden doch mit uns zu speisen belieben?
Der Marq. O ja, von Herzen gern. (Hören sie doch, Mirandolinchen; sie werden doch nicht eifersüchtig seyn? Ich bin der Ihrige, das wissen sie schon.) (sachte zu Mirandolinen.)
Mirand. (Thun sie nur, was ihnen beliebt; es ist mir angenehm, wenn sie sich ein Vergnügen machen.) (zum Marqvis.)
Hortensia. Sie sollen unser Umgang seyn.
Dejanira. Wir kennen hier keinen Menschen. Wir haben sonst Niemanden, als sie.
Der Marq. O, meine werthesten Damen! Ich werde ihnen herzlich gern aufwarten.

Zwey und zwanzigster Auftritt.

Der Graf und die Vorigen.

Der Graf. Mirandolina, ich suchte sie.

Mirand. Ich bin hier bey diesen Damen.

Der Graf. Damen? O, unterthänigster Diener.

Hortensia. Gehorsamste Dienerin. (Dieser scheint mir ein reicherer Schuft zu seyn, als jener.) (sachte zu Dejaniren.)

Dejanira. (Ich schicke mich nur nicht zum Abzwacken.) (sachte zu Hortensien.)

Der Marq. (Hören sie! Zeigen sie doch dem Grafen ihr Schnupftuch.) (sachte zu Mirandolinen.)

Mirand. Sehen sie einmal, Herr Graf, das schöne Präsent, das mir der Herr Marqvis gemacht hat. (Sie zeigt dem Grafen das Schnupftuch.)

Der Graf. Ey, das ist mir lieb! Recht so, Herr Marqvis.

Der Marq. O, es ist nichts, es ist nichts. Kleinigkeiten! Stecken sie es wieder ein; ich will nicht haben, daß sie es Jemand sagen. Was ich thue, muß Niemand erfahren.

Mirand. (Es soll es Niemand erfahren, und gleichwohl mußte ich es ihm zeigen. Hoffarth und Armuth streiten mit einander.)

Der Graf. Mit Erlaubniß dieser Damen, möchte ich gern ein Wort mit ihnen sprechen. (zu Mirandol.)

Hortensia. Brauchen sie ihre Freyheit.

Der Marq. Sie werden das Schnupftuch in der Tasche verderben. (zu Mirandolinen.)

Mirand. Ey, ich werde es wohl in Baumwolle wickeln müssen, damit es nicht schmutzig werde!

Der Graf. Sehen sie einmal diese kleine diamantene Schleife an. (zu Mirandolinen.)

Mirand. Sehr schön!

Der Graf. Sie gehört zu den Ohrgehenken, die ich ihnen geschenkt habe.

(Hortensia und Dejanira geben Acht und reden heimlich mit einander.)

Mirand. Wahrhaftig, sie gehört dazu; aber sie ist noch weit schöner.

Der Marq. (Verwünscht sey der Graf mit samt seinen Diamanten und Gelde. Ich wollte, daß ihn der Teufel holte!)

Der Graf. Damit die Garnitur complet sey, so schenke ich ihnen die Schleife auch. (zu Mirandol.)

Mirand. Ich nehme sie durchaus nicht an.

Der Graf. Sie werden mir doch nicht so unhöflich begegnen.

Mirand. O, Unhöflichkeiten begehe ich niemals. Ich will sie also nur nehmen, um sie nicht böse zu machen. (Hortensia und Dejanira reden immer noch heimlich mit einander, und bemerken des Grafens Freygebigkeit.)

Mirand. Nun, was sagen der Herr Marquis dazu? Ist die Schleife nicht vortreflich?

Der Marq. In seiner Art ist das Schnupftuch von weit besserm Geschmack.

Der Graf. Ja; aber zwischen Art und Art ist ein großer Unterschied.

Der Marq. Eine herrliche Sache! Sich öffentlich seiner Verschwendung zu rühmen.

Der Graf. O ja, sie geben ihre Geschenke in Geheim.

Mirand. (Dießmal kann ich mit Wahrheit sagen, daß zwischen zwo streitenden Partheyen der Dritte das Beste davon trägt.)

Der Marq. Und also, meine Damen, werde ich diesen Mittag mit ihnen speisen.

Hortensia. Darf ich fragen, wer sie sind, mein Herr? (zum Grafen.)

Der Graf. Ich bin der Graf von Albafiorita, zu dero Befehl.

Dejanira. Der Henker! Das ist ein sehr vornehmes Haus; ich kenne es. (Sie nähert sich dem Grafen.)

Der Graf. Ich stehe ihnen allemal zu Befehl. (zu Dejaniren.)

Hortensia. Logiren sie hier? (zum Grafen.)

Der Graf. Ja, Madam.

Dejanira. Werden sie sich lange hier aufhalten?

Der Graf. Ich glaube ja.

Der Marq. Sie werden müde vom Stehen seyn, Mesdames. Befehlen sie, daß ich ihnen in ihrem Zimmer aufwarte?

Hortensia. Sehr verbunden! (verächtlich.) Wo sind sie denn her, Herr Graf?

Der Graf. Aus Neapel.

Hortensia. O, so sind wir ja halbe Landsleute. Ich bin aus Palermo.

Dejanira. Ich bin aus Rom; ich habe mich aber einige Zeit in Neapel aufgehalten, und wünschte eben, wegen einer gewissen Angelegenheit, mit einem neapolitanischen Herrn zu sprechen.

Der Graf. Hierinne kann ich ihnen dienen. Sind sie allein? Haben sie keine Mannspersonen bey sich?

Der Marq. Ich bin schon da, Herr Graf, sie brauchen sie nicht.

Hortensia. Wir sind allein, Herr Graf. Wir wollen ihnen hernach schon die Ursache davon sagen.

Der Graf. Mirandolina.

Mirand. Gnädiger Herr.

Der Graf. Lassen sie in meinem Zimmer für drey Personen anrichten. Wollten sie mir wohl die Ehre erzeigen? (zu Hortensien und Dejaniren.)

Hortensia. Wir können ihr gütiges Anerbieten nicht ausschlagen.

Der Marq. Aber ich bin ja von diesen Damen schon eingeladen worden.

Der Graf. Sie können es zwar halten, wie sie wollen; aber an meiner kleinen Tafel ist nur für drey Personen Platz.

Der Marq. Aber das möchte ich nur noch sehen —

Hortensia. Kommen sie, kommen sie, Herr Graf. Der Herr Marqvis wird uns ein andermal zusprechen. (geht ab.)

Dejanira. Herr Marqvis, wenn sie etwann ein Schnupftuch von eben der Sorte finden sollten, so bitte ich, mich nicht zu vergessen. (geht ab.)

Der Marq. Gräfchen, Gräfchen, das sollen sie mir bezahlen.

Der Graf. Worüber beschweren sie sich denn?

Der Marq. So wahr ich lebe, das leide ich nicht; und das ist gar keine Aufführung. Doch, es mag gut seyn — Diese will ein Schnupftuch? Ein Schnupftuch von der Sorte? Sie soll es nicht haben. Mirandolina, halten sie es werth. Schnupf-

tücher

tücher von der Art findet man nicht so leicht. Diamanten giebts genung; aber Schnupftücher von der Art findet man nicht so leicht. (geht ab.)

Mirand. (Ein poßierlicher Kerl.

Der Graf. Liebe Mirandolina, sie werden es doch nicht übel nehmen, daß ich zu diesen beyden Damen gehe?

Mirand. Ganz und gar nicht, mein Herr.

Der Graf. Ich thue es ihrentwegen. Ich thue es, um ihrem Gasthofe Nutzen und Passagier zu verschaffen; übrigens bin ich der Ihrige; mein Herz gehört ihnen; mein Vermögen gehört ihnen. Sie haben frey darüber zu disponiren; sie sind völlige Gebieterin darüber. (geht ab.)

Drey und zwanzigster Auftritt.

Mirandolina allein.

Mit allen seinen Reichthümern, mit allen seinen Geschenken, wird er mich doch nicht in sich verliebt machen, und der Marquis, mit seiner lächerlichen Protektion, noch weniger. Wenn ich mich ja mit einem von Beyden einlassen sollte, so geschähe es eher mit dem, der am meisten aufgehn läßt. Ich frage aber weder nach dem einem, noch nach dem andern. Ich habe mir vorgenommen, den Ritter von Ripafratta verliebt zu machen, und diese Freude gäbe ich um keine diamantene Schleife, wenn sie auch noch zweymal so groß, als diese da wäre. Ich will es versuchen; ich weis zwar nicht, ob ich so geschickt seyn werde, wie diese beyden braven Comödiantin-

antinnen; aber ich will es doch versuchen. Der Graf und der Marqvis, die sich indessen mit jenen unterhalten, stören mich jetzt nicht, und ich kann also mit dem Ritter, nach meiner größten Beqvemlichkeit, tändeln. Sollte es wohl möglich seyn, daß er nicht nachgäbe? Wer kann denn einem Frauenzimmer widerstehen, wenn er ihr Zeit läßt, sich ihrer Kunstgriffe zu bedienen? Wer flieht, darf nicht befürchten, überwunden zu werden; aber wer stehen bleibt, sie anhört und ein Vergnügen daran hat, der muß, bald oder spät, er mag wollen oder nicht, in ihr Netz fallen. (geht ab.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Des Ritters Zimmer, worinne ein gedeckter Tisch und Stühle stehen.

Der Ritter und sein Bedienter, hernach Fabrizio.

(Der Ritter geht, mit einem Buche in der Hand, hin und her. Fabrizio trägt die Suppe auf.)

Fabrizio.

Frag' er einmal seinen Herrn, ob es ihm gefällig ist. Die Suppe steht schon auf dem Tische.

(zum Bedienten.)

Der Bed. Er kann es ihm selber sagen. (zu Fabriz.)

Fabriz. Er ist so wunderlich, daß ich sehr ungern mit ihm rede.

Der Bed. Bey allen dem ist er doch nicht schlimm. Er kann nur kein Frauenzimmer leiden, sonst aber ist er gegen Mannspersonen sehr freundlich.

Fabriz. (Er kann kein Frauenzimmer leiden? Der arme Narr! Er weis nicht, was gut ist.) (geht ab.)

Der Bed. Befehlen sie, Ihro Gnaden? Es ist aufgetragen.

(Der Ritter legt das Buch weg und setzt sich zu Tische.)

Der Ritter. Mir däucht, als wenn heute eher gespeißt würde, als gewöhnlich. (zum Bedienten, indem er ißt.)

(Der Bediente steht hinter dem Stuhle des Ritters, mit dem Teller unter dem Arme.)

Der

Der Bed. Dieses Zimmer ist unter allen zuerst bedient worden. Der Graf von Albaflorita lärmte und wollte zuerst aufgewartet haben; aber die Wirthin wollte, daß bey Ihro Gnaden vor allen andern aufgetragen würde.

Der Ritter. Ich danke ihr für die Aufmerksamkeit, die sie mir erzeigt.

Der Bed. Es ist ein recht höfliches Frauenzimmer, gnädiger Herr. An so vielen Orten, wo ich gewesen bin, habe ich noch keine so wackere Wirthin angetroffen, wie diese ist.

Der Ritter. Gefällt sie dir, he? (indem er sich ein wenig umwendet.)

Der Bed. Ich mag es nur Ihnen, gnädiger Herr, nicht zu Leide thun; sonst wollte ich gleich bey Mirandolinen als Aufwärter bleiben.

Der Ritter. Alberner Kerl! Was sollte sie denn mit dir machen? (Er giebt ihm seinen Teller und läßt sich einen andern geben.)

Der Bed. Ein Frauenzimmer, wie dieses, wollte ich wie ein Schooshündchen bedienen. (Er geht ab eine Schüssel zu holen.)

Der Ritter. Zum Henker! Das Mädchen bezaubert alle. Es wäre nichts lächerlichers, als wenn sie mich auch bezauberte. Aber morgen gehe ich ja nach Livorno. Für heute mag sie es versuchen, wenn sie will; aber sie soll auch überzeugt werden, daß ich so schwach nicht bin. Es gehört mehr darzu, bis ich meinen Abscheu gegen das Frauenzimmer überwinde.

Zweyter Auftritt.

Der Bediente mit dem Gekochten und noch einer andern Schüssel, und der Vorige.

Der Bed. Die Wirthin sagte, wenn ihnen das Huhn nicht gefiele, so wollte sie ihnen eine Taube schicken.

Der Ritter. Ich bin mit allem zufrieden. Was ist denn dieses?

Der Bed. Die Wirthin sagte, ich sollte ihr doch zu wissen thun, ob diese Brühe Ew. Gnaden geschmeckt hätte, weil sie sie mit ihren eigenen Händen gemacht.

Der Ritter. Sie macht mich ihr immer verbindlicher. (Er kostet.) Sie ist delicat. Sag ihr, sie schmeckt mir, und ich ließe mich bedanken.

Der Bed. Ich werde es ihr sagen, gnädiger Herr.

Der Ritter. Geh, sag es ihr gleich.

Der Bed. Gleich? (Was für ein Wunder! Er läßt einem Frauenzimmer ein Compliment sagen.) (geht ab.)

Der Ritter. Es ist eine vortrefliche Brühe. Ich habe noch keine solche gegessen. (Er ißt.) Wahrhaftig, wenn Mirandolina so fortfährt, so wird es ihr nie an Gästen fehlen. Guter Tisch, gutes weisses Zeug, und überhaupt kann man auch nicht läugnen, daß sie artig ist; aber was mir am meisten an ihr gefällt, das ist ihre Aufrichtigkeit. O, Aufrichtigkeit ist doch eine schöne Sache! Warum kann ich denn das Frauenzimmer nicht leiden? Weil sie falsch, lügenhaft und betrügerisch sind. Aber dieser ihre Aufrichtigkeit —

Dritter Auftritt.

Der Bediente und der Vorige.

Der Bed. Sie läßt sich bey Ew. Gnaden für die Gütigkeit bedanken, womit sich Dieselben ihre wenige Geschicklichkeit wollten gefallen lassen.

Der Ritter. Brav, Herr Ceremonienmeister, brav!

Der Bed. Sie richtet jetzt eine andere Schüssel, mit ihren eigenen Händen, an; ich weis aber nicht, was es eigentlich ist.

Der Ritter. Sie richtet sie an?

Der Bed. Ja, gnädiger Herr.

Der Ritter. Gieb mir zu trinken.

Der Bed. Gleich, Ihro Gnaden. (Er geht hin einzuschenken.)

Der Ritter. Ich muß mich wieder großmüthig gegen sie bezeugen. Sie ist allzu gefällig; ich will doppelt bezahlen, ihr freundlich begegnen, aber auch gleich fortreisen.

(Der Bediente reicht ihm zu trinken.)

Der Ritter. Ist der Graf schon zu Tische? (Er trinkt.)

Der Bed. Ja, gnädiger Herr, eben jetzt. Er trakt. tirt heute. Er hat noch zwo Damen bey sich zu Gaste.

Der Ritter. Zwo Damen? Wer wären denn die?

Der Bed. Sie sind nur erst vor ein Paar Stunden hier angekommen. Ich weis nicht, wer sie sind.

Der Ritter. Kannte sie der Graf schon?

Der Bed. Ich glaube nicht; aber kaum sah er sie, als er sie gleich zu sich zu Tische bat.

Der Ritter. Welche Schwachheit! Kaum sieht er ein Paar Frauenzimmer, so macht er sich auch

gleich an sie. Und sie lassen es sich auch gefallen! Der Himmel weis aber auch, wer sie sind. Doch sie mögen seyn, wer sie wollen; es sind Frauenzimmer, und das ist schon genug. Der Graf wird sich gewiß noch ruiniren. Sage mir doch, ist der Marqvis auch zu Tische?

Der Bed. Er ist ausgegangen, und hat sich noch nicht wieder sehen lassen.

Der Ritter. Trag auf! (Er läßt sich einen andern Teller geben.)

Der Bed. Gleich.

Der Ritter. Mit zwo Frauenzimmer zu Tische! Eine trefliche Gesellschaft! Sie würden mir, mit ihrem Geziere, allen Appetit verderben.

Vierter Auftritt.

Mirandolina, mit einem Teller in der Hand, der Bediente und der Vorige.

Mirand. Ist es erlaubt?

Der Ritter. He!

Der Bed. Was befehlen sie?

Der Ritter. Nimm ihr den Teller aus der Hand.

Mirand. Erlauben sie mir immer die Ehre, daß ich ihn, mit meinen eigenen Händen, auf den Tisch setze. (Sie setzt den Teller mit dem Essen auf den Tisch.)

Der Ritter. Das ist ihr Amt nicht.

Mirand. O, gnädiger Herr, für wen halten sie mich denn? Für ein vornehmes Frauenzimmer? Ich bin eine Dienerin von jedem, der so gütig ist, in meinem Gasthofe abzutreten.

Der Ritter. (Welche Demuth!)

Mirand. Ich würde, in der That, keine Schwierigkeiten machen, alle bey Tische zu bedienen; aber ich thue es, aus gewissen Ursachen, nicht. Ich weis nicht, ob dieselben mich verstehn. Zu ihnen aber komme ich ganz frey und ohne alles Bedenken.

Der Ritter. Ich danke ihnen. Was ist das für ein Gericht?

Mirand. Es ist ein Ragout, das ich selbst gemacht habe.

Der Ritter. Es wird gut seyn. Wenn sie es selbst gemacht haben, so muß es gut seyn.

Mirand. Allzu viel Gütigkeit, gnädiger Herr. Ich verstehe nicht viel Sonderliches zu machen; ich wünschte aber, es zu können, um es nach dem Sinne eines so vollkommenen Cavaliers zu machen.

Der Ritter. (Morgen nach Livorno.) Wenn sie noch zu thun haben, so lassen sie sich meinetwegen davon nicht abhalten.

Mirand. Ganz und gar nicht, gnädiger Herr. Ich habe Köche und Bedienung genug im Hause. Ich wollte nur gern wissen, ob dieses Gericht nach ihrem Geschmacke sey.

Der Ritter. Recht gut; gleich. (Er kostet.) Gut, herrlich. Was für ein treflicher Geschmack! Ich weis aber nicht, was es ist.

Mirand. O, gnädiger Herr, ich habe ganz besondere Geheimnisse. Diese Hände wissen gar artige Sachen zu machen.

Der Ritter. Gieb mir zu trinken. (zum Bedienten, mit einiger Bewegung.)

Mirand. Zu diesem Gerichte muß man was Gutes trinken.

Der

Der Ritter. Gieb mir Burgunder. (zum Bedienten.)
Mirand. Recht so. Der Burgunder ist vortreflich. Nach meinem Erachten kann man keinen bessern Wein bey Tische trinken. (Der Bediente setzt die Flasche, nebst einem Glase, auf den Tisch.)
Der Ritter. Sie sind in allem von gutem Geschmack.
Mirand. Ich irre mich auch, in der That, selten.
Der Ritter. Aber dießmal irren sie sich doch.
Mirand. Worinne denn, gnädiger Herr?
Der Ritter. Weil sie glauben, daß ich einen so großen Vorzug von ihnen verdiene.
Mirand. Ach, gnädiger Herr — (seufzend.)
Der Ritter. Was ist das? Was soll das Seufzen bedeuten? (bewegt.)
Mirand. Ich will es ihnen sagen: Ich bin gegen Jedermann dienstfertig und aufmerksam; allein, ich betrübe mich, wenn ich bedenke, daß die meisten undankbar sind.
Der Ritter. Ich werde nicht undankbar gegen sie seyn. (mit Gefälligkeit.)
Mirand. Bey ihnen mache ich mir kein Verdienst daraus, weil ich blos meine Schuldigkeit thue.
Der Ritter. Nein, nein, ich erkenne es gar wohl — Ich bin nicht so grob, wie sie vielleicht glauben. Ueber mich sollen sie sich nicht zu beklagen haben.
(Er schenkt Wein ins Glas.)
Mirand. Aber — gnädiger Herr — ich verstehe sie nicht.
Der Ritter. Auf ihr Wohlseyn. (ganz kurz.)
Mirand. Ich danke unterthänig; sie erzeigen mir gar zu viele Ehre.
Der Ritter. Der Wein ist vortreflich.

Mirand. Burgunder ist mein Leibwein.

Der Ritter. Wenn sie belieben, so steht er zu ihren Diensten. (Er bietet ihr den Wein an.)

Mirand. O, ich danke, gnädiger Herr.

Der Ritter. Haben sie schon gegessen?

Mirand. Ja, Ihro Gnaden.

Der Ritter. Wollen sie also nicht ein Gläschen trinken?

Mirand. O, so vieler Gnade bin ich nicht werth.

Der Ritter. Ich gebe es ihnen, in der That, gerne.

Mirand. Nun, was soll ich machen? Ich will ihr gütiges Anerbieten annehmen.

Der Ritter. Bring ein Glas her. (zum Bedienten.)

Mirand. Nein, nein; wenn sie erlauben, so will ich dieses nehmen. (Sie nimmt des Ritters Glas.)

Der Ritter. Nicht doch! Ich habe ja daraus getrunken.

Mirand. So werde ich ihnen die Schönheit abtrinken. (lachend)

(Der Bediente setzt das andere Glas auf den Credenzteller.)

Der Ritter. Ey, Lose! (Er schenkt ein.)

Mirand. Aber es ist schon eine Weile her, daß ich gegessen habe; und ich befürchte, er möchte mir nicht wohl bekommen.

Der Ritter. Das hat keine Gefahr.

Mirand. Wollten sie mir nicht ein Stückchen Brodt erlauben.

Der Ritter. Recht gern. Hier. (Er giebt ihr ein Stückchen Brodt.)

(Mirandolina, mit dem Glase in der einen und dem Brodte in der andern Hand, giebt zu verstehn, daß es ihr unbequem sey, und nicht wisse, wie sie, im Stehen, das Brodt in den Wein tauchen solle.)

Der

Der Ritter. Es wird ihnen so nicht beqvem genug seyn. Wollen sie sich nicht setzen?

Mirand. O, so viel bin ich nicht würdig, gnädiger Herr.

Der Ritter. Nun, nun, wir sind allein. Bring ihr einen Stuhl. (zum Bedienten.)

Der Bed. (Das ist vor meines Herrn Ende; dergleichen hat er noch niemals gethan.) (Er holt einen Stuhl.)

Mirand. Wenn das der Herr Graf und der Herr Marqvis erführen, wehe mir!

Der Ritter. Wie so?

Mirand. Wohl hundertmal haben sie mich genöthiget, etwas bey ihnen zu trinken oder zu essen, und ich habe es nicht thun mögen.

Der Ritter. Setzen sie sich nur.

Mirand. Weil sie so befehlen. (Sie setzt sich und tunkt das Brodt in Wein.)

Der Ritter. Höre einmal! (sachte zum Bedienten.) (Sage ja Niemanden, daß die Wirthin bey mir am Tische gesessen hat.)

Der Bediente. (Sorgen sie nicht dafür.) (Dieser Vorfall nimmt mich sehr Wunder.)

Mirand. Auf alles, was ihnen Vergnügen macht, gnädiger Herr. (Sie trinkt.)

Der Ritter. Ich danke ihnen, meine gute kleine Wirthin.

Mirand. Diese Gesundheit geht das Frauenzimmer nicht an.

Der Ritter. Nicht? Warum nicht?

Mirand. Weil ich weis, daß sie es nicht leiden können.

Der Ritter. Es ist wahr, ich habe es niemals aus-
stehn können.
Mirand. Bleiben sie nur bey den Gedanken.
Der Ritter. Ich wollte doch nicht — (Er scheuet sich vor dem Bedienten.)
Mirand. Was denn, gnädiger Herr?
Der Ritter. Hören sie nur. (Er sagt ihr ins Ohr.) Ich wollte doch nicht, daß sie mich anderes Sinnes machten.
Mirand. Ich, gnädiger Herr? Wie so?
Der Ritter. Geh hinaus. (zum Bedienten.)
Der Bediente. Soll ich auftragen?
Der Ritter. Laß mir ein Paar Eyer zurechte machen, und wenn sie gut sind, so bringe mir sie.
Der Bediente. Wie befehlen Ihro Gnaden die Eyer?
Der Ritter. Wie du willst; mache nur fort.
Der Bediente. (Ich merk' es schon. Mein Herr wird hitzig.) (geht ab.)
Der Ritter. Mirandolina, sie sind ein gutes Mädchen.
Mirand. O, gnädiger Herr, sie scherzen mit mir.
Der Ritter. Hören sie, ich muß ihnen was Wahres, was sehr Wahres sagen, das zu ihrem Ruhme gereicht.
Mirand. Das werde ich gern mit anhören.
Der Ritter. Sie sind das erste Frauenzimmer auf der Welt, mit dem ich Geduld gehabt habe, gern und willig umzugehn.
Mirand. Und ich muß ihnen sagen, gnädiger Herr; nicht eben, als wenn ich gar nichts werth wäre; aber es giebt bisweilen Herzen, die mit einander über-

übereinstimmen. Diese Sympathie, diese Neigung findet sich auch unter Personen, die einander nicht kennen. Auch ich fühle in Ansehung Ihrer dasjenige, was ich noch für Niemanden gefühlt habe.

Der Ritter. Ich besorge immer, sie werden mich um meine Gemüthsruhe bringen.

Mirand. Sagen sie das nicht, gnädiger Herr; wenn sie eine vernünftige Mannsperson seyn wollen, so handeln sie auch darnach. Fallen sie nicht in anderer ihre Schwachheit. Wahrhaftig, wenn ich das merke, so komme ich nicht mehr zu ihnen. Ich selbst fühle so etwas in mir, das ich noch niemals gefühlt habe; aber der Mannspersonen wegen, und noch viel weniger einer wegen, die das Frauenzimmer nicht leiden kann, will ich nicht zur Närrin werden. Vielleicht will diese Person mich nur auf die Probe stellen, hernach sich über mich lustig machen, und mich durch diese ungewöhnliche Unterredung in Versuchung führen. Gnädiger Herr, erlauben sie mir doch noch ein wenig Burgunder.

Der Ritter. O, nun sagen sie mir nichts mehr. — (Er schenkt ihr Wein in ein Glas.)

Mirand. (Er steht auf der Kippe.)

Der Ritter. Hier haben sie. (Er giebt ihr das Glas.)

Mirand. Sehr verbunden. Aber sie trinken ja nicht?

Der Ritter. Ich werde gleich trinken. (Ich glaube, ich thäte besser, wenn ich mich betränke; dann würde ein Teufel den andern ausjagen.) (Er schenkt sich ein.)

Mirand. Gnädiger Herr. (zärtlich.)

Der Ritter. Was wollen sie?
Mirand. Stoßen sie an. (Sie choqvirt mit ihm.) Alle gute Freunde sollen leben!
Der Ritrer. Sie sollen leben! (etwas schmachtend.)
Mirand. Es leben — alle, die sich wohl wollen — Ohne Falschheit! Stoßen sie an!
Der Ritter. Sie leben! —

Fünfter Auftritt.

Der Marqvis und die Vorigen.

Der Marq. Ich bin auch da. Sie sollen leben!
Der Ritter. Was soll das seyn, Herr Marqvis? (aufgebracht.)
Der Marq. Verzeihen sie, mein Freund. Ich habe gerufen; es wollte aber Niemand hören.
Mirand. Mit ihrer Erlaubniß. (Sie will abgehn.)
Der Ritter. Bleiben sie da. (zu Mirand.) Ich nehme mir doch niemals so viel Freyheit gegen sie heraus. (zum Marqvis.)
Der Marq. Ich bitte um Vergebung. Wir sind ja gute Freunde; zudem glaubte ich auch, sie wären allein. Ich freue mich, sie neben unserer scharmanten Wirthin zu sehen. Nun, was meynen sie? Ist es nicht ein Meisterstück?
Mirand. Gnädiger Herr, ich kam her, dem Ritter aufzuwarten. Mir wurde ein wenig schlimm, und er hat mir mit einem Gläschen Burgunder wieder geholfen.
Der Marq. Ist das Burgunder? (zum Ritter.)
Der Ritter. Ja, es ist Burgunder.

Der Marq. Aber auch von dem rechten?
Der Ritter. Wenigstens habe ich ihn dafür bezahlt.
Der Marq. Ich verstehe mich darauf. Erlauben sie, daß ich ihn koste; dann will ich ihnen sagen, ob er ächt sey, oder nicht.
Der Ritter. He! (Er ruft.)

Sechster Auftritt.

Der Bediente mit den Eyern, und die Vorigen.

Der Ritter. Ein Glas für den Marqvis. (zum Bedienten.)
Der Marq. Nicht zu ein kleines Glas. Burgunder ist kein Liqveur. Man muß etwas viel trinken, wenn man davon urtheilen soll.
Der Bediente. Hier sind die Eyer. (Er will sie auf den Tisch setzen.)
Der Ritter. Ich mag nichts weiter.
Der Marq. Was ist das für ein Gericht?
Der Ritter. Es sind Eyer.
Der Marq. Die stehn mir nicht an. (der Bediente trägt sie weg.)
Mirand. Herr Marqvis, mit ihrer Erlaubniß, gnädiger Herr, kosten sie doch einmal dieses Ragout, das ich mit eigner Hand gemacht habe.
Der Marq. Ja, gleich. He, einen Stuhl! (der Bediente bringt einen Stuhl und setzt das Glas auf den Credenzteller.) Eine Gabel!
Der Ritter. Gieb ihm doch ein Couvert. (der Bediente holt eins.)

Mirand. Nun befinde ich mich besser, gnädiger Herr. Ich werde also gehn. (Sie steht auf.)

Der Marq. Thun sie mir den Gefallen und bleiben sie noch ein wenig hier.

Mirand. Ich habe aber in meiner Wirthschaft zu thun, gnädiger Marqvis; und dann möchte der Ritter es auch —

Der Marq. Sind sie es zufrieden, daß sie noch ein wenig hier bleibt? (zum Ritter.)

Der Ritter. Was wollen sie denn von ihr?

Der Marq. Ich will ihnen ein Gläschen Cyperwein kosten lassen, den sie Zeitlebens nicht besser müssen getrunken haben; und Mirandolina soll ihn auch kosten und ihr Gutachten davon sagen.

Der Ritter. Nun, dem Herrn Marqvis zu Gefallen, bleiben sie immer noch da. (zu Mirand.)

Mirand. Der Herr Marqvis wird mich entschuldigen.

Der Marq. Wollen sie ihn nicht kosten?

Mirand. Ein andermal, Ihro Excellenz.

Der Ritter. Ih, so bleiben sie doch.

Mirand. Sie befehlen mir es? (zum Ritter.)

Der Ritter. Ich sage ihnen, daß sie da bleiben sollen.

Mirand. Ihnen zu gehorchen. (Sie setzt sich.)

Der Ritter. (Sie verbindet mich immer mehr.) (für sich.)

Der Marq. O was für ein gutes Essen! Was für ein Ragout! Was für Geruch! Welcher Geschmack! (indem er ißt.)

Der Ritter. (Der Marqvis wird eifersüchtig werden, daß sie so nahe bey mir sitzen.) (sachte zu Mirand.)

Mirand. (Ich mache mir nicht viel aus ihm.)
(sachte zum Ritter.)
Der Ritter. (Sind sie etwann auch eine Feindin von Mannspersonen?) (sachte zu Mirand.)
Mirand. (So, wie sie vom Frauenzimmer.) (wie oben.)
Der Ritter. (Meine Freundinnen rächen sich schon an mir.) (wie oben.)
Mirand. (Wie so, gnädiger Herr?) (wie oben.)
Der Ritter. (O, Leichtfertige! Sie werden wohl sehen —) (wie oben.)
Der Marq. Mein Freund, auf ihr Wohlseyn.
(Er trinkt Burgunder.)
Der Ritter. Nun, wie schmeckt er ihnen?
Der Marq. Mit ihrer Erlaubniß, er taugt nichts. Sie sollen meinen Cyperwein kosten.
Der Ritter. Aber wo haben sie denn den Cyperwein?
Der Marq. Ich habe ihn hier; ich habe ihn mitgebracht. Wir wollen uns was darauf zu gute thun. Ha! Das ist ein Wein! Hier ist er.
(Er zieht ein sehr kleines Fläschgen aus der Tasche.)
Mirand. Wie ich sehe, Herr Marqvis, so wollen sie nicht, daß uns der Wein in Kopf steigen soll.
Der Marq. Der? O, den trinkt man tropfenweise, wie Melissenspiritus. He! Kleine Gläserchen!
(Er macht das Fläschgen auf.)
Der Bediente. (Er bringt Gläserchen zum Cyperweine.)
Der Marq. Ey, die sind zu groß. Habt ihr keine kleinern? (Er hält das Fläschgen mit der Hand zu.)
Der Ritter. Bring die Rosolisgläserchen. (zum Bedienten.)
Mirand. Ich dächte, es wäre genug, wenn wir nur daran röchen.

Der Marq. O, vortreflich! Er hat einen recht erquickenden Geruch. (Er riecht daran.)

Der Bediente. (Er bringt drey Spitzgläserchen auf einem Credenzteller.)

Der Marq. Er schenkt sehr behutsam ein, doch kein Gläschen ganz voll; hernach theilt er sie an den Ritter und an Mirandolinen aus, behält eins für sich und stopft das Fläschgen fest wieder zu.) Welcher Nektar! Was für Ambrosia! Welch flüßiges Manna! (indem er trinkt.)

Der Ritter. (Was halten sie von dem Gemansche?) (sachte zu Mirand.)

Mirand. (Spühlicht aus den Bouteillen.) (sachte zum Ritter.)

Der Marq. Nun? Was sagen sie davon? (zum Ritter.)

Der Ritter. Er ist gut; er ist köstlich.

Der Marq. Nu, Mirandolina, schmeckt er ihnen?

Mirand. Was mich anbelangt, gnädiger Herr, so kann ich mich nicht verstellen. Er schmeckt mir nicht; ich finde ihn schlecht, und kann unmöglich sagen, daß er gut sey. Ich lobe den, wer sich verstellen kann; aber wer sich in einer Sache zu verstellen weis, der thut es in der andern auch.

Der Ritter. (Die gab mir einen Verweiß; ich weis aber nicht, warum.)

Der Marq. Mirandolina, auf dergleichen Sorte von Wein verstehen sie sich gar nicht. Ich entschuldige sie. Auf das Schnupftuch, das ich ihnen geschenkt habe, verstanden sie sich besser, und es gefiel ihnen; aber auf Cyperwein verstehn sie sich gar nicht. (Er trinkt aus.)

Mirand. (Hören sie, wie er groß thut?) (sachte zum Ritter.)

Der Ritter. (Ich würde es nicht so machen.) (sachte zu Mirand.)

Mirand. (Sie suchen ihren Ruhm in der Verachtung des Frauenzimmers. (wie oben.)

Der Ritter. (Und sie den Ihrigen in dem Siege über alle Mannspersonen.) (wie oben.)

Mirand. (Nicht über alle.) (zärtlich, wie oben.)

Der Ritter. (Ja über alle.) (mit einiger Rührung, sachte zu Mirand.)

Der Marq. He, drey reine Gläser! (zum Bedienten, der sie ihm auf einem Credenzteller bringt.)

Mirand. Ich verlange nichts weiter.

Der Marq. Nein, nein, sorgen sie nicht; es soll nicht für sie. (Er schenkt Cyperwein in die Gläser.) Mein Freund, mit Erlaubniß eures Herrn, geht mir doch zum Grafen von Albafiorita, und sagt ihm von meinetwegen, aber laut, damit es alle hören, daß ich ihn bitten ließ, ein wenig von meinem Cyperwein zu versuchen.

Der Bediente. Wie sie befehlen. (Das wird sie gewiß nicht berauschen.) (geht ab.)

Der Ritter. Marquis, sie sind sehr freygebig.

Der Marq. Ey, fragen sie nur Mirandolinen darum.

Mirand. Ja, ganz gewiß.

Der Marq. Hat der Ritter das Schnupftuch gesehn? (zu Mirand.)

Mirand. Nein, er hat es noch nicht gesehn.

Der Marq. Sie sollen es zu sehn bekommen. (zum Ritter.) Diese Paar Tröpfchen Balsam werde

ich mir für heut Abend aufheben. (Er steckt das Fläschgen mit einer kleinen Neige, wieder ein.)

Mirand. Nehmen sie sich in Acht, daß es ihnen nichts schade, Herr Marqvis.

Der Marq. Ey, wissen sie wohl, was mir schadet?

Mirand. Was denn?

Der Marq. Ihre schönen Augen.

Mirand. Wirklich?

Der Marq. Mein lieber Ritter, ich bin sterblich in diese verliebt.

Der Ritter. Das thut mir leid.

Der Marq. Sie haben niemals Liebe fürs Frauenzimmer empfunden. O, wenn sie die empfinden sollten, sie würden mich auch bedauren.

Der Ritter. O ja, ich bedaure sie.

Der Marq. Und ich bin eifersüchtig, wie ein Teufel. Ich lasse sie neben ihnen sitzen, weil ich weis, wie sie sind; sonst würde ich es um hunderttausend Dubblonen nicht leiden.

Der Ritter. (Der fängt an, mir zur Last zu fallen.)

Siebenter Auftritt.

Der Bediente, mit einer Bouteille auf dem Credenzteller, und die Vorigen.

Der Bed. Der Herr Graf läßt sich bey Ihro Excellenz bedanken, und schickt denenselben diese Bouteille Canarienseckt. (zum Marq.)

Der Marq. Ho, ho, er will gewiß seinen Canarienseckt meinem Cyperwein gleich setzen? Laßt doch sehn! Armer Narr! Es ist eine Schmiererey; ich spüre es schon am Geruch. (Er steht auf und nimmt die Bouteille.)

Der

Der Ritter. Versuchen sie ihn doch erst. (zum Marq.)
Der Marq. Ich mag ihn nicht versuchen. Das ist eine Grobheit, die mir der Graf erweist, so wie er mir schon mehrere angethan hat. Er will mir es immer zuvorthun. Er will mich übertreffen. Er fodert mich ordentlich auf, daß ich tolle Streiche begehn soll. Aber, beym Wetter! ich werde ihm einen machen, der ihrer Hundert werth seyn soll. Mirandolina, wo sie ihn nicht fortjagen, so werden noch wichtige Dinge daraus entstehn; ja, ja, wichtige Dinge werden noch daraus entstehn. Es ist ein verwegener Mensch. Ich will kein rechtschaffener Cavalier seyn, wenn ich dergleichen Schimpf leide. (geht ab und nimmt die Bouteille mit.)

Achter Auftritt.

Der Ritter, Mirandolina und der Bediente.

Der Ritter. Der arme Marqvis ist närrisch.
Mirand. Wenn ihm jc. die Aergerniß was schaden sollte, so hat er doch die Bouteille mitgenommen, um sich wieder zu erholen.
Der Ritter. Er ist ein Narr, sage ich ihnen, und sie haben ihn närrisch gemacht.
Mirand. Also bin ich diejenige, die Mannspersonen närrisch macht?
Der Ritter. Ja, sie sind es. — (ächzend.)
Mirand. Gnädiger Herr, mit dero Erlaubniß. (Sie steht auf.)
Der Ritter. Bleiben sie da.

Mirand.

Mirand. Vergeben sie mir; ich mache Niemanden närrisch. (indem sie geht.)

Der Ritter. Hören sie doch. (Er steht auf, bleibt aber am Tische stehn.)

Mirand. Erlauben sie nur. (indem sie geht.)

Der Ritter. Bleiben sie da, sag' ich ihnen. (gebieterisch.)

Mirand. Was verlangen sie von mir? (indem sie sich stolz umkehrt.)

Der Ritter. Nichts. (zerstreuet.) Wir wollen noch ein Glas Burgunder trinken.

Mirand. Aber nur geschwind, damit ich fortkomme.

Der Ritter. Setzen sie sich.

Mirand. Nein, stehend, stehend.

Der Ritter. Hier! (Er reicht ihr ganz freundlich ein Glas.)

Mirand. Ich will noch eine Gesundheit ausbringen, und dann gleich fortgehn. Eine Gesundheit, die ich noch von meiner Großmutter gelernt habe.

Es lebe Bachus und die Liebe,
Die beyde uns erfreun.
Es schleichen ihre sanften Triebe,
Durch Mund und Augen ein.
Ich trinke diesen Wein; und mit den Augen dann —
Thu' ich, was du gethan. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Der Ritter und der Bediente.

Der Ritter. Vortreflich! Kommen sie her; hören sie doch! Ha, die Spitzbübin! Sie ist davon gelaufen, und hat mir Hundert Teufel zurückgelassen, die mich plagen.

Der

Der Bed. Befehlen sie, daß ich das Obst auftrage? (zum Ritter.)

Der Ritter. Geh du auch zum Teufel! (der Bediente geht ab.)

Ich trinke diesen Wein; und mit den Augen dann —
Thu' ich, was du gethan.

Was ist das für eine geheimnißvolle Gesundheit? Ha, Verdammte, nun lerne ich dich kennen. Du willst mich demüthigen, du willst mich umbringen. Aber sie thut es doch mit so vielen Anstand. Sie weis sich so gut einzuschmeicheln — Sollte der Teufel aber wohl sein Spiel haben? Nein, ich will nach Livorno reisen. Ich will sie nicht mehr sehn. Sie mag mir nur nicht wieder vor die Augen kommen. Verwünschtes Weibsvolk! Ja, ich verschwöre es von nun an, nicht wieder dahin zu gehn, wo Frauenzimmer sind. (geht ab.)

Zehenter Auftritt.

II. o. IV.

Des Grafens Zimmer.

Der Graf von Albafiorita, Hortensia und Dejanira.

Der Graf. Der Marquis von Forlipopoli ist von einem sehr wunderlichen Charakter. Er ist von gutem Adel, das ist nicht zu läugnen; aber sein Vater und er haben alles verthan, daß er jetzt noch kaum zu leben hat: und dennoch findet er sein Vergnügen daran, wenn er den süßen Herrn spielen kann.

Hortensia. Man sieht wohl, daß er gern freygebig seyn möchte; aber er hat nichts.

Dejanira. Er giebt das wenige weg, was er geben kann; aber alle Welt soll es wissen.

Der Graf. Das wäre ein hübscher Charakter in eine von ihren Comödien.

Hortensia. Warten sie nur, bis unsere Gesellschaft ankömmt und bis wir anfangen zu spielen; vielleicht machen wir uns diesen Charakter zu Nutze.

Dejanira. Wir haben Akteurs unter uns, die recht dazu gemacht sind, Charaktere nachzumachen.

Der Graf. Wenn wir aber unsere Lust recht mit ihm haben wollen, so müssen sie fortfahren, sich für Damen auszugeben.

Hortensia. Ich will es wohl thun; aber Dejanira verräth sich gleich.

Dejanira. Ich muß allemal lachen, wenn mich einfältige Leute für eine vornehme Dame halten.

Der Graf. Sie haben sehr wohl daran gethan, daß sie sich mir entdeckten. Auf diese Art geben sie mir Gelegenheit, etwas zu ihrem Vortheile zu thun.

Hortensia. Der Herr Graf soll unser Protektor seyn.

Dejanira. Wir sind gute Freundinnen, wir wollen uns seiner Gnade gemeinschaftlich bedienen.

Der Graf. Ich will aufrichtig mit ihnen reden. Ich werde ihnen allemal dienen, wo ich nur kann; aber ich habe eine gewisse Verbindlichkeit auf mir, die mir nicht erlauben will, sie öffentlich zu besuchen.

Hortensia. Haben der Herr Graf vielleicht ein geheimes Liebesverständniß mit Jemand?

Der Graf. Ja; ich will es ihnen nur im Vertrauen sagen; mit der Wirthin hier im Hause.

Hortensia. Potztausend! Wahrhaftig eine vornehme Dame! Ich wundere mich über sie, Herr Graf, daß sie sich mit einer Wirthstochter abgeben!

Dejanira. Sie würden lange nicht so übel thun, wenn sie ihre Gewogenheit einer Comödiantin zu schenken geruheten.

Der Graf. Wenn ich es ihnen deutsch sagen soll, so gefällt mir der verliebte Umgang mit ihres Gleichen gar nicht. Bald sind sie hier, bald wieder dort.

Hortensia. Ist denn das so nicht besser, Herr Graf? Auf diese Art dauert die Bekanntschaft nicht ewig, und die Mannspersonen machen sich nicht unglücklich.

Der Graf. Nun, kurz und gut, ich habe mich schon mit ihr eingelassen; ich bin ihr gut, und mag sie nicht vor den Kopf stoßen.

Dejanira. Aber was hat sie denn Gutes an sich?

Der Graf. O, mehr als zu viel!

Hortensia. Ha, ha, Dejanira, sie ist schön, sie ist roth.

(Sie macht ein Zeichen, daß sich Mirandolina schminke.)

Der Graf. Sie hat vielen Witz.

Dejanira. O, was den Witz anlanget, so werden sie sie doch nicht mit uns vergleichen wollen?

Der Graf. Nun, es ist gut. Es sey, wie ihm wolle; Mirandolina gefällt mir, und wenn ihnen an meiner Freundschaft etwas gelegen ist, so reden sie nichts Böses von ihr; sonst können sie sich sicher darauf verlassen, daß sie mich gar nicht gekannt haben.

Hortensia. O, Herr Graf, ich will ihnen gern zugeben, daß Mirandolina die Venus selbst ist.

Dejanira. Ja, ja, das ist wahr. Sie hat Witz, sie spricht gut.

Der Graf. So gefallen sie mir.

Hortensia. Wenn sie sonst nichts weiter verlangen, so stehn wir ihnen zu Diensten.

Der Graf. O, sahen sie den, der da über den Saal gieng? (indem er nach der Scene sieht.)

Hortensia. Ja, ich habe ihn gesehn.

Der Graf. Das ist noch ein anderer hübscher Charakter fürs Theater.

Hortensia. Von welcher Art?

Der Graf. Es ist einer, der das Frauenzimmer nicht leiden kann.

Dejanira. Der Narr!

Hortensia. Er wird vielleicht ein garstiges Andenken von einer bekommen haben.

Der Graf. Warum nicht gar! Er ist niemals verliebt gewesen; er hat niemals mit Frauenzimmer umgehn wollen. Er verachtet alle, und es ist genung, wenn ich ihnen sage, daß er auch Mirandolinen verachtet.

Hortensia. Der gute Kauz! wenn ich mich nur an ihn machen wollte, ich wette, daß ich ihn auf andere Meynung bringen wollte.

Dejanira. Das wäre auch was Rechtes! das wollte ich ebenfalls über mich nehmen.

Der Graf. Hören sie nur, meine Freundinnen, ich dächte, wir machten einen Spaß. Wenn sie im Stande sind, ihn verliebt zu machen, so verspreche ich, als ein ehrlicher Cavalier, daß ich ihnen was rechts schenken will.

Hortensia. Ich verlange gar nichts dafür; ich thue es zu meinem eigenen Vergnügen.

Dejanira. Wenn uns aber der Herr Graf ja eine Gefälligkeit erzeigen wollten, so darf es eben deswegen nicht geschehn. Wir wollen uns indeß ein wenig erlustigen, bis unsere übrigen Gesellschafter kommen.

Der Graf. Ich befürchte, daß sie nichts ausrichten werden.

Hortensia. Der Herr Graf hat wenig Zutrauen zu uns.

Dejanira. Wir sind freylich nicht so schön, wie Mirandolina; aber wir wissen doch auch ein wenig zu leben.

Der Graf. Soll ich ihn rufen lassen?

Hortensia. Machen sie, was sie wollen.

Der Graf. He! ist Niemand da?

Eilfter Auftritt.

Der Bediente des Grafen und die Vorigen.

Der Graf. Sage dem Ritter von Ripafratta, daß er so gütig seyn möchte, zu mir zu kommen, weil ich etwas Nothwendiges mit ihm zu sprechen hätte.

Der Bed. So viel ich weis, ist er nicht auf seinem Zimmer.

Der Graf. Ich habe ihn nach der Küche gehn sehn. Dort wirst du ihn wohl finden.

Der Bed. Gleich. (geht ab.)

Der Graf. (Was muß er denn in der Küche zu thun gehabt haben? Ich wette, er zankt sich mit Mirandolinen, daß sie ihm schlecht zu essen gegeben hat.)

Hortensia. Mein Herr Graf, ich hatte den Herrn Marqvis ersucht, mir seinen Schuster zu schicken; aber ich befürchte, daß ich ihn nicht werde zu sehn bekommen.

Der Graf. Sorgen sie weiter für nichts. Ich werde ihnen einen zuschicken.

Dejanira. Und mir hatte der Herr Marqvis ein Schnupftuch versprochen; aber er wird mir es auch bald bringen!

Der Graf. Schnupftücher wollen wir schon finden.

Dejanira. Es ist nur, daß ich es eben gleich brauche.

Der Graf. Wenn ihnen dieses gefällt, so steht es zu ihren Diensten. Es ist rein. (Er bietet ihr sein seidenes Schnupftuch an.)

Dejanira. Ich danke ihnen unterthänigst.

Der Graf. O, da kömmt der Ritter. Es wird besser seyn, daß sie sich für Damen vom Stande ausgeben, damit er desto mehr verbunden ist, sie aus Höflichkeit anzuhören. Treten sie ein wenig zurück; denn, wenn er sie sieht, so läuft er wieder davon.

Hortensia. Wie heißt er denn?

Der Graf. Der Ritter von Ripafratta; ein Toscaner.

Dejanira. Ist er verheirathet?

Der Graf. Er kann ja kein Frauenzimmer vor Augen sehn.

Hortensia. Ist er reich? (indem sie zurücktritt.)

Der Graf. Ja, sehr reich.

Dejanira. Auch freygebig? (indem sie zurücktritt.)

Der Graf. So ziemlich.

Dejanira. Nun, so mag er kommen. (Sie tritt zurück.)

Hortensia. Nur Zeit, dann soll es schon gut gehn. (Sie tritt zurück.)

Zwölfter Auftritt.

Der Ritter und die Vorigen.

Der Ritter. Haben sie mich verlangt, Graf?

Der Graf. Ja, ich habe sie herbemüht.

Der Ritter. Womit kann ich ihnen dienen?

Der Graf. Diese beyden Damen haben ihrer nöthig.

(Er zeigt ihm die beyden Frauenzimmer, die hurtig hervorkommen.)

Der Ritter. Verschonen sie mich damit. Ich kann mich nicht aufhalten.

Hortensia. Ritter, ich verlange nicht, ihnen beschwerlich zu fallen.

Dejanira. Nur auf ein einziges Wort, mein Herr.

Der Ritter. Ich bitte gehorsamst, Mesdames, verzeihen sie mir. Ich habe eine dringende Verrichtung.

Hortensia. Wir wollen sie mit ein Paar Worten wieder abfertigen.

Dejanira. Mit zwey Worten, und weiter nichts.

Der Ritter. (Verfluchter Graf!)

Der Graf. Mein Freund, wenn einen zwo Damen bitten, so erfodert die Höflichkeit, daß man sie anhört.

Der Ritter. Nun, vergeben sie. Worinne kann ich ihnen dienen? (ernsthaft zu dem Frauenzimmer.)

Hortensia. Sind sie nicht aus Toskana, mein Herr?

Der Ritter. Ja, Madame.

Dejanira. Also werden sie Freunde in Florenz haben?

Der Ritter. Ich habe Freunde und Verwandte daselbst.

Dejanira. Wissen sie also — Mein Kind, reden sie zuerst. (zu Hortensien.)

Hortensia. Ich muß ihnen also sagen — daß ein gewisser Zufall —

Der Ritter. Hurtig, Mesdames, ich bitte sie. Ich habe eine nothwendige Verrichtung.

Der Graf. Ich merke wohl, daß ihnen meine Gegenwart beschwerlich ist. Vertrauen sie sich dem Ritter nur frey an; ich will ihnen nicht zur Last fallen. (indem er abgeht.)

Der Ritter. Nicht doch, mein Freund, bleiben sie da — Hören sie doch.

Der Graf. Ich weis meine Schuldigkeit. Mesdames, unterthäniger Diener. (geht ab.)

Dreyzehenter Auftritt.

Hortensia, Dejanira und der Ritter.

Hortensia. Seyn sie doch so gütig und lassen sie sich nieder.

Der Ritter. Erlauben sie, ich bin nicht Willens, mich zu setzen.

Dejanira. So geradezu mit Frauenzimmer?

Der Ritter. Haben sie nur die Güte und sagen sie mir, was ihnen beliebt.

Hortensia. Wir bedürfen ihrer Hülfe, ihres Schutzes und ihrer Gewogenheit.

Der Ritter. Was ist ihnen denn begegnet?

Dejanira. Unsere Männer haben uns verlassen.

Der Ritter. Verlassen? Wie! Zwo verlassene Damen? Wer sind denn ihre Gemahle? (stolz.)

Dejanira. Mein Kind, nun rede ich nicht weiter. (zu Hortensien.)

Hortensia.

Hortensia. (Es ist so ein verteufelter Kerl, daß er mich bald selber irre macht.)

Der Ritter. Mesdames, ich empfehle mich ihnen. (im Begriff abzugehn.)

Hortensia. Wie! Begegnen sie uns so?

Dejanira. Ist das eine Aufführung von einem Cavalier?

Der Ritter. Verzeihen sie. Ich bin ein Mensch, der seine Ruhe ungemein liebt. Ich sehe da ein Paar Damen vor mir, die von ihren Männern verlassen worden sind. Es werden also nicht wenige verdrüßliche Umstände dabey seyn; und ich schicke mich zu dergleichen Händeln gar nicht. Ich lebe gern für mich; mithin können sie, meine wertheßten Damen, weder Rath noch Beystand von mir erwarten.

Hortensia. Nun, weg damit; wir wollen unsern liebenswürdigen Ritter nur nicht länger in Ungewißheit lassen.

Dejanira. Ja, wir wollen aufrichtig mit ihm reden.

Der Ritter. Was ist denn das für eine neue Sprache?

Hortensia. Wir sind keine Damen.

Der Ritter. Nicht?

Dejanira. Der Herr Graf hat ihnen einen Spaß machen wollen.

Der Ritter. Der Spaß ist also vorbey. Ich empfehle mich ihnen. (Er will abgehn.)

Hortensia. Warten sie nur noch einen Augenblick.

Der Ritter. Aber was wollen sie denn?

Dejanira. Sie sollen uns nur noch einen Augenblick ihres angenehmen Umgangs würdigen.

Der Ritter. Ich habe zu thun. Ich kann mich nicht aufhalten.

Hortensia. Wir wollen ja nichts von ihnen haben.
Dejanira. Wir bringen sie ja nicht um ihre Ehre.
Hortensia. Wir wissen, daß sie das Frauenzimmer nicht leiden können.
Der Ritter. Wenn sie es wissen, so ist mirs lieb. Ihr Diener. (Er will abgehn.)
Hortensia. Aber hören sie doch nur; wir sind ja keine Frauenzimmer, die ihnen verdächtig vorkommen können.
Der Ritter. Wer sind sie denn?
Hortensia. Sagen sie es ihm doch, Dejanira.
Dejanira. Sie können es ihm ja auch sagen.
Der Ritter. Nun, wer sind sie denn?
Hortensia. Wir sind ein Paar Comödiantinnen.
Der Ritter. Ein Paar Comödiantinnen! Reden sie, reden sie; nun fürchte ich mich nicht mehr vor ihnen. Ich bin schon längst, zum Vortheil ihrer Kunst, eingenommen.
Hortensia. Was meynen sie damit? Erklären sie sich.
Der Ritter. Ich weis, daß sie sich auf der Bühne und außer der Bühne verstellen können; und mit diesem Vorurtheile fürchte ich mich gar nicht vor ihnen.
Dejanira. Mein Herr, außer dem Theater weis ich mich nicht zu verstellen.
Der Ritter. Wie heißen sie denn? Madam Aufrichtig? (zu Dejaniren.)
Dejanira. Ich heiße —
Der Ritter. Und sie, Madam Guthaut? (zu Hortens.)
Hortensia. Mein werther Ritter —
Der Ritter. Wie geht es jetzt mit dem Abrupfen? (zu Hortensien.)

Hor-

Hortensia. Ich bin keineswegs —
Der Ritter. Und wie machen sie es mit ihren Gimpeln? (zu Dejaniren.)
Dejanira. Ich bin keine von denen —
Der Ritter. O, ich kann ihre Sprache auch reden.
Hortensia. Ah, was für ein allerliebster Ritter!
(Sie will ihn beym Arme nehmen.)
Der Ritter. Weg mit den Pfötchen. (indem er sie auf die Hände schlägt.)
Hortensia. Der Henker! Der hat weniger von einem Cavalier, als von dessen Contraste!
Der Ritter. Contraste — Ich verstehe das Schimpfwort schon. Und euch muß ich sagen, daß ihr ein Paar unverschämte Dinger seyd.
Dejanira. Mir so was zu sagen?
Hortensia. Einem Frauenzimmer meines Gleichen?
Der Ritter. O, das schöne gemalte Gesicht! (zu Hortensien.)
Hortensia. (Der Esel!) (geht ab.)
Der Ritter. Ha, das schöne falsche Tuppe! (zu Dejaniren.)
Dejanira. (Verwünscht seyst du!) (geht ab.)

Vierzehenter Auftritt.

Der Ritter, hernach dessen Bedienter.

Der Ritter. Ich habe das rechte Mittel gefunden, sie fortzuschicken. Was mußten sie wohl im Sinne haben? Mich ins Netz zu locken? Ihr guten Närrchen! Nun mögen sie immer zum Grafen hingehn und ihm den schönen Auftritt erzählen. Wenn es Damen gewesen wären, so hätte ich aus

Respekt

Respekt nachgeben müssen; aber anderm gemeinen Frauenzimmer begegne ich, mit tausend Vergnügen, grob, wo ich nur kann und weis. Allein, Mirandolinen habe ich doch gleichwohl nichts zu Leide thun können. Sie hat mit so vieler Höflichkeit über mich zu siegen gewußt, daß ich mich gleichsam genöthiget sehe, sie zu lieben. Allein sie ist ein Frauenzimmer; ich darf ihr nicht trauen. Ich will mich lieber fortmachen. Ja, morgen soll es fortgehn. Aber wenn ich noch bis morgen warten will? Wenn ich diese Nacht noch hier schlafen will? wer giebt mir da die Versicherung, daß mich Mirandolina nicht vollends umkehrt? (Er sinnt nach.) Nein; ich muß einen männlichen Entschluß fassen!

Der Bed. Gnädiger Herr.

Der Ritter. Was willst du?

Der Bed. Der Herr Marqvis ist in ihrem Zimmer und wartet auf sie, weil er etwas mit ihnen zu sprechen hat.

Der Ritter. Was will aber dieser Narr? Geld soll er mir gewiß nicht mehr ablocken. Er mag warten, und wenn er des Wartens überdrüßig ist, kann er wieder gehn. Und du, geh du hin zum Küper und sag' ihm, er soll mir gleich meine Rechnung bringen.

Der Bed. Zu dero Befehl. (Im Begriff abzugehn.)

Der Ritter. Höre! Mache, daß die Koffer, binnen hier und zwo Stunden, eingepackt sind.

Der Bed. Wollen sie vielleicht abreisen?

Der Ritter. Ja. Bring mir meinen Degen und Huth hieher, ohne daß es der Marqvis gewahr wird.

Der

Der Bed. Wenn er mich aber die Koffer zurechte machen sieht?

Der Ritter. Er mag sagen, was er will. Du hast mich nun verstanden.

Der Bed. (O, wie leid es mir thut, von hier wegzugehn, bloß Mirandolinens wegen!) (geht ab.)

Der Ritter. Es ist doch wirklich wahr; ich fühle bey der Abreise von hier ein neues Mißvergnügen, das ich noch niemals empfunden habe. Aber es wäre desto schlimmer für mich, wenn ich hier bliebe. Ich muß desto eher abreisen. Ha, ihr Frauenzimmer, ich werde euch immer mehr Uebels nachreden! Auch dann fügt ihr uns noch Böses zu, wenn ihr uns auch Gutes thun wollt.

Funfzehenter Auftritt.

Fabrizio und der Vorige.

Fabriz. Ist es an dem, gnädiger Herr, daß sie die Rechnung haben wollen?

Der Ritter. Ja; hat er sie gebracht?

Fabriz. Die Wirthin macht sie jetzt.

Der Ritter. Sie macht die Rechnungen?

Fabriz. O, allemal: so gar auch, als ihr Vater noch lebte. Sie schreibt so gut, und weis besser zu rechnen, als mancher Kaufmannsdiener.

Der Ritter. (Was dieß für ein sonderbares Frauenzimmer ist!)

Fabriz. Aber wollen sie denn so geschwind abreisen?

Der Ritter. Ja, meine Geschäffte leiden es nicht anders.

Fabriz. Nun, so bitte ich, den Küper nicht zu vergessen.

Der Ritter. Bring' er mir nur die Rechnung, und dann weis ich schon, was ich zu thun habe.

Fabriz. Verlangen sie die Rechnung hieher?

Der Ritter. Ja, hieher; ich gehe jetzt nicht auf mein Zimmer.

Fabriz. Sie thun wohl daran. Der überlästige Marqvis ist auf ihrem Zimmer. Der liebe Herr! Er thut in die Wirthin verliebt; aber er kann sich den Appetit vergehn laßen. Mirandolina muß meine Frau werden.

Der Ritter. Die Rechnung! (aufgebracht.)

Fabriz. Gleich, zu dero Befehl. (geht ab.)

Sechszehenter Auftritt.

Der Ritter allein.

Alle sind von Mirandolinen eingenommen. Es ist also kein Wunder, daß auch ich anfieng, in sie verliebt zu werden. Aber ich werde fortreisen; ich will diese unbekannte Macht überwinden — Was sehe ich? Mirandolinen? Was will sie von mir? Sie hat ein Blatt in der Hand. Sie wird mir die Rechnung bringen. Was ist dabey zu thun? Ich muß diesen letzten Anfall aushalten. Binnen hier und zwo Stunden reise ich ab.

Siebenzehenter Auftritt.

Mirandolina mit einem Blatt Papier in der Hand, und der Vorige.

Mirand. Gnädiger Herr. (traurig.)

Der Ritter. Was ists, Mirandolina?

Mirand.

Mirand. Verzeihen sie. (Sie bleibt entfernt stehn.)
Der Ritter. Kommen sie doch näher.
Mirand. Sie haben ihre Rechnung verlangt; hier kann ich ihnen damit aufwarten. (traurig.)
Der Ritter. Geben sie her.
Mirand. Da ist sie. (indem sie ihm die Rechnung giebt, wischt sie sich die Augen mit der Schürze ab.)
Der Ritter. Was fehlt ihnen? Sie weinen?
Mirand. Ach nein, gnädiger Herr, der Rauch ist mir in die Augen gekommen.
Der Ritter. Rauch in die Augen? Nun, es ist gut — Wie viel beträgt meine Rechnung? (Er liest.) Sechs Thaler, sechszehn Groschen. In vier Tagen, für eine so gute Bewirthung, sechs Thaler, sechszehn Groschen?
Mirand. Ja, so viel macht ihre Rechnung.
Der Ritter. Und die zwo besondern Schüsseln, die sie mir heut Mittag gebracht haben, stehn nicht mit auf der Rechnung?
Mirand. Verzeihen sie. Was ich schenke, setze ich niemals mit auf die Rechnung.
Der Ritter. Haben sie mich also damit beschenkt?
Mirand. Vergeben sie mir diese Freyheit. Sehen sie es als eine Wirkung meiner — (Sie bedeckt sich das Gesicht, als ob sie weinte.)
Der Ritter. Aber was fehlt ihnen denn?
Mirand. Ich weis nicht, ob es Rauch, oder ein Fluß in Augen ist.
Der Ritter. Wenn sie sich nur nicht Schaden gethan haben, da sie die beyden köstlichen Gerichte für mich zurechte machten.

Mirand. Wenn es davon käme, so wollte ich es — gern — erdulden. (Sie thut, als ob sie sich der Thränen enthalten wollte.)

Der Ritter. (Ey, ey, wenn ich nicht fortgehe, so —) Hier haben sie. Da sind zwo Dublonen. Nehmen sie sie, aus Liebe zu mir — und verzeihen sie mir — (Er wird irre.)

Mirand. (Sie fällt, ohne zu reden, wie ohnmächtig auf einen Stuhl.)

Der Ritter. Mirandolina! O wehe mir! Mirandolina! Sie ist ohnmächtig. Sollte sie wohl in mich verliebt seyn? Und das so geschwind? Warum aber nicht? Bin ich nicht auch in sie verliebt? Liebste Mirandolina — Liebste? Ich Liebste zu einem Frauenzimmer? Aber wenn sie nun meinetwegen in Ohnmacht gefallen ist? (Er betrachtet sie.) O wie schön bist du! Wenn ich nur was hätte, sie wieder zu sich zu bringen! Aber ich, der ich mit keinem Frauenzimmer umgehe, habe weder Spiritus, noch Balsambüchsgen. (Er ruft.) He! Ist Niemand da? Geschwind — Ich will selber gehn. Du gutes Kind! Der Himmel erhalte dich! (Er geht ab und kömmt gleich wieder.)

Mirand. Nun hab ich ihn doch wirklich gefangen. Wir haben vielerley Waffen, womit wir über die Mannspersonen siegen. Wenn sie allzu hartnäckig sind, so ist eine Ohnmacht der letzte Hinterhalt. Er kömmt, er kömmt! (Sie thut, wie oben.)

Der Ritter. (Er kömmt mit einem Gefäß voll Wasser zurück.) Da bin ich, da bin ich. Sie ist noch

nicht

nicht wieder zu sich gekommen. O, die liebt mich ganz gewiß. Ich dächte, wenn ich ihr Wasser ins Gesicht spritzte, sie müßte wieder zu sich kommen. (Er bespritzt sie, und sie regt sich.) Frisch, frisch. Ich bin hier, meine Liebste. Jetzt reise ich noch nicht ab.

Achtzehenter Auftritt.

Der Bediente mit dem Degen und dem Huthe, und die Vorigen.

Der Bed. Hier ist der Degen und der Huth. (zum Ritter.)

Der Ritter. Geh fort. (zornig zum Bedienten.)

Der Bed. Die Koffer —

Der Ritter. Geh fort, daß du verdammt wärst!

Der Bed. Mirandolina —

Der Ritter. Geh, oder ich schlage dir den Kopf entzwey. (Er droht ihm, mit dem Gefäß, und der Bediente geht ab.) Und sie kömmt noch nicht zu sich? Die Stirn schwitzt ihr. Nun, meine liebste Mirandoline, fassen sie einen Muth; öfnen sie die Augen. Sprechen sie frey mit mir.

Neunzehenter Auftritt.

Der Marquis, der Graf und die Vorigen.

Der Marq. Ritter!

Der Graf. Mein Freund!

Der Ritter. (O, die verfluchten Kerl!) (indem er ergrimmt herumgeht.)

Der Marq. Mirandolina.

Mirand. O weh! (indem sie aufsteht.)
Der Marq. Ich habe sie wieder zu sich gebracht.
Der Graf. Das freuet mich, Ritter.
Der Marq. Recht so, junger Herr, der das Frauenzimmer nicht leiden kann!
Der Ritter. Was ist das für eine Grobheit?
Der Graf. Sind sie gefangen?
Der Ritter. Packt euch alle mit einander zum Teufel! (Er schmeißt das Wassergefäß wider die Erde, daß es vor dem Marqvis und dem Grafen zerbricht, und geht wütend ab.)
Der Graf. Der Ritter ist närrisch geworden. (geht ab.)
Der Marq. Für diese Beschimpfung verlange ich Genugthuung. (geht ab.)
Mirand. Nun ist das Unternehmen ausgeführt. Sein Herz ist in Feuer und Flammen, ja gar verbrannt. Um meinen Sieg vollkommen zu machen, bleibt mir nichts mehr übrig, als diesen Triumph überall zu offenbaren, und das zur Schande einbildischer Mannspersonen und zur Ehre unsers Geschlechts. (geht ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

I Erster Auftritt.

Mirandolinens Zimmer mit einem Tische und Wäsche zum Platten.

Mirandolina, hernach Fabrizio.

Mirandolina.

Die Zeit zum Schäckern ist nunmehr vorbey. Nun will ich auf meine häuslichen Verrichtungen bedacht seyn. Ich will diese Wäsche platten, ehe sie vollends ganz und gar trocken wird. Fabrizio! (Sie ruft.)

Fabriz. Mamsell.

Mirand. Thue er mir doch den Gefallen, und hole er mir ein heißes Eisen herein.

Fabriz. Gleich, Mamsell. (ernsthaft, indem er abgehn will.)

Mirand. Nehme er mir es nicht übel, daß ich ihm diese Mühe mache.

Fabriz. Gar nicht, Mamsell. So lange ich ihr Brodt esse, bin ich auch verbunden, ihnen zu dienen. (Er will gehn.)

Mirand. Warte er doch, und hör' er mich an. Er ist eigentlich nicht verbunden, mir in dergleichen Dingen zu dienen; aber ich weis, daß er es meinetwegen gern thut, und ich — genung, ich mag nichts weiter sagen.

Fabriz. Ihnen zu Gefallen, wollte ich wohl durchs Feuer laufen; aber ich sehe doch, daß alles vergebens ist.

Mirand. Wie so, vergebens? Bin ich etwann unerkenntlich?

Fabriz. Sie machen sich aus einem armen Schelme nicht viel. Sie sind zu sehr auf den Adel erpicht.

Mirand. Ha, armes Närrchen! Wenn ich ihm nur alles sagen könnte! Geh er nur, geh er nur, und hol' er mir das Eisen.

Fabriz. Wenn ich aber mit meinen eigenen Augen gesehn habe —

Mirand. Geh' er, nicht so viel Geplaudere. Bring' er mir das Eisen.

Fabriz. Ich gehe, ich gehe schon. Ich werde ihnen aufwarten, aber nur noch eine kurze Zeit. (indem er geht.)

Mirand. Je besser man es mit dergleichen Leuten meynt, je schlimmer werden sie. (für sich, aber doch so, daß es Fabrizio hört.)

Fabriz. Was sagten sie? (zärtlich, indem er wieder umkehrt.)

Mirand. Nun, bringt er mir das Eisen?

Fabriz. Gleich will ich es ihnen bringen. (Das versteh ich nicht. Bald erhebt sie mich, bald schlägt sie mich wieder nieder. Das versteh' ich nicht.) (geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Mirandolina, hernach des Ritters Bedienter.

Mirand. Der arme Narr! Er muß mir, sich selbst zum Trotz, dienen. Ich muß nur lachen, wenn die

die Mannspersonen alles, nach meinem Sinne, machen müssen. Und der gute Ritter, der so ein großer Feind vom Frauenzimmer war! Wenn ich jetzt wollte, ich könnte ihn zu den allernärrischsten Streichen verleiten.

Der Bed. Mamsell Mirandolina.

Mirand. Was ists, mein Freund?

Der Bed. Mein Herr empfiehlt sich ihnen, und läßt sich erkundigen, wie sie sich befinden.

Mirand. Sag' er ihm nur, ich befände mich recht wohl.

Der Bed. Er sagte, sie sollten doch ein wenig von diesem Melissenspiritus einnehmen, er würde ihnen recht gut bekommen. (Er giebt ihr ein goldnes Fläschgen.)

Mirand. Ist dieses Fläschgen von Gold?

Der Bed. Ja, Mamsell, es ist von Gold; ich weis es ganz gewiß.

Mirand. Warum gab er mir denn den Melissenspiritus nicht, da ich die entsetzliche Ohnmacht bekam?

Der Bed. Damals hatte er das Fläschgen noch nicht.

Mirand. Und wo hat er es denn jetzt herbekommen?

Der Bed. Hören sie nur, aber im Vertrauen; ich habe einen Goldschmidt holen müssen, von dem kaufte er es und gab zwölf Dukaten dafür. Drauf schickte er mich in die Apotheke, den Spiritus zu kaufen.

Mirand. Ha, ha, ha! (Sie lacht.)

Der Bed. Und sie lachen?

Mirand. Ich lache nur darüber, daß er mir die Arzney schickt, da das Uebel schon vorbey ist.

Der Bed. Sie wird auf ein andermal gut seyn.
Mirand. Nun, so will ich denn ein wenig, als ein Präservativ, davon einnehmen. (Sie trinkt.) Hier hat er es wieder; ich lasse mich bedanken. (Sie will ihm das Fläschgen zurückgeben.)
Der Bed. Ey, das Fläschgen gehört ihnen.
Mirand. Wie denn mir?
Der Bed. Ja. Mein Herr hat es mit Fleiß für sie gekauft.
Mirand. Für mich?
Der Bed. Für sie; aber sagen sie es nicht.
Mirand. Bring er ihm nur sein Fläschgen wieder, und sag' er ihm, daß ich mich bedanken ließ.
Der Bed. Ey, so gehn sie doch!
Mirand. Ich sag' ihm, daß er es ihm wiederbringen soll; ich verlange es nicht.
Der Bed. Wollen sie ihm den Schimpf anthun?
Mirand. Was hilft nun das Reden? Thue er, was ihm zukömmt. Hier hat er es.
Der Bed. Nun, es ist schon gut. Ich will es ihm wiederbringen. (O, was für ein Frauenzimmer! Sie schlägt zwölf Dukaten aus! So eine habe ich noch nicht gefunden, und werde sie auch so leicht nicht finden.) (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Mirandolina, hernach Fabrizio.

Mirand. Uh, der ist geschossen, angeschossen, und fast zuschande geschossen! Da ich alles, was ich mit ihm vorgenommen, nicht aus Eigennutz gethan habe; so will ich weiter nichts, als daß er die

die Gewalt des Frauenzimmers eingestehn soll, ohne daß er sagen kann, daß sie eigennützig oder feil wären.

Fabriz. Hier ist das Eisen. (ernsthaft, mit dem Plattеisen in der Hand.)

Mirand. Ist es recht heiß?

Fabriz. Ja, Mamsell, es ist heiß. Ich wollte, daß ich so verbrannt wäre!

Mirand. Nun, was giebts denn wieder?

Fabriz. Der Ritter läßt Complimente bringen, schickt Geschenke. Der Bediente hat mir alles gesagt.

Mirand. Ja, Monsieur, er hat mir ein goldnes Fläschgen geschickt, ich habe es aber wieder zurückgegeben.

Fabriz. Sie haben es ihm wieder zurückgegeben?

Mirand. Ja, frag' er nur den Bedienten darum.

Fabriz. Warum haben sie es ihm aber wieder zurückgeschickt?

Mirand. Damit — Fabrizio — nicht sagen darf — Nun, wir wollen nicht weiter davon reden.

Fabriz. Liebste Mirandolina, verzeihen sie mir.

Mirand. Nun so geh er nur, und laß' er mich platten.

Fabriz. Ich hindere sie ja nicht —

Mirand. Geh' er, mach' er mir noch ein Eisen zurechte, und wenn es heiß ist, so bring er mirs.

Fabriz. Ja, ich will gleich gehen. Glauben sie mir, wenn ich von diesem oder jenem rede —

Mirand. Sag' er nichts mehr; er macht mich sonst böse.

Fabriz. Ich schweige. (Sie ist ein wunderliches Köpfchen; aber ich bin ihr doch gut.) (geht ab.)

Mirand. Auch das gieng gut. Ich mache mir bey Fabrizien ein Verdienst daraus, daß ich das goldne Fläschgen des Ritters ausgeschlagen habe. Das heißt zu leben wissen, Geschicklichkeit besitzen und sich alles zu Nutze zu machen, und das auf eine gute Art, mit Feinheit und ein wenig freyem Wesen. Was Geschicklichkeit und Klugheit anbetrifft, da soll man mir nicht vorwerfen, daß ich meinem Geschlechte Schande mache. (Sie plattet.)

Vierter Auftritt.

Der Ritter und die Vorige.

Der Ritter. (Da ist sie. Ich wollte nicht hieher gehn; aber der Teufel hat mich doch hergeführt.) (für sich, entfernt.)

Mirand. (Da kömmt er, da kömmt er.) (Sie schielt ihn verstohlen an und plattet.)

Der Ritter. Mirandolina?

Mirand. O, gnädiger Herr! Unterthänige Dienerin. (indem sie plattet.)

Der Ritter. Wie befinden sie sich?

Mirand. Recht wohl, zu dero Befehl. (Sie plattet, ohne ihn anzusehn.)

Der Ritter. Ich habe Ursache, mich über sie zu beklagen.

Mirand. Wie so, gnädiger Herr? (indem sie ihn ein wenig ansieht.)

Der Ritter. Weil sie das kleine Fläschgen, das ich ihnen schickte, nicht angenommen haben.

Mirand. Was sollte ich denn damit machen? (indem sie plattet.)

Der

Der Ritter. Sich bey Gelegenheit dessen bedienen.

Mirand. Ich bin, dem Himmel sey Dank, nicht sehr zur Ohnmacht geneigt. Mir ist heute etwas zugestoßen, das mir noch niemals begegnet ist. (indem sie plattet.)

Der Ritter. Liebste Mirandolina — wenn ich nur nicht Ursache an diesem verdrüßlichen Zufalle gewesen bin.

Mirand. Und ich befürchte eben, daß sie Schuld daran gewesen sind. (indem sie plattet.)

Der Ritter. Ich? In der That? (gerührt.)

Mirand. Sie haben mir den verdammten Burgunder zu trinken gegeben, und der ist mir so übel bekommen. (zornig, indem sie plattet.)

Der Ritter. So? Ist das möglich? (bestürzt.)

Mirand. Nicht anders. Auf ihr Zimmer komme ich nicht wieder. (indem sie plattet.)

Der Ritter. Ich verstehe sie. Sie wollen nicht mehr auf mein Zimmer kommen? Nun versteh' ich das Geheimniß. Ja, ja, ich versteh' es. Aber kommen sie immer, liebste Mirandolina, sie sollen gewiß zufrieden seyn. (verliebt.)

Mirand. Das Eisen ist nicht mehr heiß. He, Fabrizio! Wenn das andere Eisen heiß ist, so bring' er mirs. (laut nach der Scene zu.)

Der Ritter. Thun sie mir den Gefallen, und nehmen sie das Fläschgen an.

Mirand. Ich versichere sie, daß ich niemals Geschenke annehme. (verächtlich, indem sie plattet.)

Der Ritter. Sie haben ihrer aber doch von dem Grafen von Albafiorita angenommen.

Mirand. Ja, mit Gewalt; um ihn nicht böse zu machen. (indem sie plattet.)

Der Ritter. Und mir wollten sie den Schimpf anthun? Und mich wollten sie böse machen?

Mirand. Was fragen sie denn darnach, ob sie ein Frauenzimmer böse macht? Sie können ja keines leiden.

Der Ritter. Ach, Mirandolina! Jetzt kann ich das nicht mehr sagen.

Mirand. Sagen sie mir doch, wenn haben wir denn neuen Mond?

Der Ritter. Der Mond hat gar keinen Einfluß in meine Veränderung; sie ist ein Wunderwerk ihrer Schönheit, ihrer Annehmlichkeiten.

Mirand. Ha, ha, ha. (Sie lacht laut und plattet.)

Der Ritter. Und sie lachen?

Mirand. Warum soll ich nicht lachen? Sie vexiren mich, und ich soll nicht lachen?

Der Ritter. O, Lose! Ich vexirte sie? Nun, so nehmen sie doch das Fläschgen.

Mirand. Ich danke, ich danke. (indem sie plattet.)

Der Ritter. Nehmen sie es, oder sie machen mich böse.

Mirand. Fabrizio, das Eisen! (Sie ruft laut, mit Caricatur.)

Der Ritter. Wollen sie es nehmen, oder nicht? (aufgebracht.)

Mirand. Fein wild, fein wild! (Sie nimmt das Fläschgen und wirft es verächtlich in den Wäschkorb.)

Der Ritter. So werfen sie es hin?

Mirand. Fabrizio. (Sie ruft stark, wie oben.)

Fünfter Auftritt.

Fabrizio mit dem Eisen und die Vorigen.

Fabriz. Hier bin ich. (Er sieht den Ritter und wird eyfersüchtig.)

Mirand. Ist es recht heiß? (Sie nimmt das Eisen.)

Fabriz. Ja, Mamsell. (ernsthaft.)

Mirand. Was fehlt ihm? Er kömmt mir ja so unruhig vor. (zärtlich zu Fabriz.)

Fabriz. Gar nichts, Jungfer Wirthin, gar nichts.

Mirand. Ist ihm nicht wohl? (wie oben.)

Fabriz. Geben sie mir das andere Eisen, wenn ich es ins Feuer legen soll.

Mirand. Ich befürchte wahrhaftig, daß er krank sey. (wie oben.)

Der Ritter. Nun, so geben sie ihm doch das Eisen, damit er fortkömmt.

Mirand. Sie müssen wissen, daß ich ihm gut bin. Er dient mir treu. (zum Ritter.)

Der Ritter. (Ich kann es nicht länger mit ansehen.) (für sich ergrimmt.)

Mirand. Da, mein Lieber, mache er es heiß. (Sie giebt Fabrizio das andere Eisen.)

Fabriz. Aber, Mamsell. — (zärtlich.)

Mirand. Fort, fort, geschwind. (Sie jagt ihn fort.)

Fabriz. (Was für ein ärgerliches Leben ist das! Ich merke es schon, ich halte es nicht aus.) (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Der Ritter und Mirandolina.

Der Ritter. Viele Schmeicheleyen für einen Küper.
Mirand. Nun, und was wollen sie damit sagen?
Der Ritter. Man sieht, daß sie von ihm eingenommen sind.
Mirand. Ich in einen Küper verliebt? Sie machen mir ein hübsches Compliment, mein Herr; nein, einen so übeln Geschmack habe ich nicht. Wenn ich lieben wollte, so würde ich meine Zeit nicht so schlecht anwenden. (indem sie plattet.)
Der Ritter. Sie verdienten von einem König geliebt zu werden.
Mirand. Vom Pikkönig oder vom Treffelkönig? (indem sie plattet.)
Der Ritter. Lassen sie uns ernsthaft reden, Mirandolina, und den Spaß bey Seite setzen.
Mirand. Reden sie nur, ich höre zu. (Sie plattet.)
Der Ritter. Könnten sie denn das Platten nicht ein wenig seyn lassen?
Mirand. O, verzeihen sie! Ich muß die Wäsche heute noch fertig haben.
Der Ritter. Es liegt ihnen also mehr an der Wäsche, als an mir.
Mirand. Ja wohl. (indem sie plattet.)
Der Ritter. Und das bekräftigen sie noch?
Mirand. Ja: denn diese Wäsche brauche ich; auf sie aber kann ich mir keine Rechnung machen. (Sie plattet.)
Der Ritter. Sie können unumschränkt über mich gebieten.

Mirand. Ey, sie können ja kein Frauenzimmer leiden.

Der Ritter. Qvälen sie mich nicht mehr damit. Sie sind zur Gnüge gerächet. Ich schätze sie hoch, ich schätze alle Weibspersonen hoch, die so wie sie sind, wenn es ihrer ja noch einige giebt. Ich verehre sie, ich liebe sie, und bitte sie um Mitleiden.

Mirand. Gut, mein Herr, wir wollen es ihr wiedersagen. (Sie plattet eilfertig und läßt einen Aermel fallen.)

Der Ritter. (Er hebt den Aermel auf und giebt ihn ihr wieder.) Glauben sie mir nur —

Mirand. O, bemühen sie sich nicht.

Der Ritter. Sie sind es werth, daß man sie bedient.

Mirand. Ha, ha, ha. (Sie lacht laut)

Der Ritter. Sie lachen?

Mirand. Ich lache, weil sie ihren Scherz mit mir treiben.

Der Ritter. Mirandolina, ach, ich halte es nicht länger aus.

Mirand. Wird ihnen schlimm?

Der Ritter. Ja; ach, ich falle in Ohnmacht.

Mirand. Da haben sie ihren Melissenspiritus. (Sie wirft ihm das Fläschgen verächtlich hin.)

Der Ritter. Begegnen sie mir doch nicht so strenge. Glauben sie mir, ich liebe sie; das schwöre ich ihnen zu. (Er will sie bey der Hand nehmen, und sie brennt ihn mit dem Eisen.) Auh!

Mirand. Vergeben sie; ich habe es nicht mit Fleiß gethan.

Der Ritter. Schon gut! Es hat nichts zu bedeuten. Sie haben mich noch weit ärger gebrannt.

Mirand. Ih wo denn?
Der Ritter. Im Herzen.
Mirand. Fabrizio. (Sie ruft lachend.)
Der Ritter. Aus Liebe zu mir, rufen sie mir diesen Kerl nicht.
Mirand. Aber ich brauche ja ein anderes Eisen.
Der Ritter. Warten sie — (doch nein!) ich will meinen Bedienten rufen.
Mirand. Ey, denken sie doch! Fabriz — (Sie will Fabrizien rufen.)
Der Ritter. Beym Donner! wenn er kömmt, so schlage ich ihm den Kopf ein.
Mirand. Nu, das ist schön! Soll ich denn meine Leute nicht rufen, wenn ich sie brauche?
Der Ritter. Rufen sie einen andern: diesen Kerl kann ich nicht ausstehn.
Mirand. Mir däucht, sie nehmen sich ein wenig zu viel heraus, mein Herr. (Sie nimmt das Eisen und geht damit vom Tische weg.)
Der Ritter. Verzeihen sie — Ich bin außer mir.
Mirand. Ich werde selber in die Küche gehn, und dann wirds gut seyn.
Der Ritter. Nein, meine Beste, bleiben sie da.
Mirand. Das ist doch eine wunderliche Sache! (indem sie geht.)
Der Ritter. Verzeihen sie mir. (Er geht ihr nach.)
Mirand. Kann ich denn nicht rufen, wen ich will? (indem sie weiter geht.)
Der Ritter. Ich bekenne es. Ich bin eifersüchtig auf den Kerl. (Er geht ihr nach.)
Mirand. (Er läuft mir nach, wie ein Budelhündchen.) (indem sie geht.)

Der Ritter. Dieß ist das erstemal, daß ich erfahre, was Liebe ist.

Mirand. Es hat über mich Niemand zu befehlen. (indem sie geht.)

Der Ritter. Ich will ihnen ja nicht befehlen; ich bitte nur. (Er folgt ihr immer nach.)

Mirand. Aber was wollen sie denn von mir? (indem sie sich stolz umdreht.)

Der Ritter. Liebe, Mitleid und Erbarmen.

Mirand. Eine Mannsperson, die heute morgen das Frauenzimmer nicht leiden konnte, die bittet jetzt um Liebe und Mitleid? Darauf achte ich nichts; es kann nicht seyn, ich glaube ihnen nicht (Schreyt und winsele immer, und lerne Frauenzimmer verachten.) (geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Ritter allein.

Ha! Verflucht sey der Augenblick, da ich sie zum erstenmal gesehen habe! Ich bin in ihr Netz gefallen, und nun ist keine Rettung mehr.

Achter Auftritt.

Der Marquis und der Vorige.

Der Marq. Ritter, sie haben mich beleidigt.

Der Ritter. Vergeben sie mir, es geschah so zufälliger Weise.

Der Marq. Ich wundere mich über sie.

Der Ritter. Das Gefäß hat sie doch nicht getroffen.

Der Marq. Ein Tröpfchen Wasser hat mir mein Kleid befleckt.

Der Ritter. Ich sage ihnen nochmals: verzeihen sie mir.

Der Marq. Das ist eine Grobheit.

Der Ritter. Ich habe es nicht mit Fleiß gethan. zum Drittenmale, verzeihen sie mir.

Der Marq. Ich verlange Satisfaktion.

Der Ritter. Wenn sie mir nicht verzeihen, sondern Genugthuung haben wollen, so bin ich da; ich fürchte mich nicht vor ihnen.

Der Marq. Ich befürchte nur, daß der Fleck nicht wieder herausgehn wird, und darüber bin ich eben so böse. (Er wird kleinlaut.)

Der Ritter. Wenn sie ein Cavalier um Vergebung bittet, was wollen sie dann mehr? (verdrüßlich.)

Der Marq. Wenn sie es nicht aus Bosheit gethan haben, so wollen wir es dabey bewenden lassen.

Der Ritter. Ich sage ihnen nochmals, daß ich ihnen, auf alle Art, Satisfaktion zu geben im Stande bin.

Der Marq. Nun stille; wir wollen nicht weiter davon sprechen.

Der Ritter. Ungezogener Cavalier!

Der Marq. O, das ist schön! Mir ist der Zorn vergangen, und sie gerathen erst hinein.

Der Ritter. Sie haben mich eben zu gelegener Zeit angetroffen.

Der Marq. Ich bedaure sie; ich weis schon, was ihnen fehlt.

Der Ritter. Ich bekümmere mich nicht um ihr Thun und Lassen.

Der Marq. Herr Weiberfeind, haben sie sie gefangen? He?

Der Ritter. Mich? Wie so?
Der Marq. Ja, ja, sie sind verliebt —
Der Ritter. Den Teufel auch, der sie holen soll.
Der Marq. Was hilft aber das Verstellen? —
Der Ritter. Lassen sie mich zufrieden, oder sie sollen es, beym Teufel! gewiß bereuen. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Der Marqvis allein.

Er ist verliebt, er schämt sich und will nicht, daß man es wissen soll. Oder vielleicht will er es darum nicht wissen lassen, weil er sich vor mir fürchtet; er wird Bedenken tragen, sich für meinen Nebenbuhler auszugeben. Ich ärgere mich gewaltig über diesen Fleck; wenn ich nur wüßte, wie er wieder herauszubringen wäre. Das Frauenzimmer pflegt doch sonst Fleckkugeln zu haben. (Er sucht auf dem Tische und im Korbe.) Das ist ein schönes Fläschgen! Ob es wohl von Golde oder von Pintschbek seyn muß? Vermuthlich von Pintschbek; wenn es von Golde wäre, so würde sie es nicht so hier liegen lassen. Wenn Ungarisches Wasser darinne wäre, so würde es vielleicht gut seyn, diesen Fleck damit heraus zu machen. (Er macht es auf, riecht daran und kostet es.) Es ist Melissenspiritus. Genug, der wird gut darzu seyn. Ich will es doch versuchen.

Zehenter Auftritt.

Dejanira und der Vorige.

Dejanira. Was machen sie hier so allein, Herr Marqvis? Wollen sie uns denn gar nicht besuchen?

Der Marq. O, meine gnädige Gräfin, ich wollte eben kommen, ihnen meine Aufwartung zu machen.

Dejanira. Was machten sie denn jetzt hier?

Der Marq. Ich will es ihnen sagen. Ich liebe die Reinlichkeit ungemein, und daher wollte ich diesen kleinen Fleck ausmachen.

Dejanira. Womit denn?

Der Marq. Mit diesem Melissenspiritus.

Dejanira. O, vergeben sie; Melissenspiritus nützt dazu nichts; er würde sogar den Fleck noch grösser machen.

Der Marq. Wie soll ich es also anfangen?

Dejanira. Ich weis ein Geheimniß, die Flecke herauszubringen.

Der Marq. Sie werden mir einen Gefallen thun, wenn sie mir es sagen.

Dejanira. Herzlich gern. Ich verbinde mich, den Fleck, für einen Thaler, so herauszumachen, daß man nicht sehen soll, wo er gewesen ist.

Der Marq. Und darzu braucht man einen Thaler?

Dejanira. Ja, Herr Marquis; däucht ihnen das zu viel?

Der Marq. Ich thue besser, wenn ich es mit dem Melissenspiritus versuche.

Dejanira. Erlauben sie doch; ist dieser Spiritus gut?

Der Marq. Kostbar; versuchen sie einmal. (Er giebt ihr das Fläschgen.)

Dejanira. O, ich kann bessern machen. (indem sie ihn versucht.)

Der Marq. Verstehen sie Spiritus zu machen?

Dejanira. Ja, mein Herr; ich gebe mich mit allem ab.

Der

Der Marq. Das ist recht, Madam, das ist recht. So gefällt mirs.

Dejanira. Ist das Fläschgen von Gold?

Der Marq. Wie denn anders? Freylich ist es von Gold. (Sie kann das Gold nicht von Pintschbek unterscheiden.)

Dejanira. Gehört es ihnen, Herr Marqvis?

Der Marq. Es ist mein, es ist auch ihre, wenn sie befehlen.

Dejanira. O, so danke ich ihnen sehr dafür. (Sie steckt es ein.)

Der Marq. Ey, ich weis wohl, daß sie spaßen.

Dejanira. Wie? Haben sie mir es nicht angeboten?

Der Marq. Es ist nicht für eine Dame, wie sie sind. Es ist eine Kleinigkeit. Ich werde ihnen mit etwas bessern aufwarten, wenn es ihnen gefällig ist.

Dejanira. Ey, ich wundere mich! Es ist mehr, als zu viel. Ich danke ihnen nochmals, Herr Marqvis.

Der Marq. Hören sie nur; im Vertrauen. Es ist kein Gold; es ist Pintschbek.

Dejanira. Desto besser. Ich halte es höher, als wenn es von Golde wäre. Denn alles, was von ihren Händen kömmt, ist kostbar.

Der Marq. Gut. Ich habe nichts dawider; es steht zu ihrem Befehl, wenn sie es für würdig halten. (Nun nu! Ich werde es Mirandolinen bezahlen müssen. Was kann es wohl werth seyn? Einen Thaler?)

Dejanira. Der Herr Marqvis sind ein sehr freygebiger Cavalier.

Der Marq. Ich schäme mich nur, sie mit einer solchen Kleinigkeit zu beschenken. Es wäre mir lieber, wenn das Fläschgen von Golde wäre.

Dejanira. Es scheint, in der That, Gold zu seyn. (Sie zieht es heraus und besieht es.) Es würde sich Jedermann betriegen.

Der Marq. Es ist wahr, wer keine rechte Kenntniß von Golde hat, kann sich leicht irren; aber ich kenne es gleich.

Dejanira. Auch der Schwere nach scheint es Gold zu seyn.

Der Marq. Und doch ist es nicht wahr.

Dejanira. Ich will es doch meiner Gesellschafterinn zeigen.

Der Marq. Hören sie, Frau Gräfin, lassen sie es Mirandolinen nicht sehen. Sie ist ein Plappermaul. Ich weis nicht, ob sie mich verstehen?

Dejanira. Ich verstehe sie recht wohl. Ich werde es blos Hortensien zeigen.

Der Marq. Der Baronessin?

Dejanira. Ja, ja, der Baronessin. (Sie geht lachend ab.)

Eilfter Auftritt.

Der Marqvis, hernach des Ritters Bedienter.

Der Marq. Ich glaube, daß sie darüber lacht, weil sie mich, mit so einer guten Art, um das Fläschgen gebracht hat. Ja, wenn es von Golde gewesen wäre. So aber hat es nicht viel auf sich; mit wenigen kann ich es wieder gut machen. Wenn Mirandolina es wieder verlanget, so bezahle ich es ihr, wenn ich bey Gelde bin. Der

Der Bed. (Er sucht auf dem Tische.) Wo Tausend! ist denn das Fläschgen geblieben?

Der Marq. Was sucht ihr, mein Freund?

Der Bed. Ich suche ein Fläschgen mit Melissenspiritus. Mamsell Mirandolina will es haben. Sie sagt, sie hätte es hier liegen gelassen; aber ich finde es nicht.

Der Marq. War es nicht ein Fläschgen von Pintschbek?

Der Bed. Nein, gnädiger Herr, es war von Golde.

Der Marq. Von Golde?

Der Bed. Ja, gewiß, es war von Golde. Ich habe zwölf Dukaten dafür bezahlen gesehn. (Er sucht.)

Der Marq. (O, ich armer Mann!) Aber ein goldenes Fläschgen so liegen zu lassen?

Der Bed. Sie hat es vergessen; aber ich finde es nicht.

Der Marq. Es scheint mir noch immer unmöglich zu seyn, daß es von Golde gewesen seyn kann.

Der Bed. Es war von Golde, sage ich ihnen. Haben es Ew. Excellenz vielleicht gesehn?

Der Marq. Ich? — Ich habe es nicht gesehn.

Der Bed. Gut. Ich will ihr sagen, daß ich es nicht finden kann. Es ist ihre eigene Schuld. Sie hätte es hübsch einstecken sollen. (geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Der Marquis, hernach der Graf.

Der Marq. O, ich armer Marquis von Forlipopoli! Ein goldenes Fläschgen von zwölf Dukaten

als eins von Pintschbek zu verschenken! Wie werde ich mich, bey so einem wichtigen Falle, zu verhalten haben? Nehme ich der Gräfin das Fläschgen wieder, so mache ich mich bey ihr lächerlich; kömmt Mirandolina dahinter, daß ich es gehabt habe, so ist meine Ehre in Gefahr. Ich bin ein Cavalier; ich muß es bezahlen; aber ich habe kein Geld.

Der Graf. Was sagen sie, Herr Marqvis, zu der schönen Neuigkeit?

Der Marq. Zu was für einer Neuigkeit?

Der Graf. Der wilde Ritter, der Verachter des Frauenzimmers, ist in Mirandolinen verliebt.

Der Marq. Das ist mir lieb. Er muß also, wider seinen Willen, die Vorzüge dieses Mädchens einsehen; er mag hieraus wahrnehmen, daß ich mich nie von einer Person, die es nicht werth ist, einnehmen lasse; ja er mag, zur Strafe seiner Unbescheidenheit, leiden und verzweifeln.

Der Graf. Aber wissen sie auch, daß ihm Mirandolina auch gewogen ist?

Der Marq. Das kann nicht seyn. Diesen Tort wird sie mir nicht anthun. Sie weis, wer ich bin. Sie weis, was ich für sie gethan habe.

Der Graf. Ich habe für sie noch weit mehr gethan, als sie. Aber es ist alles umsonst. Mirandolina hält sehr viel auf den Ritter von Ripafratta; sie hat ihm Achtungen erzeigt, die sie weder für sie, noch für mich gehabt hat; und man sieht hieraus, daß, je mehr man für das Frauenzimmer thut, je weniger man damit verdient. Wer sie verehrt, über den spotten sie, und wer sie verachtet, dem laufen sie nach.

Der Marq. Wenn das wahr wäre — doch es kann nicht seyn.

Der Graf. Warum kann es denn nicht seyn?

Der Marq. Wollten sie denn den Ritter mit mir in Vergleichung setzen?

Der Graf. Haben sie sie denn nicht selbst bey ihm am Tische sitzen gesehn? Ist sie wohl jemals so vertraut gegen uns gewesen? Er bekömmt viel besseres weißes Zeug; seine Tafel wird vor allen andern zuerst bedient; sie richtet ihm die Speisen mit eigener Hand zu. Die Bedienten sehen alles, und reden davon. Fabrizio möchte für Eifersucht bersten: und endlich diese Ohnmacht, sie mag nun wahr oder verstellt gewesen seyn, ist diese nicht ein offenbares Merkmal von Liebe?

Der Marq. Wie? Für ihn werden schmackhafte Ragouts gemacht und für mich schlechtes Rindfleisch mit verdorbenen Reis? Ja, ja, es ist wahr, das ist eine Beleidigung meines Ranges und meines Standes.

Der Graf. Und ich, der ich so viel auf sie verwendet habe?

Der Marq. Ich, der ich sie beständig beschenkt habe? Ich habe ihr sogar von meinem vortreflichen Cyperweine zu trinken gegeben. Der Ritter hat wohl nicht den hundersten Theil von dem für sie gethan, was wir gethan haben.

Der Graf. Glauben sie nur, daß er sie auch beschenkt hat.

Der Marq. So? Was hat er ihr denn geschenkt?

Der Graf. Ein goldenes Fläschgen mit Melissenspiritus.

Der Marq. (O weh!) Woher wissen sie das?

Der Graf. Sein Bedienter hat es dem meinigen gesagt.

Der Marq. (Immer ärger! Ich gerathe mit dem Ritter in Händel.)

Der Graf. Ich sehe, daß sie ein undankbares Mädchen ist, und will sie schlechterdings verlassen. Den Augenblick will ich aus diesem nichtswürdigen Gasthofe ziehen.

Der Marq. Ja, da thun sie wohl daran; ziehen sie aus.

Der Graf. Und sie, als ein Cavalier von so großen Ansehn, sollten auch mit ausziehn.

Der Marq. Ja — Aber wohin?

Der Graf. Ich werde ihnen ein Logis verschaffen. Ueberlassen sie mir es nur.

Der Marq. Und dieses Logis — wird, zum Exempel, seyn —

Der Graf. Wir wollen zu einem meiner Landsleute ins Haus ziehn. Es wird uns nichts kosten.

Der Marq. Nun, sie sind so sehr mein guter Freund, daß ich es ihnen nicht abschlagen kann.

Der Graf. Kommen sie, wir wollen uns an diesem unerkenntlichen Weibsbilde rächen.

Der Marq. Ja, kommen sie. (Aber, wie wird es hernach mit dem Fläschgen werden? Ich bin ein Cavalier; ich kann keine schlechte Handlung begehn.)

Der Graf. Lassen sie es sich nicht gereuen, Herr Marqvis; kommen sie fort von hier. Thun sie mir immer den Gefallen, und alsdann befehlen sie weiter; ich will ihnen dienen, worinne ich kann.

Der Marq. Ich muß ihnen sagen, aber im Vertrauen, daß es Niemand erfährt. Mein Verwalter hält mich bisweilen mit Uebermachung der Gelder auf —

Der Graf. Haben sie ihr vielleicht noch etwas zu bezahlen?

Der Marq. Ja, noch zwölf Dukaten.

Der Graf. Zwölf Dukaten? So müssen sie sie wohl seit verschiedenen Monaten nicht bezahlt haben.

Der Marq. Genug, ich bin ihr zwölf Dukaten schuldig; und ausziehn kann ich nicht, ohne zu bezahlen. Wenn sie mir den Gefallen thun wollten —

Der Graf. Recht gern. Hier haben sie zwölf Dukaten. (Er zieht den Beutel heraus.)

Der Marq. Warten sie. Jetzt besinne ich mich, es sind ihrer dreyzehn. (Ich will dem Ritter seinen Dukaten auch wiedergeben.)

Der Graf. Zwölf oder dreyzehn, das ist mir einerley. Hier sind sie.

Der Marq. Ich werde sie ihnen mit ehestem wiedergeben.

Der Graf. Behalten sie sie, so lange es ihnen gefällt. An Gelde fehlt mir es niemals; ja, ich wollte tausend Dublonen daran wenden, mich an dem Mädchen zu rächen.

Der Marq. Ja, sie ist, in der That, sehr undankbar. Sie kostet mich schon so viel, und dennoch begegnet sie mir so.

Der Graf. Ich will ihren Gasthof ganz ruiniren. Die beyden Comödiantinnen habe ich auch schon ausziehn lassen.

Der Marq. Wo sind diese Comödiantinnen?
Der Graf. Sie waren hier, und hießen Hortensia und Dejanira.
Der Marq. Was! Waren das keine Damen?
Der Graf. Nein, es sind ein Paar Comödiantinnen. Ihre Gesellschaft ist angekommen, und nunmehr hat ihre Verstellung ein Ende.
Der Marq. (O, mein Fläschgen!) Wo wohnen sie denn nun?
Der Graf. In einem Hause, nahe am Theater.
Der Marq. (Ich muß gleich sehen, ob ich mein Fläschgen wieder bekommen kann.) (geht ab.)
Der Graf. An ihr will ich mich so rächen. Der Ritter aber, der sich zu verstellen gewußt hat, um mich zu hintergehn, der soll mir auf eine andere Art Rechenschaft geben. (geht ab.)

Dreyzehenter Auftritt.

Ein Zimmer mit drey Thüren.

Mirandolina allein.

O ich Unglückliche! Ich bin in großer Verlegenheit! Wenn mich der Ritter ertappt, so wird mir es schlimm gehn. Er will ganz des Teufels werden. Wenn ihn der Henker nur nicht reitet, hieher zu kommen. Diese Thür will ich zuschließen. (Sie schließt die Thüre zu, durch welche sie hereinkam.) Beynahe fange ich nun an, das zu bereuen, was ich gethan habe. Es ist zwar wahr, es freuete mich sehr, einen Stolzen, einen Verächter des Frauenzimmers, mir so nachlaufen zu sehn; aber nun, da dieser wilde Mann fast rasend wird, nun sehe ich meine Ehre, ja

mein

mein Leben selbst in Gefahr. Ich muß mich zu etwas wichtigen entschließen. Ich bin allein, ich habe Niemanden, der Herz hätte, mich zu vertheidigen. Ich weis keinen, der mir, in diesem Falle, helfen könnte, als den ehrlichen Kerl Fabrizio. Ich will ihm versprechen, ihn zu heirathen — Aber — versprechen und versprechen, er wird es endlich überdrüßig werden, mir zu glauben — Vielleicht wäre es besser, wenn ich ihn wirklich heirathete. Durch so eine Heirath könnte ich meinen eigenen Vortheil und meinen guten Namen in Sicherheit setzen, ohne meiner Freyheit Eintrag zu thun.

Vierzehenter Auftritt.

Der Ritter und die Vorige, hernach Fabrizio.

(Der Ritter pocht von innen an die Thür.)

Mirand. Man pocht an die Thür; wer muß das seyn? (Sie tritt hinzu.)

Der Ritter. Mirandolina. (von innen.)

Mirand. (Da ist der liebe Freund.)

Der Ritter. Mirandolina, machen sie mir auf.

Mirand. (Aufmachen soll ich ihm? Nein, so dumm bin ich nicht.) Was befehlen sie, Ritter?

Der Ritter. Aufmachen sollen sie mir.

Mirand. Seyn sie nur so gütig und gehen sie in ihr Zimmer. Warten sie dort auf mich, ich werde gleich zu ihnen kommen.

Der Ritter. Warum wollen sie mir denn nicht aufmachen?

Mirand. Es kommen Fremde. Thun sie mir nur den Gefallen und gehen sie, ich bin gleich bey ihnen.

Der

Der Ritter. Nun ich will gehen: aber wehe ihnen, wo sie nicht kommen.

Mirand. Wehe ihnen, wo sie nicht kommen! Wehe mir, wenn ich käme. Das Ding wird immer schlimmer. Man muß ihm, wo möglich, abzuhelfen suchen. Ist er denn auch fort? (Sie guckt durchs Schlüsselloch.) Ja, weg ist er. Er erwartet mich auf seinem Zimmer; aber ich gehe nicht hin. He, Fabrizio! (Sie ruft nach einer andern Thür zu.) Das wäre eine schöne Sache, wenn Fabrizio sich jetzt an mir rächete, und nicht wollte — O, das hat wohl keine Noth. Ich habe so gewisse kleine Manieren, ein gewisses freundliches Wesen an mir, daß sie nachgeben müssen, und wenn sie von Stein wären. Fabrizio! (Sie ruft an der andern Thür.)

Fabriz. Haben sie gerufen?

Mirand. Komm' er herein; ich will ihm was im Vertrauen sagen.

Fabriz. Da bin ich.

Mirand. Weis er wohl, daß der Ritter von Ripafratta eine Liebeserklärung an mich gethan hat?

Fabriz. Ey, das habe ich lange gemerkt.

Mirand. So? Hat er es gemerkt? Ich habe mir das niemals vermuthet.

Fabriz. Arme einfältige Mamsell! Sie haben es sich nicht vermuthet! Sahen sie denn nicht, da sie platteten, was für verliebte Blicke er ihnen zuwarf? Auch nicht die Eifersucht, die er meinetwegen hatte?

Mirand. Ich, die ich ohne Argliſt handele, nehme alle Sachen für gleichgültig auf. Genug, er hat

mir

mir jetzt gewisse Worte gesagt, mein lieber Fabrizio, die mich, in der That, roth machten.

Fabriz. Sehen sie wohl? Das kömmt daher, weil sie ein junges, einzelnes Frauenzimmer sind, ohne Vater, ohne Mutter und ohne sonst Jemanden. Wenn sie verheirathet wären, so würde die Sache ganz anders gehn.

Mirand. Ich begreife es wohl; er hat Recht; und ich gedenke auch, mich zu verheirathen.

Fabriz. Erinnern sie sich ihres Vaters.

Mirand. Ja, ich erinnere mich seiner.

Funfzehenter Auftritt.

Der Ritter von innen, und die Vorigen.

(Der Ritter pocht an der vorigen Thür, wo er erst war.)

Mirand. Man klopft. (zu Fabrizio.)

Fabriz. Wer pocht? (stark nach der Thür zu.)

Der Ritter. Aufgemacht! (zu Fabrizio.)

Mirand. Es ist der Ritter. (zu Fabrizio.)

Fabriz. Was will er denn? (Er will aufmachen.)

Mirand. Wart' er bis ich weg bin.

Fabriz. Wovor fürchten sie sich denn?

Mirand. Lieber Fabrizio, ich weis selber nicht — wegen meiner Ehre. (geht ab.)

Fabriz. Sorgen sie nicht, ich werde sie vertheidigen.

Der Ritter. Aufgemacht, beym Teufel! (von innen.)

Fabriz. Was befehlen sie, gnädiger Herr? Was machen sie für einen Lärm? In einem reputirlichen Gasthofe macht man es nicht so.

Der Ritter. Die Thür aufgemacht! (man hört, daß er sie aufsprengen will.)

Fabriz. Potz tausend Sapperment! Ich wollte doch auch nicht gern ins Unglück rennen. Leute, wo seyd ihr? Ist keiner von euch da?

Sechszehenter Auftritt.

Der Marquis und der Graf an der mittlern Thür, und die Vorigen.

Der Graf. Was giebts? (an der Thür.)
Der Marq. Was ist dieß für ein Lärm? (an der Thür.)
Fabriz. Gnädige Herren, ich bitte sie, der Ritter von Ripafratta will die Thür auffsprengen. (sachte, daß es der Ritter nicht hört.)
Der Ritter. Mache auf, oder ich stoße sie ein.
Der Marq. Sollte er wohl gar närrisch geworden seyn? Kommen sie fort. (zum Grafen.)
Der Graf. Macht ihm doch auf. (zu Fabriz.) Ich habe eben Lust, mit ihm zu sprechen.
Fabriz. Ich will ihm aufmachen; aber ich bitte sie —
Der Graf. Sorg' er nicht. Wir sind ja hier.
Der Marq. (Wenn ich das Geringste merke, so mache ich mich davon.)

(Fabrizio macht auf, und der Ritter tritt herein.)

Der Ritter. Wo ist sie, beym Teufel?
Fabriz. Wen suchen sie, gnädiger Herr?
Der Ritter. Wo ist Mirandolina?
Fabriz. Das weis ich nicht.
Der Marq. (Er hat es mit Mirandolinen zu thun. Es ist nichts.)
Der Ritter. Ich werde die Boshafte schon finden.

(Er wendet sich um, und sieht den Grafen und den Marquis.)

Der

Der Graf. Mit wem haben sie was vor? (zum Ritter.)
Der Marq. Ritter, wir sind gute Freunde.
Der Ritter. (O, ich wollte, um alles in der Welt, nicht, daß meine Schwachheit bekannt würde.)
Fabriz. Gnädiger Herr, was verlangen sie von der Wirthin?
Der Ritter. Dir brauche ich nicht Rechenschaft davon zu geben. Wenn ich befehle, so will ich auch bedient seyn. Ich zahle mein Geld dafür, und sie soll es, beym Donner, mit mir zu thun haben.
Fabriz. Ihro Gnaden bezahlen ihr Geld, um in erlaubten und billigen Dingen bedient zu werden; aber sie können doch nicht verlangen, verzeihen sie mir, daß ein rechtschaffenes Frauenzimmer —
Der Ritter. Was sagst du? Was meynst du? Du hast dich in meine Sachen gar nicht zu mischen. Ich weis, was ich ihr befohlen habe.
Fabriz. Sie haben ihr befohlen, auf ihr Zimmer zu kommen.
Der Ritter. Geh fort, Schurke, oder ich schlage dir den Hirnschädel ein.
Fabriz. Ich wundere mich über sie —
Der Marq. Stille! (zu Fabrizio.)
Der Graf. Geh er fort. (zu Fabrizio.)
Der Ritter. Packe dich fort! (zu Fabrizio.)
Fabriz. Ich sage ihnen, gnädiger Herr — (hitzig.)
Der Marq. Fort.
Der Graf. Fort. (sie jagen ihn beyde fort.)
Fabriz. (Beym Henker! Bald hätte ich Lust, eine Uebereilung zu begehn.) (geht ab.)

Siebenzehenter Auftritt.

Der Ritter, der Marqvis und der Graf.

Der Ritter. (Die Nichtswürdige! Mich auf meinem Zimmer warten zu lassen!)

Der Marq. (Was Teufel muß er denn haben?) (sachte zum Grafen.)

Der Graf. (Sehen sie es denn nicht? Er ist in Mirandolinen verliebt.)

Der Ritter. (Und sie bleibt hier bey Fabrizio? Und spricht mit ihm vom Heirathen?)

Der Graf. (Jetzt ist es Zeit, mich zu rächen.) Ritter, es schickt sich nicht, sich über anderer Schwachheit aufzuhalten, wenn man selbst so ein wankelmüthiges Herz hat, wie sie.

Der Ritter. Von wem sprechen sie?

Der Graf. Ich weis, woher ihre Bosheit kömmt.

Der Ritter. Verstehen sie, von wem er spricht? (zornig, zum Marqvis.)

Der Marq. Mein Freund, ich weis von nichts.

Der Graf. Ich rede von ihnen, der sie, unter dem Vorwand, als könnten sie kein Frauenzimmer leiden, mir Mirandolinens Herz zu rauben gesucht haben, das ich schon erobert hatte.

Der Ritter. Ich? (zornig zum Marqvis.)

Der Marq. Ich rede ja nicht.

Der Graf. Kehren sie sich zu mir, und antworten sie mir. Oder schämen sie sich vielleicht, so schlecht gehandelt zu haben?

Der Ritter. Ich schäme mich, sie länger anzuhören, ohne ihnen zu sagen, daß sie lügen.

Der Graf. Sie wollen mich Lügen strafen?

Der Marq. (Das Ding wird immer schlimmer.)
Der Ritter. Aus welchem Grunde können sie sagen? — (Der Graf weis nicht, was er redt.)
(erzürnt zum Marqvis.)
Der Marq. Ey, ich will mich ja nicht drein mengen.
Der Graf. Sie sind ein Lügner.
Der Marq. Nun geh' ich fort. (Er will abgehn.)
Der Ritter. Bleiben sie da. (Er hält ihn mit Gewalt auf.)
Der Graf. Und sie sollen mir Rechenschaft geben —
Der Ritter. Ja, gleich — Geben sie mir ihren Degen. (zum Marqvis.)
Der Marq. Ey nicht doch! Vertragen sie sich doch Beyde. Liebster Graf, was liegt ihnen denn nun daran, daß der Ritter Mirandolinen liebt? —
Der Ritter. Ich liebte sie? Das ist nicht wahr. Wer das sagt, der lügt.
Der Marq. Der lügt? Die Lüge gilt mir nicht. Ich bin es ja nicht, der es sagt.
Der Ritter. Wer denn sonst?
Der Graf. Ich sage es und behaupte es auch, und scheue mich gar nicht vor ihnen.
Der Ritter. Geben sie mir ihren Degen. (zum Marqvis.)
Der Marq. Nein, sie kriegen ihn nicht.
Der Ritter. Sind sie auch mein Feind?
Der Marq. O, ich bin aller Welt Freund.
Der Graf. Das sind niederträchtige Handlungen.
Der Ritter. Ha! Beym Teufel. (Er nimmt dem Marqvis den Degen mit samt der Scheide.)
Der Marq. Setzen sie den Respekt gegen mich nicht aus den Augen. (zum Ritter.)

Der Ritter. Wenn sie sich beleidiget finden, so will ich ihnen auch Satisfaktion geben.

Der Marq. Ey, sie sind gar zu hitzig. (Es ärgert mich nur —) (für sich, unwillig.)

Der Graf. Ich verlange Genugthuung. (Er setzt sich in Positur.)

Der Ritter. Die will ich ihnen gleich geben. (Er will den Degen ziehen und kann nicht.)

Der Marq. Dieser Degen kennet sie nicht —

Der Ritter. O, verflucht! (Er will ihn mit Gewalt ziehn.)

Der Marq. Ritter, sie richten nichts aus —

Der Graf. Ich habe keine Geduld mehr.

Der Ritter. Da ist er. (Er zieht den Degen, und sieht, daß es nur eine halbe Klinge ist.) Was ist denn das?

Der Marq. Sie haben mir den Degen zerbrochen.

Der Ritter. Wo ist denn die andere Hälfte? In der Scheide ist nichts.

Der Marq. Ach, es ist wahr, ich habe ihn im letzten Duel zerbrochen; ich besann mich nicht gleich darauf.

Der Ritter. Lassen sie mich einen Degen holen. (zum Grafen.)

Der Graf. Ich schwöre es ihnen zu, sie sollen mir gewiß nicht so aus der Hand entwischen.

Der Ritter. Was entwischen? Ich habe das Herz, ihnen mit diesem Stückchen Klinge die Stirn zu bieten.

Der Marq. Es ist eine spanische Klinge die fürchtet sich nicht.

Der Graf. Nicht so sehr geprahlt, Herr Großsprecher.

Der Ritter. Ja, mit diesem Stückchen Klinge.
(Er geht auf den Grafen los.)
Der Graf. Zurück. (Er wehrt sich.)

Achtzehenter Auftritt.

Mirandolina, Fabrizio und die Vorigen.

Fabriz. Halten sie, halten sie, meine Herren.
Mirand. Halten sie, meine Herren, halten sie.
Der Ritter. (Ha, Verwünschte!) (indem er Mirandolinen sieht.)
Mirand. Ach ich armes Mädchen! Mit den Degen?
Der Marq. Sehen sie? das geschieht ihrentwegen.
Mirand. Wie denn meinetwegen?
Der Graf. Da ist der Ritter. Er ist in sie verliebt.
Der Ritter. Ich verliebt? Es ist nicht wahr; sie lügen.
Mirand. Der Ritter wäre in mich verliebt? O nein, Herr Graf, sie irren sich. Ich kann sie versichern, sie irren sich ganz gewiß.
Der Graf. Ey, ihr habt es mit einander abgeredt —
Der Marq. Man merkts, man siehts —
Der Ritter. Was merkt man? Was sieht man?
(aufgebracht zum Marqvis.)
Der Marq. Ich sage nur, wenn es ist, so merkt man es — und wenn es nicht ist, so sieht mans auch nicht.
Mirand. Der Ritter wäre in mich verliebt? Er läugnet es aber, und indem er es in meiner Gegenwart läugnet, so beschämt er mich, so erniedriget er mich, und giebt mir seine Standhaftigkeit und meine Schwachheit zu erkennen. Ich muß

die Wahrheit gestehn, daß ich, wenn es mir gelungen wäre, ihn verliebt zu machen, geglaubt hätte, das tapferste Unternehmen von der Welt ausgeführt zu haben. Eine Mannsperson, die das Frauenzimmer nicht leiden kann, die es verachtet, die einen übeln Begrif von ihm hat, diese kann man nicht so leicht verliebt machen. Meine gnädigen Herren, ich bin ein ehrliches und aufrichtiges Mädchen; wenn ich reden muß, so rede ich, und kann die Wahrheit nicht verbergen. Ich habe versucht, den Ritter verliebt zu machen; aber ich habe nichts ausgerichtet. Nicht wahr, gnädiger Herr? Ich habe gethan und gethan, und doch nichts ausgerichtet. (zum Ritter.)

Der Ritter. (Ach, ich kann nicht reden!)

Der Graf. Sehen sie? Er schämt sich. (zu Mirand.)

Der Marq. Er hat das Herz nicht, nein zu sagen. (zu Mirand.)

Der Ritter. Sie wissen nicht, was sie reden. (erzürnt zum Marquis.)

Der Marq. Sie haben auch immer was mit mir. (sanftmüthig zum Ritter.)

Mirand. Ey, der Ritter verliebt sich nicht. Er kennet die Kunstgriffe schon. Er versteht die Schelmereyen der Frauenzimmer; Worten glaubt er nicht, und Thränen trauet er nicht. Ueber Ohnmachten lacht er vollends.

Der Ritter. Also sind der Frauenzimmer Thränen nur verstellt, und ihre Ohnmachten erlogen?

Mirand. Was! Wissen sie das noch nicht, oder stellen sie sich nur, als ob sie es nicht wüßten?

Der Ritter. Das Wetter! Eine solche Verstellung verdiente einen Dolch ins Herz.

Mirand. Gnädiger Herr, ereifern sie sich nur nicht; sonst möchten diese Herren wohl gar sagen, daß sie wirklich verliebt wären.

Der Graf. Ja, er ist es auch; er kann es gar nicht verbergen.

Der Marq. Man sieht es ihm an den Augen an.

Der Ritter. Nein, nein, ich bin es nicht. (erzürnt zum Marqvis.)

Der Marq. Immer was mit mir.

Mirand. Nein, gnädiger Herr, er ist nicht verliebt. Ich sage es, ich behaupte es, und erbiete mich, es zu beweisen. (zum Grafen.)

Der Ritter. (Nun kann ich nicht mehr.) Graf, auf ein andermal sollen sie mich, mit einem Degen versehn, finden. (Er wirft die halbe Klinge des Marqvis weg.)

Der Marq. He! Das Gefäß kostet Geld. (Er hebt den Degen auf.)

Mirand. Verzeihen sie, gnädiger Herr, die Sache betrifft ihre Ehre. Diese Herren glauben, daß sie verliebt sind; man muß ihnen aus dem Traume helfen.

Der Ritter. Es brauchts nicht —

Mirand. O ja, gnädiger Herr. Verziehen sie nur noch einen Augenblick.

Der Ritter. (Was mag sie wohl vorhaben?)

Mirand. Gnädige Herren, das sicherste Zeichen der Liebe ist die Eifersucht; und wer nicht eifersüchtig ist, der liebt ganz gewiß auch nicht. Wenn mich der Ritter liebte, so würde er nicht leiden können, daß ich mich einem andern ergäbe; aber er wird es leiden, und sie werden sehen —

Der Ritter. Und wem wollen sie sich ergeben?
Mirand. Demjenigen, dem mich mein Vater bestimmt hat.
Fabriz. Meynen sie mich vielleicht? (zu Mirand.)
Mirand. Ja, mein lieber Fabrizio, in Gegenwart dieser Cavalier gebe ich ihn meine Hand.
Der Ritter. (O weh! diesem Kerl? Das gebe ich nicht zu.) (wüthend.)
Der Graf. (Wenn sie Fabrizen heirathet, so liebt sie den Ritter nicht.) Ja, nehmt einander; ich verspreche euch Dreyhundert Thaler.
Der Marq. Mirandolina, ein Ey heut, ist besser als eine Henne morgen. Verlobt euch, und ich gebe euch, den Augenblick zwölf Dukaten.
Mirand. Ich danke ihnen, meine Herren; ich brauche keinen Brautschatz. Ich bin ein armes Mädchen, ohne Reitz, ohne Artigkeit, und unfähig, Personen von Verdiensten verliebt zu machen. Aber Fabrizio ist mir gut, und deswegen will ich mich sogleich, in dero Gegenwart, mit ihm verloben —
Der Ritter. Ja, Verdammte, verlobe dich, mit wem du willst. Ich weis, daß du mich betrogen hast; ich weis, daß du bey dir selbst triumphirest, mich erniedriget zu haben, und sehe, wie weit du meine Langmuth treiben willst. Du wärest werth, daß ich dir, für deine Betrügereyen, einen Dolch in die Brust stöße; du verdienest, daß ich dir das Herz ausrisse, und es den falschen und betrügerischen Weibsbildern zum Beyspiel zeigte. Aber dieses würde eine doppelte Erniedrigung für mich seyn. Ich fliehe

aus

aus deinen Augen; ich verfluche deine Schmeicheleyen, deine Thränen, deine Verstellungen. Du hast mir zu erkennen gegeben, welche unselige Gewalt dein Geschlecht über uns hat, und hast mich, auf meine Kosten, gelehrt, daß es, um über dasselbe zu siegen, nicht genug sey, es zu verachten, sondern daß man vor ihm fliehen müsse. (geht ab.)

Neunzehenter Auftritt.

Mirandolina, der Graf, der Marquis und Fabrizio.

Der Graf. Nun mag er mehr sagen, daß er nicht verliebt sey!

Der Marq. Wenn er mich noch einmal Lügen straft, so fodere ich ihn heraus, so wahr ich ein braver Cavalier bin.

Mirand. Stille, meine Herren, stille. Er ist fort; und wenn er nicht wiederkömmt, und wenn die Sache so hingeht, so habe ich von Glück zu sagen. Der arme Herr, es hat mir nur mehr, als zu sehr geglückt, ihn verliebt zu machen, und ich habe mich einer abscheulichen Gefahr ausgesetzt. Ich mag es nicht noch einmal versuchen. Komm her, mein lieber Fabrizio, gieb mir deine Hand.

Fabriz. Die Hand? Warten sie ein Bischen, Mamsell! Sie haben ihr Vergnügen daran, die Leute, auf diese Art, verliebt zu machen, und glauben vielleicht, daß ich sie heirathen will?

Mirand. Geh doch, Närrchen! Es war ein Scherz, ein Muthwille, ein kleiner Eigensinn. Ich bin ein lediges Mädchen, und Niemand hat mir was

zu befehlen. Wenn ich verheirathet seyn werde, so weis ich schon, was ich zu thun habe.

Fabriz. Und was werden sie dann thun?

Letzter Auftritt.

Der Bediente des Ritters und die Vorigen.

Der Bed. Jungfer Wirthin, ich wollte mich ihnen, vor meiner Abreise, noch empfehlen.

Mirand. Geht ihr denn fort?

Der Bed. Ja. Der Herr gieng auf die Post. Er läßt anspannen: er erwartet mich, mit den Sachen, und dann reisen wir nach Livorno.

Mirand. Nehm' er nicht übel, wenn ich ihm nicht —

Der Bed. Ich habe keine Zeit, mich aufzuhalten. Ich danke ihnen für alles Gute, und empfehle mich ihnen. (geht ab.)

Mirand. Dem Himmel seys gedankt! nun ist er fort. Er thut mir doch leid. Er ist gewiß nicht gern abgereist. In dergleichen Possen lasse ich mich gewiß nicht mehr ein.

Der Graf. Mirandolina, sie mögen nun ledig, oder verheirathet seyn, so bleibe ich doch immer derselbe für sie.

Der Marq. Verlassen sie sich auf meine Protektion.

Mirand. Meine gnädigen Herren, jetzt, da ich mich verheirathe, verlange ich weder Beschützer, noch Liebhaber, noch Geschenke. Bis hieher habe ich mir ein kleines Vergnügen daraus gemacht; aber ich habe unrecht gethan, und habe allzuviel gewagt; doch ich will es nicht mehr thun. Dieses ist mein Mann —

Fabriz.

Fabriz. Sachte nur, Mamsell —
Mirand. Was sachte! Was will er denn? Was findet er denn für Schwierigkeiten dabey? Komm' er, und gebe er mir die Hand.
Fabriz. Ich sähe lieber, wenn wir vorher einen Ehecontrakt aufsetzten.
Mirand. Was für einen Contrakt? Der Contrakt ist dieser: entweder gieb mir die Hand, oder gehe wieder hin, wo du hergekommen bist.
Fabriz. Ich will ihnen die Hand geben — aber hernach —
Mirand. Aber hernach, ja, mein lieber Fabrizio, hernach werde ich ganz die Deine seyn. Setze kein Mistrauen in mich; ich werde dich allezeit lieben, und du sollst der Meine bleiben.
Fabriz. Nun da, meine Geliebte; nun ist alles gut.
(Er giebt ihr die Hand.)
Mirand. (Auch das wäre nun vorbey.)
Der Graf. Mirandolina, sie sind ein vortrefliches Mädchen. Sie besitzen die Geschicklichkeit, die Mannspersonen dahin zu bringen, wohin sie nur wollen.
Der Marq. Gewiß, sie haben eine recht verbindliche Art an sich.
Mirand. Wenn es andem ist, daß ich mir dero Gnade versprechen kann, so bitte ich mir nur noch eine zuletzt aus.
Der Graf. Sagen sie nur.
Der Marq. Reden sie.
Fabriz. (Was wird sie wohl noch haben wollen?)
Mirand. Ich bitte sie, die Gnade zu haben, sich um ein anderes Logis umzusehn.

Fabriz. (Recht so! Nun sehe ich, daß sie mich lieb hat.)

Der Graf. Gut, ich verstehe sie, und lobe sie darum. Ich werde wegziehen; aber ich mag seyn, wo ich will, so halten sie sich meiner Achtung versichert.

Der Marq. Sagen sie mir doch; haben sie etwann ein goldenes Fläschgen verloren?

Mirand. Ja, gnädiger Herr.

Der Marq. Da ist es. Ich habe es gefunden, und gebe es ihnen hiermit wieder. Ich werde, ihnen zu gefallen, fortreisen; aber, ich mag seyn, wo ich wolle, so verlassen sie sich auf meine Protektion.

Mirand. Diese Anerbietungen werden mir allemal, in den Grenzen der Anständigkeit und Ehrbarkeit, angenehm seyn. Da ich aber meinen Stand verändere, so werde ich meine Gewohnheit auch ändern. Sie aber, meine gnädigen Herren, werden das, was sie gesehn haben, zum Vortheil und zur Sicherheit ihres Herzens anwenden; und wofern sie sich jemals in Vorfällen befinden sollten, wo sie noch zweifeln, ob sie trauen dürfen oder nicht; so erinnern sie sich allemal an die listigen Streiche, die sie erfahren haben, und vergessen sie die Gastwirthin nicht.

Ende des Lustspiels.

Die

Die

Gutherzige Magd.

Ein Lustspiel.

Personen.

Octavio, ein betagter Kaufmann.

Beatrice, seine zwote Frau.

Florindo, Octaviens Sohn aus der ersten Ehe.

Lelio, Beatricens Sohn aus ihrer vorigen Ehe.

Rosaura, Pantalons Tochter.

Pantalon de' Bisognosi, ein reicher Kaufmann aus Venedig.

Corallina, eine Wittwe, die in Octaviens Hause gebohren und als Magd erzogen worden.

Brighella, Pantalons Bedienter.

Harlekin, Octaviens Bedienter.

Agapito, ein Notarius.

Ein Bedienter vom Octavio, der redt.

Ein Bedienter vom Notarius, der nicht redt.

Einige Zeugen, die nicht reden.

Der Schauplatz ist in Verona.

Die gutherzige Magd.

Die gutherzige Magd.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer in Octaviens Hause.

Octavio und Pantalon.

Octavio.

Kommen sie, Herr Pantalon, hier, hier in diesem Zimmer können wir ungestört mit einander sprechen.

Pant. Ich gehe mit, wohin sie wollen.

Oct. He! Wenn meine Frau kommen sollte, so sagt mir es. (nach der Thür zu.)

Pant. Aber mein guter Octavio, sie richten sich auch gar zu sehr nach ihrer Frau.

Oct. Ich muß es thun, um in Fried' und Ruhe zu leben. Nun, was haben sie mir denn zu befehlen?

Pant. Aus Mitleiden angetrieben komme ich her zu ihnen. Ich sahe gestern Abend ihren Sohn, den

ehrli-

ehrlichen Florindo, so bitterlich weinen, daß mir das Herz weh that. Wertheſter Herr Octavio, einen ſo redlichen Menſchen aus dem Hauſe zu jagen und ihn auf eine ſolche Art leiden zu laſſen! Warum iſt denn das geſchehen? Was hat er denn gethan?

Oct. Wir hatten keine ruhige Stunde für ihm im Hauſe. Es gab immer was zu zanken; der Teufel war Tag und Nacht loß.

Pant. Aber mit wem zankte er ſich denn?

Oct. Mit allen; hauptſächlich aber mit meiner Frau, Beatricen: niemals wollte er ihr die gehörige Ehrerbietung erzeigen.

Pant. Hören ſie nur, Herr Octavio, ich kenne das gute Gemüthe ihres Sohns, und Jedermann ſagt, daß er ein ehrlicher Kerl ſey. Der Verdruß muß nicht von ihm herkommen.

Oct. Von wem denn ſonſt?

Pant. Ach, die Stiefmütter! — Es giebt ihrer wenig, die ihren Stiefkindern gut ſind.

Oct. O, Beatrice iſt ſo gut, daß ſie nicht mehr thun kann. Wenn man ſich nur in ſie zu ſchicken weis, ſo iſt ſie gar zu gut.

Pant. Sie muß ſich geändert haben; denn ich erinnere mich noch, daß Herr Fabrizio, ihr erſter Mann, löblichen Andenkens, ſein Herz oft gegen mich ausſchüttete, weil wir ſo gute Freunde waren, wie Brüder nur immer ſeyn können; der ſagte zu mir, daß ſie eine erſchreckliche Frau wäre, daß ſie ihn keinen Biſſen in Ruhe eſſen ließ; ja, die ganze Stadt ſagt, daß er für Verzweifelung geſtorben ſey.

Oct.

Oct. Fabrizio war ein hitziger Mann; ich erinnere mich es wohl noch. Er wollte Jedermann widersprechen. Meine Frau ist auch ein wenig empfindlich, und ein wenig eigensinnig; man muß ihr aber nachgeben. Ich widerspreche ihr niemals, ich lasse sie thun und sagen, was sie will, und unter uns ist gar kein Streit.

Pant. Auf diese Art, glaube ich, kann freylich kein Zank entstehen. Wenn sie alles nach ihrem Kopfe machen, so muß sie wohl schweigen. Aber indessen ist doch Florindo ihrentwegen aus dem Hause gejagt worden.

Oct. Er ist selber Schuld daran. Er hätte mehr Respekt für sie haben sollen.

Pant. Und Monsieur Lelio, der Sohn von ihrem ersten Manne, machet sich lustig im Hause und spielt den Herrn.

Oct. Das ist ein guter Pursche. Ich kann mich nicht über ihn beschweren.

Pant. Es ist ein dummer, einfältiger und plapperhafter Mensch; er ist noch schlimmer, als ihr Bedienter Harlekin. Doch, ich bin ein ehrlicher Mann, ich mag Niemanden böse Einschläge geben. Der arme Florindo dauert mich nur, und es kömmt mir fast unmöglich vor, daß ein Mann, wie sie sind, das Herz haben kann, sein Kind, auf so eine Art, leiden zu sehn.

Oct. Es thut mir, in der That, selbst auch leid.

Pant. Warum lassen sie ihn aber nicht wieder ins Haus kommen?

Oct. Jetzt geht es gar nicht an. Meine Frau ist noch böse auf ihn. Sie wird aber nach und nach

schon

schon wieder gut werden, und dann hoffe ich, daß die Sache geschlichtet werden soll.

Pant. Aber sie sollten ihm doch wenigstens — nehmen sie mir es nicht übel, Herr Octavio, daß ich mich in ihre Sachen mische; ich thue es um ihrer Ehre willen — aber sie sollten ihm doch wenigstens einen ehrlichen und billigen Unterhalt verschaffen. Was soll er denn mit sechs Thalern des Monats anfangen?

Oct. Mit vier Groschen des Tages, sagt meine Frau, kann er leben, und er muß noch etwas übrig behalten.

Pant. Es wollen aber ihrer zwey davon leben; er und die Magd.

Oct. Wozu braucht er denn eine Magd? Corallina ist in meinem Hause erzogen und gebohren; sie hat sich in demselben verheirathet, und ist als Wittwe darinne geblieben. Warum ist sie hernach zu ihm gegangen? O, wenn sie wüßten, wie sehr das mich verdrüßt! Ich habe Corallinen wie meine Tochter geliebt, und nun verläßt sie mich, um bey ihm zu bleiben.

Pant. Ich habe ihn auch deswegen zur Rede gesetzt, und er würde sich vielleicht anders entschliessen; aber Corallina sagt, daß sie mit Florinden, so zu sagen, gebohren sey und mit ihm einerley Muttermilch getrunken habe, daß sie ihm so gut sey, als wenn er ihr leiblicher Bruder wäre, und daß sie bey ihm bleiben wolle, wenn sie auch nur das liebe trockene Brodt essen sollte.

Oct. Das ist es eben, was meine Frau sagt; sie sind einander gar zu gut; sie plapperten immer mit

einan-

einander; sie hatten beständig Geheimnisse, und redten meiner Frau Böses nach. Ich habe sie aus Verzweiflung fortschicken müssen.

Pant. Aber sollte wohl eine Magd liebreicher seyn, als ein Vater? Herr Octavio, nehmen sie ihren Sohn wieder ins Haus.

Oct. Es soll geschehn.

Pant. Wenn denn?

Oct. Ich werde erst mit meiner Frau reden, und dann will ich sehn —

Pant. Morgen will ich wieder herkommen. Uebrigens hat er mir gesagt, daß er ein Paar Schuhe und Strümpfe brauche. Die sechs Thaler, die sie ihm gegeben haben, hat er bereits verzehrt, und läßt sie um etwas Geld bitten.

Oct. Aber ich —

Pant. Nun, sie werden es ihm doch nicht abschlagen? Ein so wohlhabender Mann, wie sie sind, wird ja seinem Sohn nicht ein Paar Dukaten versagen?

Oct. Er soll sie haben.

Pant. Geben sie mir sie, ich will sie ihm bringen.

Oct. Ich werde gleich zu meiner Frau gehn.

Pant. Was wollen sie denn bey ihr machen?

Oct. Sie hat die Schlüssel zu allem. Ich will mir ein Paar Dukaten von ihr geben lassen.

Pant. Schön! Sie sind ein wackerer Mann!

Oct. O, ich bin in der That zufrieden. Ich denke an nichts; sie thut alles.

Pant. O, wie weit besser hätten sie gethan, wenn sie sich nicht wieder verheirathet hätten!

Oct. Ich danke schön. Ich würde besser gethan haben? Ich bin immer gewohnt gewesen, in Gesell-

schaft zu leben. Ohne Frau konnte ich nicht seyn. Es ist noch viel, daß mich Beatrice genommen hat. Sie könnte wohl meine Tochter seyn. Und glauben sie mir nur, sie ist mir wahrhaftig gut. Wenn ich ihnen alles sagen könnte — Ach, mein lieber Pantalon, wie wohl würden sie thun, wenn sie sich auch verheiratheten.

Pant. Ich habe schon eine mannbare Tochter; und ich glaube, daß ein vernünftiger Vater, der Kinder hat, besser thut, wenn er Wittwer bleibt und sich nicht wieder verheirathet.

Zweyter Auftritt.

Beatrice und die Vorigen.

Beat. Ey, es ist nicht nöthig, mich anzumelden. (gegen die Thür.)

Pant. Gehorsamer Diener.

Beat. Ihre Dienerin. O denkt doch! Der artige Mensch vom Bedienten wollte nicht, daß ich hereingienge, bis er dir erst Nachricht davon gegeben hätte. (zu Octavien.)

Pant. Herr Octavio hatte es ihm befohlen. (zu Beatricen.)

Oct. Ah! Habe ich dem Kerl nicht gesagt, daß er die Frau, wenn sie kömmt, hereinlassen soll? (zu Pantalon.)

Pant. Ja, mein Herr, wie sie wollen. (Er fürchtet sich so vor seiner Frau, daß er zittert.)

Beat. Sie beehren uns mit ihrer Gegenwart, Herr Pantalon; kann ich ihnen mit einer Tasse Schokolate aufwarten?

Pant.

Pant. Ich danke ihnen. Ich trinke niemals Schokolate. Ich bleibe bey der alten Gewohnheit, und trinke alle Morgen mein Gläschen Malvasier.

Beat. Und mein lieber Octavio ißt alle Morgen sein gutes fettes Süppchen mit einem Eydotter, und trinkt seinen Cyperwein darauf. Es liegt mir an der Erhaltung meines guten Alten gar zu viel.

Oct. O, meine wertheste Beatrice, der Himmel segne dich! Herr Pantalon, heirathen sie doch auch!

Pant. Wenn ich gewiß wäre, daß ich auch eine so gute Frau fände, wie die ihrige ist, vielleicht thäte ichs.

Beat. O, Herr Pantalon, sie erweisen mir allzuviel Ehre.

Oct. Ha! Nun, was sagen sie? Was meynen sie dazu? Verdiente sie nicht einen rechten jungen Mann? Und doch ist meine liebe Beatrice mit mir zufrieden. Nicht wahr, mein Kind? (zu Beatricen.)

Beat. Ach, mein bester Octavio, ich vertauschte dich nicht mit einem König.

Oct. Hören sie es wohl, Herr Pantalon? Das sind Worte, die einem durch Mark und Bein gehn.

Pant. Madam Beatrice, da sie eine so bescheidene und kluge Frau sind, und ihren Mann so lieb haben, so thun sie einmal was, das ihnen ähnlich ist; machen sie, daß Florindo wieder ins Haus kömmt.

Beat. Florindo sollte wieder ins Haus kommen? Wenn er zu der ersten Thür hereinkömmt, so gehe ich durch die andere wieder hinaus.

Oct. Nein, mein Schatz, fürchte dich nicht — (zu Beatricen.)

Pant. Was hat er aber gethan?

Beat. Er hat mir tausend Verdrüßlichkeiten gemacht, tausend Grobheiten angethan. Hundertmal hat er den Respekt gegen mich aus den Augen gesetzt.

Oct. Da hören sie! Habe ich es ihnen nicht auch gesagt? (zu Pantalon.)

Beat. Er ist ein boshafter, vermessener und hochmüthiger Kerl. Er hat alle Unarten an sich.

Oct. Hören sie es? (zu Pantalon.)

Pant. Er ist noch jung, er ist etwas verzärtelt worden —

Beat. Was habe ich nicht alles für den Esel gethan! Ich habe es besser mit ihm gemeynt, als seine leibliche Mutter. Tausend Höflichkeiten habe ich ihm erwiesen. Ist es nicht wahr? (zu Octavio.)

Oct. Ja, das ist wahr. Es schien mir fast bisweilen ein wenig gar zu arg.

Beat. Und der Undankbare hat mir Gutes mit Bösen vergolten.

Pant. Es läßt sich, auf der Welt, alles wieder gut machen. Worinne bestanden denn seine Fehler?

Beat. Da ist sein Vater; fragen sie ihn nur.

Pant. Nun, wir wollen alle diese Dinge genau untersuchen, und dann sehen, ob sich die Sache wieder gut machen läßt. Sagen sie also, Herr Octavio, was hat er eigentlich gethan?

Oct. Ihnen es aufrichtig zu gestehn, so suche ich mir gewisse Dinge aus dem Sinne zu schlagen, um mir keine Unruhe zu machen. Er hat so vieles begangen, daß ich ihn habe fortjagen müssen.

Pant. Ey, er hat ihnen so vieles gethan? Da sie sich dessen aber nicht mehr erinnern, so müssen es Kleinigkeiten gewesen seyn.

Beat. Ja, Kleinigkeiten. Erinnerst du dich nicht mehr, Octavio, wie er sich unterstund, mich in deiner Gegenwart herunter zu machen?

Oct. Ja, das ist wahr, ich erinnere michs noch.

Pant. Man muß nur auch sehen —

Beat. Weist du noch, wie er meinem Sohne Lelio eine Maulschelle geben wollte?

Oct. Warte einmal — Nicht wahr, damals, da ihn Lelio mit der Faust schlug?

Beat. Ey, nicht doch, er schlug ihn nicht mit der Faust. Er drohete ihm nur, und Florindo unterstund sich, ihm eine Ohrfeige zu geben.

Oct. Und doch ist mir es noch immer, als wenn er ihn mit der Faust ins Gesicht geschlagen hätte.

Beat. Wie kannst du aber behaupten, daß ihn Lelio geschlagen habe, da du doch schon so alt bist, daß du ohne Brille nicht sehen kannst!

Oct. Es ist wahr, Herr Pantalon, ich sehe nicht viel.

Beat. Und da er mir sagte, daß ich in dieses Haus gekommen wäre, ihn um das Seinige zu bringen —

Oct. Uh! Freylich habe ichs gehört.

Beat. Und wie er dir, wegen deiner Heirath, Vorwürfe machte?

Oct. Ha, der Schlingel! Ich erinnere michs noch wohl.

Beat. Nun, was meynst du darzu?

Oct. Hören sie diese schönen Sächelgen alle, Herr Pantalon?

Beat. Ich leide ihn nicht wieder im Hause.
Oct. Ich habe es ihnen schon gesagt, Herr Pantalon, daß es gar nicht angeht.
Pant. Aber das sind lauter Dinge von keiner Erheblichkeit.
Beat. Und hernach, das lüderliche Ding Corallina, die er in seinen Schutz nimmt — sind alle Beyde einstimmig wider mich — Doch, es mag genug seyn.
Pant. Corallina ist ja nur eine Magd; die kann man fortjagen.
Beat. Was willst du wetten, daß sie Florindo noch heirathet?
Oct. Ich sollte doch nicht glauben — Corallina ist ein vernünftiges Weib.
Beat. Aber er kann es nur thun; wenn er sie heirathen will, so mag er sie heirathen; es wird desto schlimmer für ihn seyn. Er mag seinem Willen immer folgen; aber nur außer diesem Hause.
Pant. Aber erlauben sie mir; sollte es nicht besser seyn, ihn wieder ins Haus zu nehmen, damit diese Unordnung nicht erfolge?
Beat. Nein, ins Haus darf er mir gewiß nicht. Ich sage es noch einmal: Kömmt er wieder herein, so gehe ich hinaus.
Oct. O, meine gute Beatrice, sage das doch nicht, sonst bringst du mich um.
Beat. Wenn ich dir nicht so gut wäre, so wäre ich schon zehnmal davon gegangen.
Oct. Arme Frau! Ich bedaure dich.
Beat. Ich wundere mich nur über sie, Herr Pantalon, daß sie herkommen und uns beunruhigen.

Oct.

Oct. Liebster Freund, ich bitte sie, reden sie ja nicht mehr davon. (zu Pant.)

Pant. Ich kann nichts dawider sagen; ich rede aus Eifer für ihre Ehre, und als ein guter Freund. Wollen sie es nicht thun? Ih, nun gut. Schicken sie ihm nur wenigstens die zwey Dukaten.

Oct. Ach ja — Beatrice, gieb doch dem Herrn Pantalon zwey Dukaten.

Beat. Wozu denn?

Oct. Florindo braucht Schuhe und Strümpfe —

Beat. Ich muß mich über dich wundern. Willst du dich denn, deines Sohnes wegen, gänzlich ins Verderben stürzen? Sechs Thaler monatlich sind noch zu viel. Unsere Einkünfte werfen nicht so viel ab. Man muß ja auch Schulden, Steuern und Gaben bezahlen. Es ist gar kein Geld da, durchaus keins. Mit dem, was er kriegt, kann er machen, was er will. Und sie, Herr Pantalon, bekümmern sie sich doch um ihre Sachen, und geben sie keinen Advokaten in andern Häusern ab.

Pant. Es mag gut seyn, Madam. Ich werde nicht wieder in ihr Haus kommen; ich werde ihnen keine Ungelegenheit mehr machen; aber so viel sage ich ihnen nur, daß dieses ein ungerechtes, ein barbarisches Verfahren ist. Ich bin aus Freundschaft, aus Mitleiden hergekommen; da sie mir aber so unhöflich begegnen, so kann es leicht kommen, daß ich ihnen einmal wieder einen Stein in den Weg werfe.

Beat. Auf was für Art?

Pant. Ich sage weiter nichts. Ihr Diener, Herr Octavio. Behalten sie ihr Schätzchen recht lieb. (geht ab.)

Beat. O, du verwünschter Alter! —

Oct. Stille! Aergere dich doch nicht.

Beat. Mir so was zu sagen?

Oct. Erzürne dich doch, ums Himmels willen, nicht.

Beat. Der freche Mann!

Oct. Liebe Beatrice —

Beat. Laß mich gehn! Mir wieder einen Tort anzuthun?

Oct. Nun, wenn du mir gut bist — (bittend.)

Beat. Geh mir aus den Augen.

Oct. Ich bin ja dein Octavio.

Beat. Ey, hol dich der Henker!

Oct. (Geduld! Sie ist böse; ich muß sie gehn lassen.) (Er nähert sich der Thür.)

Beat. Das soll er mir gewiß bezahlen.

Oct. Beatrizgen! (von weiten.)

Beat. Wer weis, was er im Sinne hat!

Oct. Mein Herzchen. (wie oben.)

Beat. Wenn du mich nicht zufrieden läßt — (zornig.)

Oct. Stille! Lebe wohl. (Er geht seufzend ab.)

Dritter Auftritt.

Beatrice allein.

Pantalon wäre im Stande, meinen Mann völlig aufzubringen. Er ist eine gute Haut; er macht alles nach meinem Kopfe, und es wäre mir nicht lieb, wenn sie mir ihn abtrünnig machten und nach ihrer

ihrer Art gewöhnten. Florinden leide ich durchaus nicht im Hause; ich muß darauf bedacht seyn, wie ich Lelien glücklich mache; und wenn der Alte stirbt, so darf Florindo nicht da seyn, sondern Lelio ganz allein. Auf solche Art habe ich ein günstiges Testament für ihn zu hoffen. Und Pantalon wollte sich in meine Händel mischen? O, ich will ihm schon zuvorkommen.

Vierter Auftritt.

Lelio und die Vorige.

Lel. Liebe Mutter, der Vater schickt mich her, um zu sehn, ob sie noch böse sind. Wider wen sind sie denn aufgebracht?

Beat. Wider den unbescheidenen Pantalon de' Bisognosi.

Lel. Was hat er ihnen denn gethan?

Beat. Er kam her, Florinden das Wort zu reden, und sagte mir allerhand Grobheiten.

Lel. Das thut mir sehr leid.

Beat. Geh, mein Sohn, geh, und suche den alten Kerl auf. Sag' ihm, daß er sich gescheid aufführe; und wenn er bey seinem Kopfe bleibt, so drohe ihm auf das schärfste.

Lel. Liebste Mutter, es thut mir leid, daß ich mich mit dem Herrn Pantalon nicht werde zanken können —

Beat. Warum nicht?

Lel. Weil er eine hübsche Tochter hat, die mir ungemein gefällt.

Beat. Es giebt Mädchen genung. Laß dich nicht mit diesen Leuten ein.

Lel. Sie kriegt aber viel mit; ihr Vater ist reich, sie ist die einzige Tochter, und das wäre die beste Sache von der Welt für mich.

Beat. Pantalon hat mit mir angebunden, und ich muß gestehn, daß ich ihn hernach auch beleidiget habe: er wird dich also, weil du mein Sohn bist, nicht zum Schwiegersohne haben wollen.

Lel. Was den Herrn Pantalon anbetrifft, so verbinde ich mich, ihn durch meine Worte, mit meiner gefälligen Art, auf meine Seite zu bringen; und weil mir die Tochter wohl will, so wird alles gut gehn.

Beat. Aus was für einem Grunde kannst du denn sagen, daß sie dir wohl will?

Lel. Wenn ich es nicht gewiß wüßte, so würde ich nicht davon reden.

Beat. Hast du schon mit ihr geredt?

Lel. Ich habe mit ihr geredt, und sie mit mir. Ich habe ihr gesagt, und sie hat mir wieder gesagt — Et caetera.

Beat. Wenn du dich nur nicht betrügst. Du schmeichelst dir selbst gar zu leicht, mein Sohn. Es wäre das erstemal nicht, daß du dich allein verliebt hättest. Bey den Mädchen bist du nicht glücklich, und du hast mich schon öfters in verdrüßliche Händel mit verwickelt.

Lel. Ich will ihnen nur die ganze Geschichte erzählen, und dann werden sie sehen, liebe Mutter, ob ich Ursache habe, so zu reden. Als ich vor sechs Tagen durch die Neugasse gieng, sahe ich eine

Person, die mir rückwärts hübsch zu seyn schien. Darauf schritte ich zu, damit ich vor ihr vorbey gehen konnte; ich kehrte mich um, sie bedeckte sich aber das Gesicht mit dem Schleyer. Da dachte ich nun gleich: das ist eine, die dich an sich locken will. Ich blieb also stehn, und ließ sie vor mir vorbeygehen; drauf lief ich wieder, und kehrte mich noch einmal um; aber sie bedeckte sich gleich wieder. Da ich nun merkte, daß sie mich ins Gesicht gefaßt hatte, blieb ich wieder stehn, und als sie recht nahe bey mir war, that ich einen Seufzer. Und was glauben sie wohl? Sie fieng an zu lachen. Daraus schloß ich gleich, daß sie eine Neigung zu mir hätte. Ich gieng endlich zehn bis zwölf Schritte hinter ihr drein, aber immer noch im Zweifel, ob sie mir gut wäre, oder nicht. Ich sagte immer zu mir: Ist sie dir gut, oder ist sie dir nicht gut? Doch zuletzt kam ich dahinter, daß sie mir gut war. Ihre Magd kehrte sich zweymal um, um zu sehn, ob ich nachkäme; sie sagte es ihrer Mamsell, und sie lachten Beyde für Freuden. Ich wußte nicht, wer sie war, bis sie an ihr Haus kamen, wo die Magd die Thür aufmachte. Nun merkte ich, wer sie war; ich verdoppelte meine Schritte, und kam just in dem Augenblicke an, da sie mir die Thür vor der Nase zuschlossen. Eine grosse Eingezogenheit! sagte ich bey mir selbst. Aber die Liebe läßt sich nicht verbergen. Sie lief gleich ans Fenster, um mir ihre Aufwartung zu machen. Da ich sie sahe, nahm ich den Hut ab, und sie fieng so laut an zu lachen, daß ich selbst mitlachen mußte. Endlich

begab

begab sie sich weg; aber seit der Zeit gehe ich fast sieben bis achtmal des Tages bey ihr vorbey, und wenn sie mich sieht, lacht sie allemal, macht mir freundliche Mienen und Geberden, schüttelt mit dem Kopfe, sieht mich an, spricht mit der Magd und zeigt mich ihren Nachbarinnen. Kurz, sie ist sterblich in mich verliebt.

Beat. Ein schöner Grund, woraus du schließen kannst, daß sie in dich verliebt ist! Ich glaube vielmehr —

Fünfter Auftritt.

Ein Bedienter und die Vorigen.

Der Bed. Madam, was muß denn dem Herrn begegnet seyn, daß er so weint, und sich mit der Faust vor den Kopf schlägt?

Beat. (Ach ich arme Frau! Er ist außer sich, weil ich böse auf ihn bin. Er ist alt, der Kummer könnte ihn ums Leben bringen. Er hat noch kein Testament gemacht — geschwind, geschwind —)

(Sie will abgehn.)

Lel. Nein, ich versichere sie, liebe Mutter, daß sie mir gut ist —

Beat. Ja doch, ja doch, du Einfalt, wir wollen schon weiter davon reden. (geht ab.)

Der Bed. (Seit dem sich mein Herr wieder verheirathet hat, hat er seinen Verstand ganz und gar verloren.) (geht ab.)

Lel. Wenn ich sie damals gekannt hätte, da ich sie auf der Straße antraf, so wäre die Sache schon richtig. Mit ein Paar Worten, die ich gut vorzubringen weis, und der Magd etliche Thaler in

die

die Hand gedrückt, wäre die Sache nach Wunsch gegangen. Die verfluchten Schleyer! Die machen mich noch desperat. Man weis niemals, ob ein Mädchen schön oder häßlich ist. Die Schönen bedecken sich aus Bescheidenheit, die Häßlichen aus Scham; die Jungen aus Zärtlichkeit und die Alten aus Verzweiflung. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Ein Zimmer in Florindens Wohnung.

Corallina, die einen Strumpf fertig macht.

Coral. Auch dieser ist fertig. Ich hatte keine Strümpfe mehr zum Umwechseln. Es ist nur gut, daß ich dieses Bischen Zwirn noch übrig habe, den mir meine selige Frau noch geschenkt hat. Ja, wo sind die vorigen Zeiten! Doch, ich habe es einmal über mich genommen, ich muß nun dabey bleiben; und es gereuet mich auch nicht. Der arme Herr Florindo! Ich bin ihm so gut, als wenn er mein Bruder wäre. Wir haben einerley Muttermilch getrunken; meine Mutter hat uns Beyde miteinander erzogen: und ich habe auch ein gutes Herz; wenn ich einem Menschen einmal gut bin, so ließ ich mich für ihn umbringen und thäte alles, ihm zu helfen. Der arme Mensch! Sie haben ihn aus dem Hause gejagt; und warum? der Stiefmutter wegen. Es sind zwar alle Stiefmütter gewohnt, ihre Stiefkinder zu verfolgen; aber diese, die so einen großen und ungeschickten Sohn hat, möchte den Stiefsohn gern

schinden,

schinden, um ihrem Sohne ein doppeltes Fell zu geben. Der arme Mensch! Mit sechs Thalern des Monats haben sie ihn aus dem Hause gejagt. Nach drey Wochen war es schon so weit mit ihm gekommen, daß man ihn nicht mehr kannte; er sahe zerrissen, schmutzig und elend aus. Wenn ich nicht zu ihm gezogen wäre, so würde er vollends in Noth und Verzweiflung gerathen seyn. Doch Geduld! Ich will gern alles leiden, um seinen gänzlichen Untergang nicht zu sehn; ja, wenn sich auch gleich eine geizige Stiefmutter, ein thörichter Vater und ein dummer Stiefbruder widder ihn verschwören, so soll ihm eine ehrliche Wittwe, eine getreue und gutherzige Magd beystehn.

Siebenter Auftritt.

Florindo und die Vorige.

Flor. Ach Coralline! ich muß verzweifeln.
Coral. Ey, fassen sie Muth. Was nützt die Verzweiflung? Was hat es denn gegeben?
Flor. Ich habe mit dem Herrn Pantalon gesprochen, wie sie mir gerathen hat.
Coral. Hat er sie vielleicht nicht anhören wollen?
Flor. Er hat mich sehr bedauert, und sich erboten, mit meinem Vater zu reden.
Coral. Und dieser wird sie nicht wieder ins Haus nehmen wollen, wie ich mir leicht vorstellen kann.
Flor. Ja, meiner Stiefmutter wegen; und ich muß indessen so leiden.
Coral. Geben sie sich zufrieden, Herr Florindo, wir werden schon ein Mittel finden. Solche Sachen

lassen

lassen sich nicht gleich auf einmal abmachen. Vor jetzt habe ich ihnen nur gesagt, daß sie zusehn sollten, durch Vermittelung des Herrn Pantalons eine kleine Beyhülfe an Gelde zu bekommen, deren sie so sehr bedürfen.

Flor. Und auch dieses hat er mir abgeschlagen. O, ich Unglücklicher! Ich gerathe in Verzweiflung.

Coral. Ey, so geben sie sich doch zufrieden. Wollen sie ihre Gesundheit auch dabey zusetzen?

Flor. Ich habe aber keinen Heller Geld. Ich weis nicht, wo wir diesen Mittag etwas zu essen bekommen werden.

Coral. Wir wollen schon zusehn.

Flor. Ich habe alles versetzt; und auch sie, arme Frau, hat das Beste, was sie hatte, verpfändet. Ich weis nicht mehr, was ich anfangen soll. Es sind noch zehn Tage bis zum Ende des Monats, und er versagt mir seine Hülfe? Und er will mich verzweifeln lassen?

Coral. Stille! stille; verlassen sie sich auf mich. Wir wollen lustig seyn, und an keine Traurigkeit gedenken. Sehen sie, ich bin schon fertig mit den Strümpfen.

Flor. Meine liebe Coralline, sie dauert mich recht sehr. Ich weis nicht, wie wir heute den Hunger stillen werden.

Coral. Ey, verzweifeln sie deswegen nicht. Sehen sie, hier habe ich die Strümpfe fertig, die will ich verkaufen, und dann werden wir zu essen haben. Sorgen sie nur nicht; wir wollen essen und vergnügt seyn. Es gehört noch weit mehr dazu, als dieses, daß ich den Muth sollte sinken lassen. Nur

standhaftig; so lange ich lebe, dürfen sie für nichts sorgen.

Flor. O Himmel, Corallina! Ihre Liebe, ihre Güte rührt mich so, daß ich weinen möchte.

Coral. Ey, das sind Schwachheiten.

Flor. Sie meinetwegen alles beraubt zu sehn! (Er weint.)

Coral. Wenn ich ihnen aber sage, — daß ich — (schlukzend.) Ah, genug; lassen sie uns lustig seyn. Diese Strümpfe sind mir ein wenig zu enge und zu kurz gerathen, und dann sind sie auch zu fein, daß ich sie nicht brauchen kann. Ich wollte sie verkaufen und das soll nun auch geschehn. Sie werden mir einmal mit der Zeit alles wieder vergelten.

Flor. Der Himmel gebe nur —

Coral. Dann sollen sie mir auch meinen Lohn bis auf den letzten Heller bezahlen.

Flor. Indessen aber, meine arme Corallina — (seufzend.)

Coral. Ey, indessen und indessen — können sie mich sonst mit nichts bezahlen, als mit Seufzern, Klagen und Thränen? Sie sollen lustig seyn, wofern sie wollen, daß ich nicht von ihnen gehe. Sie sollen mich nicht durch ihre Traurigkeit ums Leben bringen. Ich will arbeiten, verkaufen, versetzen und um alles bemüht seyn; aber nur munter! Liebster Herr Florindo, wir wollen uns nicht lebendig begraben. Kömmt Zeit, kömmt Rath! Nur frisch und Muth gefaßt! Ich will hingehn und die Strümpfe verkaufen, und was Gutes davor einkaufen; wenn ich wieder nach Hause komme,

komme, wollen wir in Friede und Ruhe essen, denen zum Trutz, die es uns nicht gönnen. Der größte Tort, den sie ihren Feinden anthun können, ist dieser, wenn sie mit Standhaftigkeit leiden, mit Gleichgültigkeit lachen, und ihnen zeigen, daß sie ohne dieselben leben können. (geht ab.)

Achter Auftritt.

Florindo, hernach Harlekin.

Flor. Ach, wertheste Corallina! Du bist mein einziger Trost. Der Himmel hat dich mir zum Beystande in meinem Elende gegeben. Wo hat man jemals ein gutherzigeres Weib angetroffen? Ach grausamer Vater! Spiegele dich an dieser rechtschaffenen Weibsperson, und schäme dich, daß eine Magd so vieles Mitleiden gegen ihren Herrn hat, als du gegen deinen Sohn nicht hast.

Harl. He, ist Niemand zu Hause? (von innen.)

Flor. Das ist meines Vaters Bedienter. Was muß der wollen?

Harl. Darf man hineinkommen? (von innen.)

Flor. Ja, ja, komm nur.

Harl. Unterthäniger Diener. Ist Corallina nicht da?

Flor. Sie ist nicht da; was willst du von ihr?

Harl. Ich habe sie so lange nicht gesehn. Ich komme deswegen her, sie zu besuchen.

Flor. Was macht mein Vater?

Harl. Der arme Mann! vorhin weinte er.

Flor. Er weinte? Und warum?

Harl. Weil seine Frau böse war, und nicht freundlich mit ihm thun wollte.

Flor. Ha, der kindische Alte!
Harl. Aber jetzt sind sie schon wieder lustig, sie lachen, sie scherzen und thun mit einander wie ein Paar Eheleute von funfzehn Jahren.
Flor. Sie kennet seine Schwäche, und leitet ihn nach ihrem Willen.
Harl. Sie waren mit einander in der Stube, und haben mich, einer gewissen Verrichtung wegen, ausgeschickt.
Flor. Gut! Wo haben sie dich denn hingeschickt?
Harl. Ich soll einen Abzwacker der Lebendigen aufsuchen.
Flor. Was ist das für ein Ding?
Harl. Es ist das Gegentheil von einem Abzwacker der Todten.
Flor. Ich verstehe dich nicht.
Harl. Der eine zwackt ab, wenn der Mensch todt ist, und der andere, wenn er noch lebt.
Flor. Wer ist denn aber der?
Harl. Ein Notarius.
Flor. Wie! Sie haben dich nach einem Notario geschickt? Was wollen sie mit dem machen?
Harl. Ich glaube, er soll den Herrn bezwacken.
Flor. Soll er etwann ein Testament machen?
Harl. Mir ist, als wenn ich das Wort Testament hätte nennen hören.
Flor. Von wem hast du es nennen gehört?
Harl. Von der Frau.
Flor. (Ach ich Unglücklicher! Sie wird meinen Vater verführen, daß er mir alles entzieht.) Sage mir doch alles, was du gehört hast.

Harl. Ich weis wahrhaftig nicht mehr so genau, wie die Worte auf einander folgten. Die Frau kam, als der Herr weinte. Mit ein Paar Caressen machte sie ihn wieder aufgeräumt. Der Herr sagte: **Du machst mich rasend, ich bin alt, ich werde bald sterben.** Die Frau konnte ich nicht recht verstehn; aber so viel sahe ich, daß sie ihn wieder aufgeräumt machte. Sie redeten heimlich mit einander, und es schien, als wenn sie sich zankten; aber hernach sagten sie ganz frölich und vergnügt zu mir, daß ich den Abzwacker, das ist, den Notarius rufen sollte.

Flor. (Nun verstehe ich es. Sie hat ihn bey gelegener Zeit erwischt und ihn ein Testament machen lassen. Wie werde ich in aller Welt, dieser Verwirrung zuvorkommen?)

Harl. Wird Corallina bald nach Hause kommen?

Flor. Hast du den Notarium angetroffen?

Harl. Nein, ich habe ihn nicht angetroffen; aber ich habe es so bey ihm verlassen, daß sie ihn, sobald er nach Hause käme, hin zum Abzwacken schicken sollten.

Flor. Und wer ist der Notarius, den du hast holen sollen?

Harl. Es ist der Herr Agapito von Etcätera.

Flor. Wo muß doch nur Corallina seyn!

Harl. Ja, wo ist Corallina? Ich hätte ihr so etwas zu geben.

Flor. Was willst du ihr geben?

Harl. Etwas —

Flor. Nun, was denn?

Harl. Ich schäme mich —

Flor. O, sage mir es doch.
Harl. Ein Stück Pöckelfleisch.
Flor. Das wirst du meinem Vater gemaußt haben.
Harl. Da alles zwackt, so zwack' ich auch mit.
Flor. Und ich muß leiden; und ich habe nicht einmal meinen nöthigen Unterhalt.
Harl. Wenn sie befehlen — (Er bietet ihm das Fleisch an.)
Flor. Du bist ein Schelm! Stehlen muß man nicht.
Harl. Ich muß es ihnen nur gestehn, ich habe es nicht gestohlen.
Flor. Wo hast du es denn sonst hergekriegt?
Harl. Herr Lelio hat einen ganzen Korb voll erzwackt, und dieses Stück hat er mir gegeben, weil ich ihm dabey geleuchtet habe.
Flor. Dieser Thor, dieser Nichtswürdige bringt mich um mein väterliches Erbtheil. Ach wenn ich doch Corallinen anzutreffen wüßte!
Harl. Ich möchte sie auch gern sprechen. Ich bin ihr gut, und noch immer Willens, eine Thorheit zu begehn.
Flor. Was für eine Thorheit?
Harl. Sie zu heirathen.
Flor. Esel! Tölpel! Dummer Kerl! Du könntest zufrieden seyn, wenn du so ein Glück hättest; du bist es aber nicht werth. Corallina verdient eine bessere Parthie. Ich kenne sie; ich weis ihren Verstand, und die Güte ihres Herzens zu schätzen. Geh, Narr, du bist ihrer gar nicht werth. (geht ab.)
Harl. Nun merke ichs. Er will sie für sich behalten; aber wir werden noch darüber zu reden haben.

Ich

Ich will sie ihm ja nicht wegnehmen; sie soll bey ihm bleiben. Zwischen Herrn und Bedienten hat das ja nichts zu bedeuten. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Ein Zimmer in Pantalons Hause.

Corallina und Brighella.

Brigh. Ey, Corallina, was für ein guter Wind führt dich hieher?

Coral. Ist Mamsell Rosaura zu Hause?

Brigh. Ja, sie ist da. Was willst du von ihr?

Coral. Ich habe ein Paar Strümpfe zu verkaufen; und da möchte ich gern wissen, ob sie sie kaufen wollte.

Brigh. Ich will es ihr gleich sagen. Wie stehts denn mit deinem Herrn?

Coral. Ih nun, so, so.

Brigh. Ich bilde mir wohl ein, daß du die Strümpfe aus Noth wirst verkaufen müssen, um etwas zu essen zu haben.

Coral. Ey, warum nicht gar! Ich bin, dem Himmel sey Dank, bey einem Herrn, der mir an nichts Mangel leiden läßt. Ich verkaufe sie nur deswegen, weil sie mir nicht gerecht sind, und weil mir mein Herr ein Paar seidene geschenkt hat.

Brigh. Ein Paar seidene hat er dir geschenkt? Das glaube ich schwerlich.

Coral. Ich habe sie ja jetzt an. Wenn ich mich nicht schämte, so wollte ich dir sie zeigen.

Brigh. Die werden hübsch alt und, seit seiner Mutter Tod, brav geflickt seyn.

Coral. Sie mögen nun alt oder neu seyn, darum hast du dich gar nicht zu bekümmern.

Brigh. Liebe Corallina, ich bitte dich um Verzeihung; ich habe immer viel auf dich gehalten. Du weißt, daß ich, da du noch ledig warest, einige Ansprüche auf dich zu machen hatte. Du nahmst aber einen Mann, und deine Herrschaft wollte dich gern in ihrem Hause verheirathet sehn; ich zuckte die Achseln, sagte aber kein Wort dazu. Da du nun wieder Wittwe wurdest, erwachte das vorige Verlangen wieder in mir, und ich hätte dir beynahe die zwote Ehe angetragen, wenn mich nicht einige Bedenklichkeiten davon abgehalten hätten.

Coral. Herr Brighella, er redt wunderliches Zeug. Es scheint fast, als wenn ich zu ihm gekommen wäre, ihn zu bitten, daß er mich heirathen solle. Ich bin zwar eine Wittwe, aber noch nicht alt. Schön bin ich auch nicht; aber glaube er mir, wenn ich einen Mann haben wollte, so wollte ich ihn recht leicht finden.

Brigh. Das glaube ich selber; ich habe dir nur, aus guten Herzen, meine Meynung sagen wollen. Unter der Zahl derjenigen, die dich haben wollen, bin ich auch; und vielleicht hat keiner ein so großes Verlangen zu dir, als ich. Doch, es mag gut seyn — ich sage nichts weiter.

Coral. Nun, was hättest du denn für Bedenklichkeiten, wenn es ja Ernst seyn sollte?

Brigh. Es ist überflüßig lange davon zu reden. An mich denkst du gar nicht.

Coral. Das mußt du nicht sagen. Du kannst mir ja nicht ins Herz sehen.

Brigh. Ich wollte wohl weiter reden, aber wenn ich was sage, so wirst du böse.

Coral. Ich glaube doch nicht, daß du mich für ein unvernünftiges Weib hältst. Rede nur, ich will dir antworten.

Brigh. Nun gut! Ich bin ein Mensch, der gern aufrichtig redt. Ich halte viel auf dich, ich bin dir gut und möchte dich gern zur Frau haben; aber bey einem jungen Herrn so alleine zu seyn, das ist eine Sache, die mir gar nicht gefällt; eine Sache, die mir gar nicht ansteht.

Coral. Ich bleibe, wahrhaftig, selbst nicht gern bey ihm; aber Herr Octavio hat mir ihn anbefohlen, und dem Alten zu gefallen, opfere ich mich ihn noch auf einige Zeit auf.

Brigh. Wie! Dem Alten zu gefallen, der ihn doch im Bösen aus dem Hause gejagt hat?

Coral. Ey freylich! Du mußt recht von der Sache unterrichtet seyn. Sie sind einig mit einander. Es ist eine bloße Verstellung, der Stiefmutter dadurch Verdruß zu machen: ja sie sähen jetzt lieber, wenn Florindo wieder ins Haus käme; aber aus Eigensinn will er es nicht thun.

Brigh. Die Leute reden aber ganz anders. Kurz, meine liebe Corallina, es läßt gar nicht für dich, daß du so alleine bey einem jungen Herrn bleibst.

Coral. Wer ihn kennt, der wird nichts Arges von ihm denken. Er ist die Unschuld selbst. Er kann kein Frauenzimmer ansehn.

Brigh. Unvergleichlich! Er kann kein Frauer mer sehn! Und doch steht er den ganzen Ta[illegible] Fenster, und betrachtet unsere Mamsell.

Coral. Wirklich?

Brigh. Die Magd hat mir es im Vertrauen gesagt.

Coral. Ich glaube aber, daß er einer ganz andern Ursache wegen am Fenster steht. Doch, was sagt denn die Mamsell darzu?

Brigh. Es scheint, als wenn es ihr lieb sey. Er gefällt ihr nicht übel.

Coral. Der Himmel weis, wie viel Liebhaber Mamsell Rosaura hat.

Brigh. O, sie ist gar nicht von denen, die nichts als verliebte Possen vornehmen. Ich habe mich recht wundern müssen, da ich sie, mit einiger Leidenschaft, von Florinden sprechen hörte.

Coral. Ja, aber Herr Pantalon wird sie recht gut versorgen wollen?

Brigh. Freylich wird er sie diesem Elenden nicht geben wollen.

Coral. Warum Elenden? Mein Herr ist aus einem reichen und guten Hause, es geht ihm nichts ab; und ich wundere mich recht über dich.

Brigh. Nun, nun, junge Frau, werde sie nur nicht gleich böse. Man sieht es immer deutlicher, daß du ein wenig Neigung für ihn hast.

Coral. Ich bin ein ehrliches Weib.

Brigh. Das glaube ich auch.

Coral. Nun so mache, und melde mich bey Jungfer Rosauren an, oder ich gehe wieder fort.

Brigh. Gleich will ich dich anmelden. Nimm mir nichts übel, liebe Corallina; ich habe dir das gesagt, weil ich dir gut bin.

Coral. Brauche nur Respekt vor meinem Herrn.

Brigh. Nun es braucht nichts weiter, ich sage kein Wort mehr. (Ich wollte meinen Kopf verwetten, daß es, wenn es nicht schon zwischen ihnen richtig ist, bald richtig werden wird.) (geht ab.)

Zehenter Auftritt.

Corallina, hernach Rosaura.

Coral. Das wäre eine gute Sache für meinen Herrn. Aber wie kann ich mir dieß einbilden? Welche würde es wohl wagen, ihn in dem Stande, in dem er ist, zu nehmen? Ich gebe mir alle Mühe, ihn bey Ehren zu erhalten; aber die Leute reden immer fort und wissen alles.

Ros. Wer fragt nach mir?

Coral. Unterthänige Dienerin.

Ros. Schönen Dank, junge Frau.

Coral. Ich bin hergekommen um zu sehn, ob sie nicht etwann Lust zu einem Paar feinen Zwirnstrümpfen hätten?

Ros. Ich habe eben keine nöthig; doch, wenn sie nach meinem Sinne sind, so könnte ich sie wohl kaufen.

Coral. Sie sind gewiß recht gut; ich würde sie ihnen nicht anbieten, wenn sie es nicht wären. (Sie läßt die Strümpfe besehn.)

Ros. Was will sie denn dafür haben?

Coral. Der Zwirn kostet fast zwey Gulden; was nun die Arbeit werth seyn kann, das stelle ich in ihr Belieben.

Ros. Ich verstehe mich nicht sehr darauf. Ist sie es zufrieden, wenn ich sie Jemanden weise?

Coral. O ja, sie erzeigen mir einen Gefallen.

Ros. Brighella! (Sie ruft.)

Eilfter Auftritt.

Brighella und die Vorigen.

Brigh. Mamsell.

Ros. Geht einmal zu der Haushälterin und sagt ihr, daß sie mir den Gefallen thun möchte, diese Strümpfe anzusehn und mir sagen zu lassen, was sie wohl werth wären.

Brigh. Gleich, Mamsell. Ich, meines Theils, schätzte sie auf —

Coral. Nun, wie hoch denn?

Brigh. Auf zehn Dukaten.

Ros. O, was für einfältiges Zeug!

Brigh. Ich sehe nicht auf die Stümpfe; sondern ich schätze nur den Werth der Hände, die sie gemacht haben. (geht ab.)

Coral. Brighella ist ein kurzweiliger Mensch.

Ros. Von ihr spricht er immer alles Liebes und Gutes. Setze sie sich doch nieder. (Rosaura setzt sich.)

Coral. O, Mamsell, ich könnte ja auch stehn —

Ros. Setze sie sich, ohne Umstände.

Coral. Ihnen zu gehorchen. (Sie setzt sich.)

Ros. Sie dient beym Herrn Florindo?

Coral. Ja, Mamsell, ich bin die Magd dieses liebenswürdigen Herrn. Ich versichere sie, als eine ehrliche Frau, daß es kein so gutes Geschöpf mehr auf der Welt giebt, als er ist.

Ros. Und worinne besteht denn das Gute, das er an sich hat?

Coral. In allem. Er zankt niemals. Er ist mit allem zufrieden, es mag gut oder schlecht gemacht seyn. Er hat nicht einen einzigen Fehler, der sich

nur

nur denken ließ. Er spielt nicht, er geht auf kein öffentliches Haus, macht keine Gesellschaft mit jungen Leuten. Kurz, ich sage ihnen, daß er ein rechtes Wunderwerk ist. Ja, wenn es noch einen seines Gleichen giebt, so will ich mir die Nase abschneiden lassen. Glücklich ist das Frauenzimmer, die einmal einen solchen Mann kriegt!

Ros. Will er sich denn verheirathen?

Coral. Er wird es thun müssen. Er ist der einzige Sohn; sein Vater ist alt und reich, die Familie darf nicht aussterben.

Ros. Also ist sein Vater reich?

Coral. Potz Tausend! Herr Octavio Panzoni?

Ros. Warum hat er aber seinen Sohn aus dem Hause gejagt?

Coral. Ey, man kann eben nicht sagen, daß er ihn aus dem Hause gejagt habe; der junge Mensch möchte sich gern verheirathen und die Stiefmutter wollte alleine seyn. Da sagte er, wenn ich im Hause bleibe, so wird nichts aus der Heirath. Nun wissen sie wohl, Mamsell, daß man manchmal etwas aus Eigensinn thut und sich geschwind zu etwas entschließt. Uebrigens aber, beym Kukuk! übrigens ist Herr Florindo seines Vaters Augapfel.

Ros. Man hat mir aber doch gesagt, daß ihm Herr Octavio sehr wenig zu seinem Unterhalte gebe.

Coral. Ja, das ist wahr, Mamsell; er thut es aber mit Fleiß, damit er bald wieder zu ihm ins Haus ziehe.

Ros. Und warum thut er es denn nicht? Wenn er so gut ist, wie sie sagt, so sollte er sich auch in den Willen seines Vaters ergeben.

Coral. Ach, er würde es auch thun; aber —
Ros. Es wird wohl Verdrüßlichkeiten gegeben haben.
Coral. Eben keine Verdrüßlichkeiten, wenn sie wollen. Es ist nur so eine gewisse Sache, die ihn abhält — aber endlich — doch ich kann jetzt nichts mehr sagen.
Ros. Und wenn ich es nun errieth?
Coral. Es würde es Niemand besser errathen können, als sie.
Ros. Er wohnt gern in dem Hause da; nicht wahr?
Coral. Recht so! Diese Fenster sind sein einziges Vergnügen.
Ros. Nicht eben die Fenster, sondern vielmehr die Zimmer.
Coral. Die Zimmer? Ich glaube nicht, daß wir einander verstehn.
Ros. Komme sie einmal her; es hört uns Niemand. (Sie nähern sich einander.) Ist er nicht verliebt?
Coral. Ja; aber stille davon.
Ros. Und deswegen wohnt er eben da, um seine völlige Freyheit zu haben.
Coral. Seiner Beqvemlichkeit wegen wohnt er da.
Ros. Das habe ich lange gemerkt.
Coral. Er möchte es ihnen gern sagen; aber er untersteht sichs nicht.
Ros. Mir wollte er es sagen?
Csral. Ja, Mamsell; und er wird wohl nicht lange mehr anstehn, daß er es ihnen sagt.
Ros. Aber sie sagt mir da Dinge, die sie gar nicht sagen sollte. Wenn er in sie verliebt ist, was geht denn das mich an?

Coral. In mich? O, was denken sie doch! In mich? (Sie wendet sich ein wenig auf die Seite.)

Ros. In wem denn sonst?

Coral. Aber sagten sie denn nicht? — daß sie es längst gemerkt hätten?

Ros. Was denn?

Coral. O, nun wollte ich, daß ich gar nicht geredt hätte!

Ros. So erkläre sie sich doch deutlicher.

Coral. Wertheste Mamsell Rosaura, haben sie die Gewogenheit für mich, und verschonen sie mich damit:

Ros. Nun macht sie mich nur noch neugieriger.

Coral. Verflucht über meine Einfalt!

Ros. Was sagt sie mir denn von Fenstern?

Coral. Ich meyne die Fenster im Hause.

Ros. Steht denn Herr Florindo am Fenster?

Coral. Sehen sie ihn denn nicht den ganzen Tag an demselben?

Ros. Und weswegen steht er denn da?

Coral. O, ich thue besser, wenn ich wieder gehe; sonst plaße ich damit heraus.

Ros. Liebe Corallina, lasse sie mich doch nicht in der Neugier stecken. Höre sie nur; denke sie ja nicht, daß ich was wiedersage.

Coral. Aber wenn es mein Herr erfährt, daß ich was gesagt habe, so ist es aus.

Ros. Wenn er so gut ist, so wird er sie auch nicht ausschelten.

Coral. Ausschelten wird er mich nicht, das ist wohl wahr; aber schämen wird sich der arme Mensch. Wenn sie wüßten, wie er wäre! Nicht anders,

wie

wie ein Mägdchen, das im Kloster erzogen worden. Was für ein gutes Herz! Was für artige Sitten! Welche Aufrichtigkeit! Glückselig ist diejenige, die so einen Schatz bekömmt!

Ros. Fürwahr, ich wollte es eben sagen, daß er ein recht bescheidener und guter junger Mensch wäre. Ich sehe ihn immer zu Hause, immer sittsam, immer da —

Coral. Immer da an dem Fenster. (ein wenig mit Caricatur.)

Ros. Ja, das ist auch wahr.

Coral. Durch das er immer guckt, wo er sich immer ergötzt —

Ros. Woran?

Coral. Ey, Leichtfertige, Leichtfertige!

Ros. Ah, gehe sie doch!

Coral. O verzweifelt! Nun haben sie mich gefangen.

Ros. Ey sie thut nur so, damit ich weiter reden soll. (Sie schämt sich.)

Coral. Ey, eine Sache, die wahrhaftig schwer zu ergründen ist! Sieht man denn nicht klar und deutlich genug, daß er sie anbetet, daß er kein Auge von ihnen verwendet, daß er vor Liebe vergehen möchte?

Ros. Ich sage ihr aufrichtig, daß ich immer dafür gehalten habe, daß er sie liebte.

Coral. Ey, wenn er mich liebte, da würde er was Rechts davon haben! Fürs erste ist er ein junger gescheider Mensch, der viele Achtung für die Ehre seines Hauses hat, und der sich nicht so weit herablassen würde, eine Magd zu nehmen; hernach

nach sage ich ihnen frey heraus, daß er sterblich in sie verliebt ist.

Ros. Ich erstaune ganz. Er hat mir noch nie ein Merkmal gegeben, daß er einige Neigung zu mir habe.

Coral. Er ist furchtsam; er getrauet sichs nicht.

Ros. Und was verlanget er denn von mir?

Coral. Dasjenige zu thun, weswegen er aus seines Vaters Hause gegangen ist. Verheirathen will er sich und seine Familie fortpflanzen.

Ros. Aber seine Stiefmutter?

Coral. Herr Octavio ist alt und halb dämisch. Wenn der Sohn verheirathet seyn wird, so muß Frau Beatrice aus dem Hause oder die Wirthschaft aufgeben.

Ros. Wenn das wäre, so müßte er mit meinem Vater davon sprechen.

Coral. Er hat schon diesen Morgen angefangen, mit ihm davon zu reden.

Ros. Von mir hat er mit ihm gesprochen?

Coral. Er hat eben nicht so geradezu von ihnen geredt, weil er es nicht so schlechterdings thun durfte; aber hören sie nur, wie klug er die Sache einzufädeln wußte. Es ist ihm bekannt, daß Herr Pantalon und Herr Octavio gute Freunde sind. Er gab also vor, daß er Geld brauchte, und bat ihn, sich ins Mittel zu schlagen, daß er etwas von seinem Vater bekommen möge. Natürlicher weise wird ihm Herr Pantalon wieder Antwort bringen, und bey dieser Gelegenheit wird er die Unterredung schon auf sein Vorhaben zu leiten wissen; ja vielleicht können sie gar in der Sache einig werden.

Ros. Es wird schwer halten, wenn mein Vater seine Einwilligung darzu geben soll, wofern er nicht erst wieder nach Hause geht.

Coral. Und es wird auch schwer halten, wenn er wieder nach Hause gehn soll, wofern er keine Gewißheit hat, befriediget zu werden.

Ros. Wie wäre denn diese Sache sonst anzufangen?

Coral. Was das anbetrifft, so werden sich schon Mittel und Wege finden. Die Hauptsache kömmt blos auf Mamsell Rosauren an. Gestehen sie mir im Vertrauen: Gefällt ihnen Herr Florindo? Möchten sie ihn wohl gern heirathen? (Sie nähert sich.)

Ros. Wenn die Sache ordentlich gienge — Die Wahrheit zu gestehn — er misfällt mir nicht.

Coral. Es braucht weiter nichts. Wir wollen es so machen. Hören sie nur, ob ich recht rede; man muß sehen —

Zwölfter Auftritt.

Brighella und die Vorigen.

Brigh. Da bin ich mit der Antwort.

Ros. Was hat sie gesagt?

Brigh. Sie hat sie auf einen Dukaten geschätzt.

Ros. Gut; den will ich ihr auch geben. Ist sie damit zufrieden? (zu Corallinen.)

Coral. Vollkommen zufrieden.

Ros. Um wieder auf unsern vorigen Discurs zu kommen — geht nur wieder; ich brauche weiter nichts. (zu Brighella.)

Brigh. Der Herr fragte nach ihnen. (zu Ros.)

Ros.

Ros. Mein Vater? Ich möchte doch nicht — Was will er denn?

Brigh. Er sucht sie, weil er etwas Nothwendiges mit ihnen zu reden hat.

Ros. So muß ich doch gehn. Corallina, auf Wiedersehn. Komme sie nur heute wieder, wenn mein Vater nicht zu Hause ist.

Coral. Ganz wohl, Mamsell, ich will schon wiederkommen.

Ros. Die Strümpfe will ich ihr schon bezahlen.

Coral. Wie sie befehlen. (kaltsinnig.)

Brigh. Verzeihen sie, Mamsell; die Strümpfe sollten sie ihr gleich bezahlen.

Ros. Wenn sie das Geld nöthig hat —

Coral. Ey, es kömmt darauf nicht an. (wie oben.)

Brigh. Sie sagt es nur aus Höflichkeit. Wer weis, ob sie es nicht nöthig hat? (zu Ros.)

Coral. Wie! Glaubt er etwann, daß ich mir Brode dafür kaufen müsse? Ich wundere mich sehr über ihn. In meines Herrn Hause fehlt es an nichts.

Ros. Da nehme sie. Ich hatte Geld bey mir, und dachte nicht daran. Hier hat sie einen Dukaten.

Coral. Es wäre ja so geschwind nicht nöthig gewesen; aber, ihnen zu gehorchen, will ich es doch nehmen.

Ros. Auf baldiges Wiedersehn. Wir werden uns heute schon noch sprechen. (Florindo hat mir allemal gefallen; und diese hat mich vollends verliebt gemacht.) (geht ab.)

Dreyzehenter Auftritt.

Brighella und Corallina.

Brigh. Meine liebe Corallina, ich habe zu deinem Besten geredt, und doch wirst du böse.

Coral. Du mußt sehr schlecht von mir und meinem Herrn denken; aber ich kann dich versichern, daß ein Beutelchen mit sechs funkelnagelneuen Dukaten bereit liegen.

Brigh. Weswegen?

Coral. Wenn eine gewisse Sache vor sich geht.

Brigh. Was denn für eine Sache, meine liebe Corallina?

Coral. Du mußt wissen, daß mein Herr —

Brigh. Da bin ich. Sie rufen mich. Wir wollen schon ein andermal davon reden.

Coral. Komm nur zu mir, ich will dir alles erzählen.

Brigh. Es braucht weiter nichts. Auf glückliches Wiedersehn. (Da sehe man nur, wie unvermuthet man manchmal zu Gelde kommen kann!) (geht ab.)

Vierzehenter Auftritt.

Corallina allein.

Auf diese Art ist es mir zufälliger Weise gelungen, den Grund zu einem guten Werke zu legen. Wenn die Sache gut geht, so hoffe ich, meinen Herrn glücklich zu machen. Er ist von guten Herkommen und eines reichen Vaters Sohn; er hat gute Sitten: es muß also eine gute Parthie für Mamsell Rosauren werden. Nun muß ich nur noch sehn, wie ich ihn

ihn wieder bey seinem Vater zu Gnaden bringe, die er der Stiefmutter wegen verloren hat. Da muß ich nun freylich den Kopf recht anstrengen. Wenn ich es nur dahin bringen könnte, mit dem Herrn Octavio zu reden; ich könnte mir vielleicht vieles davon versprechen. Er war mir sonst recht gut und hörte alles von mir an, ehe er noch diese verteufelte Frau nahm. Doch schon gut! wer weis? Indessen will ich den Herrn Florindo bey Ehren zu erhalten suchen, und dieses zu thun, werde ich freylich ein wenig lügen müssen. Man lügt ja so sehr aus bösen Absichten, warum sollte mir es denn nicht erlaubt seyn, da ich was Gutes zu stiften denke. O, wenn mir dieser Streich gelinget, so wird Beatrice recht angeführt! Es wird Niemand glauben wollen, daß ich den Herrn Florindo so sehr und ohne Eigennuß geliebt habe; denn die Mannspersonen denken gar zu Arges von uns Frauenzimmern. Aber ich will zeigen, daß wir auch gutherzig und uneigennützig seyn können, und daß mein Herz so liebreich ist, daß derjenige, der es einmal auf die Probe gestellt hat, es ewig nicht vergessen soll. (geht ab.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Eine Gasse.

Florindo, hernach Corallina.

Florindo.

Ich Unglücklicher! Treuloses Weib! Du lässest ihn ein Testament machen? Du willst mich stürzen und auf ewig ins Unglück bringen?

Coral. Munter, Herr Florindo!

Flor. Ach ich habe noch niemals größere Ursache zu klagen gehabt.

Coral. Ich habe gute Zeitungen.

Flor. Und ich habe desto schlimmere.

Coral. Ey, es ist auch nichts als Klagen und Jammern bey ihnen. Was hat es denn wieder gegeben? Was ist denn Neues?

Flor. Beatrice hat meinen Vater bewogen, ein Testament zu machen. Stelle sie sich nun vor, wie man mit mir verfahren seyn wird.

Coral. Wissen sie es ganz gewiß?

Flor. Harlekin kam vor ein Paar Stunden zu mir und erzählte mir, daß er Befehl habe, einen Notarium zu holen.

Coral. Das thut mir sehr leid. Wie haben sie ihn nur in aller Welt dahinbringen können, ein Testament zu machen? Er wollte ja nicht einmal davon reden hören.

Flor. Durch Schmeicheleyen, durch ausgesonnene Verstellungen, hat sie ihn zu diesem Schritte verleitet. Das ist mein äußerstes Verderben.

Coral. Man kann sie doch nicht alles berauben.

Flor. Wenn man mir auch nicht alles entzieht, so kann ich doch Vieles dabey verlieren. Unser Vermögen ist alles frey, und mein Vater hat es meistens selbst erworben. Der Himmel weis, was er ihnen alles wird thun müssen. Frau und Stiefsohn berauben mich und bringen mich ins Unglück.

Coral. Man muß auf Mittel bedacht seyn. Hat Harlekin schon einen Notarius angetroffen?

Flor. Er suchte ihn, und hat seinen Auftrag auf der Studierstube zurückgelassen.

Coral. Wer ist er? Wie heißt er denn?

Flor. Ein gewisser Agapito mit dem Zunamen Etcätera.

Coral. Den kenne ich; es ist der Notarius vom Hause. Ich muß sehn, wie ich ihn zu sprechen kriege. Ich kenne ihn schon von vielen Jahren her; vielleicht gelingt es mir, ihn auf unsere Seite zu bringen.

Flor. Ach, meine liebe Corallina, ohne Geld richtet man nichts aus.

Coral. Mit schönen Versprechungen und einem Dukaten zum Voraus läßt sich etwas erwarten.

Flor. Was die Versprechungen anbetrifft, so kann man auch darauf bestehn, daß sie erfüllet werden sollen; aber die größte Schwierigkeit beruhet nur auf dem Dukaten.

Coral. Haben sie keinen?

Flor. Ach Himmel! Nicht einen Pfennig.

Coral. Und ich auch nicht.
Flor. Unsere Hoffnung ist also vergebens.
Coral. Geschwind! Hocus, Pocus, vermöge meines Pulvers erscheine ein Dukaten! Da ist er. (Sie zeigt Florinden den Dukaten.)
Flor. Wo hat sie den hergekriegt? (freudig.)
Coral. Wissen sie nicht, daß ich die Dukaten aus der Erde kommen lassen kann?
Flor. Nein, Corallina, sage sie mir, wo hat sie ihn her? Hat ihn vielleicht mein Vater geschickt?
Coral. Ja, ihr Vater! Nein, meine armen Hände; meine Strümpfe, die ich verkauft habe.
Flor. Ach! meine Corallina, der Himmel vergelte es ihr.
Coral. Mit diesem Dukaten zum Voraus können wir vielleicht was Gutes ausrichten.
Flor. Aber will sie sich denn kein Brodt kaufen?
Coral. Geschwind, Hokus, Pocus, Kraft meines Pulvers — (Sie steckt die Hand in die Tasche.)
Flor. Noch einen Dukaten?
Coral. Nein, nur noch einen Gulden. Dafür können wir heute essen.
Flor. Von wessen Vorsorge kömmt aber das in aller Welt?
Coral. Nun gehen sie nur gleich zum Herrn Agapito. Sehen sie, wie sie ihn her zu uns bringen, doch ohne daß er weis, warum. Das Uebrige überlassen sie nur mir.
Flor. Ich will gleich gehn — Aber was für eine gute Nachricht wollte sie mir denn bringen?
Coral. Davon wollen wir schon sprechen. Jetzt ist es nicht Zeit.

Flor. Gebe sie mir nur etwas davon zu verstehn.
Coral. Verheirathen will ich sie.
Flor. O Himmel! Und mit wem denn?
Coral. Mit einer Person, die ihnen gefallen wird.
Flor. Aber in so elenden Umständen?
Coral. Das thut nichts: lassen sie mich nur machen.
Flor. Corallina —
Coral. Nun, fort nur, ehe der Notarius zu ihrem Vater geht.
Flor. Ach wenn ich heirathen sollte — wenn ich im Stande wäre —
Coral. Wen würden sie wohl nehmen?
Flor. Das mag ich ihr nicht sagen.
Coral. Nun, verlieren sie keine Zeit.
Flor. (Wenn ich nicht so arm wäre, nähm ich Corallinen.)
Coral. Nun, machen sie sich immer auf den Weg.
Flor. (Ihre Güte verdient es, und meine Dankbarkeit erfordert es.) (geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Corallina allein.

Ich will wohl glauben, daß er ein wenig in Mamsell Rosauren verliebt ist, weil ich ihn so oft am Fenster sehe; aber der arme junge Mensch ist verzagt, und hat das Herz nicht zu reden. Die Liebe ist eine gewaltige Leidenschaft; aber der Hunger geht doch noch über sie.

Dritter Auftritt.

Pantalon und die Vorige.

Pant. Ey, junge Frau, ich suchte sie eben.

Coral. Was befehlen sie, Herr Pantalon?

Pant. Ist sie es nicht, die meiner Tochter ein Paar Strümpfe verkauft hat?

Coral. Ja, mein Herr; hat sie sie etwann zu theuer bezahlt?

Pant. Ich sage nicht, daß sie sie weder zu theuer noch zu wohlfeil gekauft hat. Ich bin der Mann nicht, der sich um solche Kleinigkeiten bekümmert; ich lasse meiner Tochter, in dergleichen Dingen, ihren freyen Willen. Aber ich wollte ihr nur so viel sagen, daß sie mir einen Gefallen thun wird; wenn sie nicht wieder in mein Haus kömmt.

Coral. Wie so, Herr Pantalon? Habe ich denn was Böses begangen?

Pant. Nehme sie mir es nicht übel, sie soll mir nur nicht wieder in mein Haus kommen.

Coral. Gut; wie sie befehlen. Sie sind Herr in ihrem Hause. Sie können hineinlassen, und hinausjagen, wen sie wollen. Sie sind ein vernünftiger Mann, und werden also ihre gegründeten Ursachen haben. Von der Leidenschaft werden sie sich auch nicht verblenden lassen; kurz, sie müssen ihre zureichende Gründe, und gerechten Ursachen haben. Ich soll nicht in ihr Haus kommen? Das muß ich mir gefallen lassen: wenn ich es nicht würdig bin, so will ich auch nicht wieder hineinkommen. Ich wollte sie, um alles in der Welt, nicht böse machen. Und wie könnte ich auch einen

Mann,

Mann, wie Herr Pantalon ist, der sich meines Herrn so liebreich, so gefällig angenommen hat, erzürnen? Nein, der Himmel behüte mich dafür. Nein, Herr Pantalon, glauben sie gewiß, und seyn sie versichert, ich werde nimmermehr wieder in ihr Haus kommen.

Pant. O, nein, nein, wenn sie was nöthig hat, so sage sie mir es nur, lasse sie mich rufen, komme sie auf die Börse, oder wohin ich sonst zu gehn pflege: ich will ihr gerne dienen.

Coral. Weil sie so viel Gütigkeit für mich haben, so wollte ich sie nur noch um eine einzige Gefälligkeit bitten.

Pant. Rede sie. Ich will ihr dienen, worinnen ich kann.

Coral. Verzeihen sie, wenn ich mich zu viel unterstehe —

Pant. Rede sie, meine Tochter; sage sie, was sie will.

Coral. Ich sähe gern, daß sie mir aus Gefälligkeit, aus Gewogenheit, die Ursache sagten, warum ich nicht mehr in ihr Haus kommen soll.

Pant. Das will ich ihr frey gestehn. Ich bin so übel angekommen, ich bin so unglücklich gewesen, weil ich mich des Herrn Florindo angenommen habe, daß ich mich gar nicht mehr darein mischen, noch auch mit Jemanden zu thun haben mag, der in dieses Haus gehört.

Coral. Ganz wohl; diese Ursache überzeuget mich, ich lobe ihre Aufführung und kann mich nicht darüber beklagen. Ich hätte beynahe geglaubt, daß sie sich von mir böse Gedanken gemacht hätten.

Pant. O nein, meine Tochter.

Coral. Sie werden wohl wissen, daß ich ein ehrliches Weib bin.

Pant. Ich wollte vielmehr sagen —

Coral. Daß ich in des Herrn Octavio Hause, wo ich gebohren, aufgewachsen, verheirathet und Wittwe geworden bin, niemals Gelegenheit, sich über mich zu beschweren, gegeben habe.

Pant. Das ist wahr —

Coral. Und daß ich zu dem Herrn Florindo gezogen bin, das habe ich aus Freundschaft und aus Mitleiden gethan.

Pant. Ja, das nun wohl — das will aber nicht Jedermann glauben, daß es so sey.

Coral. Und was glaubt man denn? Daß ich ein unverschämtes, ein boshaftes und nichtswürdiges Weib sey? Nein, ich weis, daß dieß Herr Pantalon nicht glaubt; ich weis, daß ein rechtschaffener, ein ehrlicher Mann nicht fähig ist, Uebels von andern Leuten zu urtheilen. Aber, ich schwöre es beym Himmel, wofern sich Jemand unterstünde, meiner Ehre den mindesten Schandfleck anzuhängen, den würde ich, ob ich gleich eine Weibsperson bin, erwürgen, ihm das Gesicht zerkratzen, die Zunge abschneiden und das Herz ausreißen.

Pant. (Der Henker noch einmal!) Mein Kind, ich, meines Theils, sage, daß sie die ehrlichste Frau von der Welt ist, und ich habe ihr auch niemals etwas Böses nachgeredt.

Coral. Aber sie verbieten mir ja ihr Haus.

Pant. Habe ich ihr denn die Ursache nicht gesagt?

Coral. Sie thun mir aber doch den Schimpf an, mir es zu verbieten.

Pant. Sie hat ja die Ursache selber eingesehn.

Coral. Ich wollte alles wetten, daß das bloß daher kömmt, weil sie glauben, daß ich ein böses Weib bin. Herr Pantalon — (zornig.)

Pant. Ich sage das ja nicht. Sie weis ja die Ursache. (Das ist ein Teufelsweib! Erst thut sie, als wenn sie kein Wasser trübe machte, und hernach fängt sie auf einmal an zu rasen.)

Coral. Warum soll denn ich, warum soll denn Herr Florindo Theil daran nehmen, wenn ihnen Herr Octavio und Frau Beatrice Grobheiten und Verdruß angethan haben?

Pant. Ich mag Frau Beatricen keinen Anlaß geben, daß sie noch einmal die Achtung für mich beyseite setzt, und daß sie mich nicht zwinge, dasjenige zu thun, was ich zu thun im Stande bin.

Coral. Vergeben sie mir, Herr Pantalon; sie sind ein tugendhafter und vernünftiger Mann; aber dießmal irren sie sich. Eine gerechte Rache ist bisweilen lobenswerth. Um sich wegen der Unhöflichkeiten der Frau Beatrice schadlos zu halten, sollten sie dem Herrn Florindo beystehn und auf seiner Seite seyn. Auf solche Art würden sie ein Werk der Liebe thun, welches zum Vortheile des Unschuldigen, zum Nachtheile der Stiefmutter und zur Ehre des Herrn Pantalons gereichen würde, weil sie dadurch, als ein gescheider und braver Mann, den Weg gefunden hätten, sich als ein großer, ruhmwürdiger Mann, wie sie sind, zu rächen.

Pant. Sie hat Recht, mir gefällt diese Gesinnung selbst, und ich hatte auch schon daran gedacht.

Aber

Aber was kann ich für diesen jungen Menschen thun? Ich bin sein Verwandter nicht, und habe auch kein Recht, mich seiner anzunehmen. Der Vater hat wenig Einsicht, die Frau ist ein Teufel; ich sehe also keine Möglichkeit.

Coral. Ey, ich wollte schon ein Mittel finden, wenn ich an des Herrn Pantalons Stelle wäre.

Pant. Und wie denn?

Coral. Ich würde Wasser ins Meer tragen, wenn ich einem Manne, wie sie sind, Rath ertheilen wollte.

Pant. Rede sie nur; sie thut mir einen Gefallen.

Coral. Ihnen zu gehorchen, so will ich ihnen sagen: Wollen sie ein Recht erlangen, sich seiner frey und ungescheut annehmen und machen zu können, daß Vater, Stiefmutter und Stiefbruder, ja alle seine Feinde ihrer Pflicht nachkommen müssen?

Pant. Nun, wie soll ich denn dieß machen?

Coral. Nehmen sie ihn zu sich ins Haus, und geben sie ihm Mamsell Rosauren zur Frau —

Pant. Ha! Nur sachte ein wenig, sachte ein wenig. Das ist keine Kleinigkeit —

Coral. Wissen sie wohl, daß Herr Florindo der einzige Sohn ist? Daß sein Vater vier bis fünf Tausend jährliche Einkünfte hat? Daß dieses Vermögen, wenn der Himmel nicht einfällt, einmal alles ihm gehört?

Pant. Das ist wohl wahr; aber —

Coral. Sehen sie nicht, daß Herr Octavio alt, kränklich und unvermögend ist, daß er nicht lange mehr leben kann, und daß der Sohn bald sein eigener Herr seyn wird?

Pant. Ja, aber indessen —

Coral. Und hernach betrachten sie auch das liebreiche Gemüthe des Herrn Florindo? Ist das nicht ein Kleinod? Ist das nicht ein Schatz? Ist das nicht verehrenswürdig?

Pant. Das wäre alles gut; aber meine Tochter ist auch nur das einzige Kind; sie hat auch so viel, als sie braucht, und ich mag sie nicht in so einem Wirrwarr verheirathen.

Coral. Erlauben sie. Wir wollen jetzt, nur so aus langer Weile, davon reden. Gesetzt, Herr Florindo wäre bey seinem Vater, wäre Erbe, und wäre in den Umständen, wo er seyn sollte, würden sie da noch Bedenken tragen, ihm ihre Tochter zu geben?

Pant. Nein, gar nicht. Es ist ein gutes Haus, und der Bursche gefällt mir auch.

Coral. Nun gut. Ich bin nur ein schlechtes Weib, aber was soll es gelten, daß Florindo, ehe noch morgen vorbey ist, wieder im Hause und Herr ist, und daß Frau Beatrice ganz stille abmarschirt?

Pant. Ja, wenn das wäre! Das gefiele mir, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin.

Coral. Alsdann würden sie ihm Mamsell Rosauren geben?

Pant. Ja doch, sag' ich ihr.

Coral. Wer weis aber, ob Herr Florindo hernach noch bey dieser Meynung bleiben würde. Deswegen sähe ich lieber, daß sich Herr Pantalon ein Verdienst aus diesem Vergleiche machte, damit mein Herr Mamsell Rosauren blindlings nehmen müßte.

Pant. Warum nimmt sie sich aber dieser Sache so sehr an? Warum ist sie aber so sehr um mich und um Rosauren besorgt?

Coral. Ich will ihnen die Wahrheit gestehn; ich will ohne Verstellung reden. Ich thue alles um meines Herrn willen. Ich kenne Mamsell Rosauren, ich weis, daß sie ein gutes Kind ist, und daß es also eine trefliche Parthie für ihm wäre. Ich besorge aber nur, daß, wenn er einmal in gute Umstände kömmt, ihn seine guten Freunde und Verwandten, zu einer Heirath bereden, die dem äußerlichen Scheine nach vortheilhaft, im Grunde aber selbst, ihm nachtheilig seyn wird. Er kann vielleicht ein eiteles Ding, so einen Zieraffen, wie sie heutiges Tages sind, kriegen; weil es nur wenige solche gescheide und wohlgesittete Mädchen giebt, wie ihre Tochter ist, die ihnen der Himmel erhalten möge. Bloß darum möchte ich sie dem Herrn Florindo gönnen. Ich habe schon mit ihm davon gesprochen; er ist es zufrieden. Sie wird vielleicht auch nicht Nein sagen; und das würde eine Heirath werden, worüber der halbe Theil der Stadt für Neid bersten, der andere aber, für Freuden, frohlocken würde. Doch, Herr Pantalon, sie werden vermuthlich ihr Bedenken haben und es nicht zugeben wollen. Ich habe nichts dawider einzuwenden. Wenn Herr Florindo wieder in seines Vaters Haus kömmt, so werden alle um ihn herum seyn, er wird verführt werden, und wird vielleicht nicht mehr auf mich hören. Es thut mir leid; aber es hilft nichts dawider.

Pant. Meine liebe Corallina, sie muß noch nicht daran verzweifeln. Lasse sie mich die Sache nur erst recht überlegen. Dergleichen Dinge lassen sich nicht so in der Eile abmachen. Der Gedanke gefällt mir, ich muß ihn loben; ich finde zwar Schwierigkeiten dabey; ich sehe aber auch die Vortheile ein. Lasse sie mir nur Zeit; vielleicht entschließe ich mich noch.

Coral. Wenn aber indeß was dazwischen kömmt?

Pant. So gebe sie mir Nachricht davon.

Coral. Ich soll ja nicht mehr in ihr Haus kommen.

Pant. Nein, nein; komme sie nur; ich erlaube es ihr. Ich sehe, daß sie eine wackere Frau ist, und daß ich ihr trauen kann.

Coral. Es ist gut; aber ich wollte doch nicht —

Pant. Und da ich nun sehe, daß sie den Herrn Florindo zu verheirathen sucht, so ist dieß ein Zeichen, daß sie nichts mit ihm vorhat.

Coral. Ey, ich gedenke mich selbst wieder zu verheirathen.

Pant. Da thut sie nicht übel; sie ist noch jung.

Coral. Es stößt sich an weiter nichts, als daß ich keine Aussteuer habe.

Pant. Sie ist aber doch schon einmal verheirathet gewesen. Wo hat sie denn ihre vorige Mitgabe hin gethan?

Coral. Die ist fort.

Pant. Mit ihrem Verstande wird es ihr nicht an einer guten Parthie fehlen.

Coral. Ach, Herr Pantalon, es gehört mehr als Verstand darzu!

Pant. Sie ist sonst auch eine ehrliche Frau, der Himmel wird schon für sie sorgen.

Coral. Hören sie nur, ich sage ihnen alles aufrichtig. Da ich so viel für den Herrn Florindo thue, so hoffe ich, daß er auch einmal etwas für mich thun wird. Wenn es ihm wohl geht, so schmeichele ich mir, daß es mir auch nicht übel gehn soll. Wenn er Herr über sein Vermögen seyn wird, so bin ich versichert, daß er mir auch eine kleine Ausstattung geben wird. Ich kenne sein gutes Herz; ich weis, daß er ein redlicher und dankbarer Mensch ist; ja, wenn er mich auch hintergehen und unerkenntlich gegen mich seyn sollte, so würde mich das doch nicht gereuen, was ich für ihn gethan habe, weil ich gewiß und zuversichtlich glaube, daß Gutes allemal Gutes bleibt, und daß alles Gute, das wir gethan haben, vom Himmel belohnt wird. Ja, mein Herr, vom Himmel, der der Menschen Herzen kennet, der gute Thaten, und gute Absichten vergilt und belohnt. Herr Pantalon, ich empfehle mich ihnen ganz gehorsamst.

(geht ab.)

Vierter Auftritt.

Pantalon, hernach Lelio.

Pant. Aber was für eine gescheide Frau! Es ist mir recht lieb, daß ich sie habe kennen gelernt. Da sieht man, wie man den Leuten Böses nachreden kann! Jedermann glaubt, daß sie deswegen bey dem Herrn Florindo bleibe, weil sie einander liebten. Was es für gottloses Volk auf der Welt giebt! Die Aufführung von dieser Frau macht

mich

mich in meinen Gedanken zweifelhaft, und von nun an werde ich erst alles wohl, ja recht wohl überlegen, bevor ich von andern Leuten urtheile. Die Sache wegen der Heirath misfiele mir auch nicht; wenn es nur angienge — wenn es nur wahr wäre, daß er wieder ins Haus kommen dürfte —

Lel. Herr Pantalon de' Bisognosi, ich bin ihr unterthänigster Diener.

Pant. Ergebener Diener. (Er will abgehn.)

Lel. Ich bitte recht sehr, bleiben sie doch hier; ich habe etwas mit ihnen zu sprechen.

Pant. Was belieben sie, mein Herr?

Lel. Meine Mutter läßt sich ihnen bestens empfehlen.

Pant. Ich danke ihr für ihr gütiges Andenken. (Er will wieder abgehn.)

Lel. Warten sie doch, ich habe ihnen noch was Wichtiges zu sagen.

Pant. (Ich habe ein wenig zu thun; ich kann mich nicht aufhalten.)

Lel. Es ist mit zwey Worten abgemacht.

Pant. Nun so machen sie nur und sagen sie es.

Lel. Meine Mutter will, daß ich mich verheirathen soll.

Pant. Das freuet mich recht sehr.

Lel. Und deswegen hat sie mich zu ihnen hergeschickt.

Pant. Wie! Bin ich denn ein Heirathsmäkler?

Lel. Nein, mein Herr, sie schickt mich nicht zum Mäkler, sondern gerade zum Kaufmanne selbst.

Pant. Wenn sie etwas aus meiner Handlung belieben, so gehen sie nur zu den Jungen; ich gebe mich nicht damit ab.

Lel. Also erlauben sie mir mit der Jungen zu handeln?

Pant. Was denn mit der Jungen? Mit den Jungen habe ich ja gesagt.

Lel. So haben sie auch männliche Söhne?

Pant. Nein, Monsieur, ich habe nur eine einzige weibliche Tochter.

Lel. Und sie sagen, daß ich mich mit ihr abfinden soll?

Pant. Aber was suchen sie denn für Waare?

Lel. Meine Mutter will, daß ich mich verheirathen soll.

Pant. Und sie schickt sie also zu mir, die Hochzeitkleider bey mir auszunehmen?

Lel. Nicht doch, mein Herr, sie schickt mich ja nicht der Hochzeitkleider, sondern der Braut wegen her.

Pant. Und wer ist denn die Braut?

Lel. Haben sie denn nicht eine Tochter?

Pant. Ja doch, Monsieur.

Lel. Die Vögel sind nicht mehr vorhanden; Man will mich nicht verstehn; hab' ich mich doch verstanden.

Pant. (Der Kerl ist ein Narre.) Ich habe sie wohl verstanden. Haben sie sonst noch was zu befehlen?

Lel. Nein, weiter nichts.

Pant. Ihr gehorsamer Diener.

Lel. Also haben wir einander doch verstanden.

Pant. O ja.

Lel. Und so wäre die Sache richtig?

Pant. Dictum, factum.

Lel. Wollen sie mit zu meiner Mutter gehn?

Pant. Ich kann in der That nicht. Ich habe ein wenig zu thun.
Lel. Was soll ich ihr denn sagen?
Pant. Was sie wollen.
Lel. Kann ich nun gehen?
Pant. Ich will sie nicht abhalten.
Lel. Ganz gehorsamster Diener.
Pant. Unterthäniger Knecht. (O, das ist ein dummer Kerl! Das ist ein Hackstock!) (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Lelio, hernach Harlekin.

Lel. O, ich glücklicher Mensch! Wie leicht hat mir Herr Pantalon seine Tochter zugestanden! Man konnte eine Heirath nicht mit wenigern Worten schließen.
Harl. Wo hat sie denn der Teufel? Ihre Mutter sucht sie.
Lel. Harlekin, ich muß dir was Neues, aber auch was recht Gutes, erzählen.
Harl. Nun was denn?
Lel. Ich bin ein Bräutigam.
Harl. Im Ernst?
Lel. Ich kann es kaum erwarten, bis ich es meiner Mutter zu wissen thue.
Harl. Und wer ist denn ihre Braut?
Lel. Rathe einmal. Wenn du es erräthst, gebe ich dir zwey Dreyer.
Harl. Ist es vielleicht —
Lel. Nein.
Harl. Ah, so wirds wohl —

Lel. Noch weniger.

Harl. Lassen sie mich doch ausreden. Ach ja, nun weiß ichs; es ist —

Lel. Du kannst es nicht errathen.

Harl. Nun, so sagen sie mir es.

Lel. Es ist des Herrn Pantalons Tochter.

Harl. Aber Herr Pantalon und ihre Frau Mutter sind ja auf einander ungehalten.

Lel. Meine Mutter hat mir es erlaubt.

Harl. Und was sagte denn Herr Pantalon?

Lel. Er ist es sehr zufrieden. Eben hier, in diesem Augenblick, habe ich um seine Tochter angehalten, und er hat mir geantwortet: Dictum, factum.

Harl. Gut! Das freuet mich. Da wird eine hübsche Art herauskommen.

Lel. Nun wollen wir zu meiner Mutter gehn.

Harl. Gehen sie nur alleine; ich muß wieder zum Notarius laufen.

Lel. Ach ja, zu dem Notarius, der meinen Heirathscontrakt aufsetzen soll.

Harl. Haben sie schon mit der Braut gesprochen?

Lel. Noch nicht.

Harl. Auf die erste Zusammenkunft kömmt alles an. Wenn man sich das erstemal gut aufführt, so steht man auch beständig in gutem Ansehn.

Lel. Was meynst du wohl, daß ich ihr das erstemal sagen sollte, wenn ich sie spreche?

Harl. Sagen sie ihr, zum Exempel: Da ich schon so lange nach den Mähnen ihrer Schönheit geseufzet habe —

Lel. Ey nicht doch; ich habe ja ihre Haare nicht gesehn.

Harl. Nun so können sie ihr sagen: Da ich schon so lange nach den Augäpfeln ihrer schönen Lichter geseufzet habe —

Lel. Ich habe ja die Augen auch nicht gesehn.

Harl. Nun was haben sie denn gesehn? Ihr Schnäutzchen?

Lel. Ja; aber mit dem Schleyer bedeckt.

Harl. Ha, nun verstehe ich sie. Sagen sie also: Da mich ihr Schleyer schon so lange Zeit verliebt gemacht hat —

Lel. Dummer Kerl, Schleyere machen nicht verliebt.

Harl. Aber wie einfältig! wenn sie sonst nichts gesehn haben.

Lel. Ich habe gesehn, und auch nicht gesehn —

Harl. Nun, so sagen sie dann so: Da ich mich in ihre eingebildete Schönheit verliebt habe —

Lel. Ich mag aber ihre Schönheit nicht in Zweifel setzen.

Harl. Wenn sie aber nichts gewisses wissen?

Lel. Wie? Ich wüßte nichts gewisses? Ihr Vater hat mir die Versicherung durch dictum, factum, gegeben.

Harl. Nun so fangen sie so an: Allerschönstes Dictum und factum —

Lel. Du bist ein Esel.

Harl. Und sie ein Strohkopf.

Lel. Es fehlt mir nicht an passenden Ausdrücken, die sich auf die Vorzüge ihrer Schönheit schicken. Ich werde ungefähr zu ihr sagen, daß Amor und Hymen die beyden Brüder sind, die ihre Schönheit zur Schwester angenommen, und mein Herz bewogen haben, sich auch in diese Verwandtschaft einzulogiren. Jetzt will ichs meiner Mutter sagen. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Harlekin, hernach Brighella.

Harl. O, das ist ein ganzer Esel! Je mehr ich ihn lehre, je weniger lernt er.

Brigh. Guten Tag, Landsmann.

Harl. Ih, Brighella! Das freuet mich.

Brigh. Worüber freuest du dich denn?

Harl. Wir werden bald eine Hochzeit haben.

Brigh. Eine Hochzeit? Und wer denn?

Harl. Deine Mamsell und meines Herrn Sohn.

Brigh. Das ist mir wahrhaftig lieb. Das ist viel! Also geht diese Heirath vor sich?

Harl. Der junge Mensch sagt, daß er sie haben wolle; daß ihm Herr Pantalon das Wort schon gegeben habe, und daß also weiter nichts fehlt, als eine Kleinigkeit.

Brigh. Und was denn?

Harl. Daß es das Mädchen auch zufrieden sey.

Brigh. Das nennst du eine Kleinigkeit? Aber höre nur, Landsmann, der Handel kann richtig werden, weil ich weis, daß ihm das Mädchen gut ist.

Harl. Wie hat sie sich aber in den Hollunken verlieben können?

Brigh. Ich glaube, daß alles von Corallinen herkömmt.

Harl. Was hat denn Corallina dabey zu thun?

Brigh. Weißt du denn nicht, daß Corallina diejenige ist, die alles für den Herrn Florindo thut? Sie kam zu unserer Mamsell ins Haus, und zwar unter dem Vorwande, ihr ein Paar Strümpfe zu verkaufen; und da glaube ich, daß sie von dieser

Heirath zwischen ihr und dem Herrn Florindo gesprochen hat.

Harl. Zwischen ihr und dem Herrn Florindo? Punktum und Streusand darüber.

Brigh. Nun? Ist denn die Sache anders?

Harl. Ich sage, daß die Heirath zwischen ihr und dem Herrn Lelio vor sich geht.

Brigh. Hast du mir denn nicht gesagt, mit deines Herrn Sohne?

Harl. Ja doch; ist denn Lelio nicht sein Sohn?

Brigh. Stiefsohn, aber nicht leiblicher Sohn.

Harl. Der Herr heißt ihn seinen Sohn. Es ist zwar nur der Sohn von der Frau; aber er wird alles erben; er ist Herr über alles; Jedermann nennt ihn des Herrn Octavio Sohn, und ich nenne ihn auch so.

Brigh. Und mit dem sollte sich unsere Mamsell verheirathen?

Harl. Freylich. Herr Pantalon hat sein Jawort schon gegeben.

Brigh. (Das kömmt mir ganz unmöglich vor!) Ich dachte, du redtest von Florinden; nun verstehe ichs erst. Es ist mir lieb, daß ich es weis; das muß ich Corallinen und Florinden gleich sagen.

Harl. Nein, nein, Landsmann. Ich glaubte — Aber es wird nicht wahr seyn.

Brigh. Warte, Schelm, ich kenne dich schon; du möchtest es gern wieder umdrehen; aber nun ist es nicht mehr Zeit.

Harl. Nein, mein lieber Landsmann, laß sie die Sache lieber unter sich selbst ausmachen: wir wollen uns nicht darein mischen. Thue mir immer den Gefallen.

Brigh. Willst du denn, daß es mir das Herz abdrücken soll, wenn ich es nicht sage?

Harl. Wie so?

Brigh. Ey, wenn man was verschweigt, so kriegt man wenigstens einen Kropf davon. (geht ab.)

Harl. Nun, so möchte ich auch nicht gern einen Kropf haben; deswegen will ich meinem Herrn und Frau Beatricen gleich sagen, daß man eine andere Heirath vorhat — Aber ich soll ja zum Notarius gehn — Nein, ich will erst nach Hau — Ja, und wenn ich nicht zum Notarius gehe, so setzt es Prügel. Was ist nun besser, ein Kropf oder Schläge? Der Kropf ist doch wohl besser. Es ist ja eine Schönheit; und wenn ich mit einem Kropfe wieder in mein Vaterland komme, so kann ich mich rühmen, daß ich ein wirklicher Bergamasker von Bergamo bin. (geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Ein Zimmer in Octaviens Hause.

Octavio und Beatrice.

Oct. Laß doch dem Notario sagen, daß er ein andermal kommen soll. Ich habe heute keine Lust zu reden.

Beat. Liebster Octavio, du bist mir schon seit einigen Tagen so niedergeschlagen; fehlt dir etwann was?

Oct. Nein, ich habe ja Appetit.

Beat. Dein allzu großer Appetit gefällt mir eben nicht. Der Doktor sagt immer, daß fast alle alten Leute mehr als gewöhnlich essen, je näher sie dem Tode sind.

Oct.

Oct. Ja, ja, du sähest wohl gern, daß ich stürbe. Bist du meiner schon überdrüßig? Geduld.

Beat. O, mein liebes Männchen, was sagst du da? Deine Gesundheit ist mir lieber, als die meinige. Ich bitte den Himmel, daß du länger leben mögest, als ich.

Oct. Soll ich dir wohl glauben?

Beat. Du thust mir Unrecht, wenn du daran zweifelst.

Oct. Gieb mir deine Hand.

Beat. Da ist sie.

Oct. Liebstes Kind.

Beat. Armes Männchen.

Oct. Nichts wird mir so nahe gehn, wenn ich sterbe, als daß ich dich verlassen muß.

Beat. Nun, laß uns nicht immer an verdrüßliche Sachen denken.

Oct. Wirst du wohl einen andern nehmen, wenn ich sterben sollte?

Beat. Das ist gar nicht zu befürchten.

Oct. Von mir auch nicht. Wenn du sterben solltest, so nehme ich gewiß keine andere.

Beat. Ich habe den Himmel zu bitten, daß du, um mehr als einer Ursache willen, leben bleibst.

Oct. Was sind denn dieß für Ursachen, mein Schätzchen?

Beat. Die erste ist, weil ich dich lieb habe.

Oct. Das thue ich auf meiner Seite auch. Ich bin ganz der Deine; sorge nicht, daß ich dir was zu Leide thun werde.

Beat. Zum andern, weil du so gut gegen mich bist, daß ich recht undankbar seyn müßte, wenn ich es nicht erkennen wollte.

Oct. So? Bist du auch in allem mit mir zufrieden?

Beat. Ja, mein liebes Männchen, in allem. Und endlich, wenn du nun sterben solltest, wie würde es denn mit mir armen Frau werden?

Oct. Ach! du würdest keinen solchen wieder finden, wie mich.

Beat. Ich habe einen erwachsenen Sohn, der noch keine Versorgung hat; wir sind gewohnt, gemächlich zu leben: Wenn du nun sterben solltest, so befürchte ich, daß uns Florindo, auf eine schimpfliche Weise, aus dem Hause jagt, uns alles nimmt, und ich endlich zum Lohne, daß ich dich so sehr geliebt, daß ich dir gedient und gemacht habe, daß du um so viele Jahre länger gelebt hast, werde hart gehalten, verachtet, verstoßen, und vielleicht in einen Stand gesetzt werden, mein Brodt vor den Thüren zu suchen.

Oct. Habe ich dir denn nicht sechs Tausend Thaler Heirathsgut verschrieben?

Beat. Ja, du hast mir es wohl schriftlich aufsetzen lassen, die Sache ist aber nicht gültig.

Oct. Man hat mir aber doch gesagt, daß sie gültig sey; aber dem ungeachtet will ich sie dir zugefallen gesetzmäßig unterschreiben lassen. Erinnere mich morgen nur daran. Ich habe sie mit Fleiß in meinem Schreibepulte aufgehoben.

Beat. Und hernach, was helfen mir denn sechs Tausend Thaler? Wie könnte ich denn als Wittwe mit meinem Sohne von diesem kleinen Capitale leben? Ach, mein Schatz, ich sehe mein Unglück schon zuvor; ich sehe im Voraus, daß ich meine Redlichkeit werde beweinen müssen. (Sie weint.)

Oct. Nun, nun, weine nicht; ich will schon für dich sorgen.

Beat. Ih ja, ja; du sagst es wohl, aber du thust es nicht. Die Zeit vergeht; es geht ein Tag nach dem andern hin, und wenn du es bis auf deine letzte Krankheit verschieben willst, so wirst du hernach andere Dinge im Kopfe haben, die dich nicht an deine arme Frau, an den armen Lelio, der keinen andern Vater hat, als dich, werden denken lassen.

Oct. Sorge nur nicht. Ehester Tage werde ich ein Testament machen. Ich habe schon alles überlegt. Ich habe dich lieb.

Beat. Aber, mein lieber Octavio, ein Testament beschleuniget den Tod nicht. Es ist einerley, ob man es heute macht, oder morgen; übers Jahr oder über zwey Jahr. Der Mensch wird vielmehr in seinem Gemüthe ruhig, wenn er sein Testament gemacht hat; man denkt hernach nicht mehr daran, man hat sich einer Last entlediget, man genießt seine Tage in Ruhe und lebt wahrscheinlicher Weise desto länger.

Oct. Weißt du, daß du nicht unrecht hast? Ich wache dir wahrhaftig des Nachts so vielmal auf und denke an diese Sache. Auch sogar bey Tische denke ich öfters daran. Wenn ich es werde gemacht haben, so will ich mir es ganz und gar aus dem Sinne schlagen.

Beat. Du wirst mir es noch Dank wissen, mein Schatz, wenn du es gemacht hast. Bist du es zufrieden, daß ich den Notarius noch diesen Abend kommen lasse?

Oct. Mache, was du willst.

Beat. Es wird dir morgen seyn, als wenn du wieder neu gebohren wärest.

Oct. Es überfällt mich ein kleiner Schauer, wenn ich ans Testamentmachen denke; aber ich will mich schon zwingen.

Beat. Das wäre schön, wenn man deswegen krank werden wollte, weil man den Medicus rufen läßt, daß er uns eine Purganz verschreibe! Mit einem Testamente ist es eben nicht anders; man macht es aus Vorsorge und nicht aus Noth.

Oct. Du redtst als eine vernünftige Frau. Wenn ich dich doch zwanzig Jahre eher gehabt hätte! Liebste Beatrice, wenn du mich in meiner Jugend gesehn hättest!

Beat. Du würdest doch nicht allein meine gewesen seyn.

Oct. Ho, ho. Das sind nun zwanzig bis dreyßig Jahre — Doch, schon gut. Jetzt kannst du ruhig seyn; von der Seite hast du nichts mehr zu befürchten.

Beat. Ich bilde mir doch ein, daß du schon etwas bey dir beschlossen hast, was deinen letzten Willen anbetrifft.

Oct. Ja; ich habe das ganze Testament in meinen Gedanken beynahe schon entworfen.

Beat. Vergiß nicht, daß du einen rechtmäßigen leiblichen Sohn hast; und ob er nun gleich, zu seinem Unglücke, ganz aus der Art geschlagen ist, so ist es doch dein Kind, und du mußt ihm sein Erbtheil nicht entziehn.

Oct. Recht so! Du bist eine kluge und vernünftige Frau. Ich bewundere dein gutes Herz. Ob er dich gleich beleidiget hat, so bist du ihm doch nicht gram.

Beat. Ich bitte dich vielmehr, ihm Gutes zu thun; Ich wollte dir wohl rathen, daß du ihm wenigstens jährlich drey Hundert Thaler lassen möchtest.

Oct. Wie viel haben wir denn jetzt jährliche Einkünfte? Ehemals waren es vier Tausend Thaler.

Beat. O jetzt geht es sehr schlecht. Seitdem du zu handeln aufgehört hast, sind die Capitale alle Jahre angegriffen worden. Wenn also jährlich drey Hundert Thaler baar ausgezahlt werden müssen, so bleibt nicht viel mehr übrig von deinem Vermögen.

Oct. Gut, so will ich dir alles, unter dem Titel als Universalerbin hinterlassen, doch mit der Bedingung, meinem Sohne jährlich drey Hundert Thaler auszuzahlen, und das Testament soll alsobald fertig seyn.

Beat. Doch aber auch mit der Freyheit, daß ich, vermöge meines Testaments, Gutes thun kann, wem ich will.

Oct. Das versteht sich.

Beat. Also machest du es heute Abend, und morgen denkest du nicht mehr daran.

Oct. Wenn ich es nur schon gemacht hätte!

Achter Auftritt.

Harlekin und die Vorigen.

Harl. Hören sie nur — (sehr laut.)

Beat. Stille mit dem Geschrey; du betäubest den Herrn ganz. (Hast du den Notarius angetroffen?) (sachte.)

Harl. (Er wird heute Abends kommen.) (sachte.) Es ist was Neues vorgefallen.

Beat.

Beat. Was denn?
Harl. Es ist eine Heirath auf dem Tapet, und zwar zwischen Pantalons Tochter und —
Beat. Und meinem Sohne Lelio. Das wissen wir schon.
Harl. Nein, Madam. Zwischen dem Herrn Florindo.
Beat. Ey, ich dachte; du bist ein Narr.
Harl. Brighella hat mir es gesagt; und Corallina ist die Unterhändlerin von dieser Heirath.
Beat. Ha, die Nichtswürdige!
Oct. Werde nur nicht böse. Wie könnte aber das seyn? (zu Harlekin.)
Harl. Es ist wirklich so. Brighella hat mir es im Vertrauen gesagt.
Beat. (Ach, das ist eine Sache, die mir alle meine Anschläge verdirbt. Wenn das geschieht, so macht Pantalon die Ansprüche seines Schwiegersohns gültig.)
Oct. Gieb dich doch zufrieden. Wenn dich doch der Henker geholt hätte, ehe du hieher gekommen wärest. (zu Harlekin.)
Harl. Ich habe es aus guter Absicht gethan.
Oct. Packe dich wieder fort; es ist alles nicht wahr.
Harl. Wenn es nicht wahr ist, so wollte ich, daß sie — der Henker auch holte.
Oct. Verwünschter Kerl! (Er giebt ihm einen Schlag.)
Harl. Da haben wirs! Wäre es nicht besser gewesen, wenn ich mir einen Kropf hätte wachsen lassen? (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Octavio und Beatrice.

Beat. Treulose Corallina! Du sollst mir dafür büßen.
Oct. Erzürne dich nur nicht, mein Herzchen.
Beat. Da hast du deine liebe Corallina! Deine treue Magd!
Oct. Nun, sey nur wieder gut.
Beat. Ich werde ihr einen Schimpf anthun lassen.
Oct. Meinetwegen; aber sey nur ruhig.
Beat. Laß mich zufrieden; mache mich nicht verdrüßlich.
Oct. Nun, ich will ja das Testament machen lassen.
Beat. Wenn denn?
Oct. Diesen Abend noch.
Beat. Ach! Alle sind wider mich.
Oct. Aber ich halte es ja mit dir.
Beat. Wir werden es sehn.
Oct. Du sollst Erbin von allem seyn.
Beat. Ich werde wohl das Wenige erst noch sauer verdienen müssen.
Oct. Ich werde doch jezt nicht gleich sterben.
Beat. Nichtswürdige Corallina!
Oct. Nun gehts wieder von vorne an.
Beat. Du sollst deine Unternehmungen schon bereuen; und wenn Drohungen nichts helfen wollen, so werde ich zur Thätlichkeit schreiten. (geht ab.)

Zehenter Auftritt.

Octavio allein.

Höre doch, meine liebe Beatrice! O, ich armer Mann! Immer böse; immer gezankt. Seitdem

ich

ich sie habe, ist noch kein Tag vergangen, daß sie nicht gelärmt hätte; und ich sage doch kein Wort. Ich bin ihr gut, sie gefällt mir, sie ist mir in meinem Alter sehr nützlich, und ich möchte ihr gern keinen Verdruß machen. Ich werde also das Testament diesen Abend machen müssen. Ich habe zwar, in der That, keine große Lust dazu; aber ihr zu gefallen will ich es doch thun. Ach, was muß man nicht leiden, wenn man alt ist! Ist man arm, so heißt es: wenn wird er doch einmal sterben? Hat man was im Vermögen: Nun, wenn wird er denn ein Testament machen? Ach, wir elenden Menschen! Ja, wenn ich nur jetzt gleich stürbe! Nein, wartet ein Bischen. (geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Ein Zimmer in Florindens Wohnung.

Corallina, hernach Brighella.

Coral. Zu allem Glück ist der Notarius auf meiner Seite. Er sieht das Unrecht ein, das man Florinden anthun will, und will mir Gelegenheit geben, dem Uebel zuvor zu kommen. Er wollte nicht einmal den Dukaten annehmen. Es ist ein ehrlicher und uneigennütziger Mann. Wenn aber die Sache zu Stande seyn wird, so will ich ihm zehn Dukaten geben, und die wird er wohl annehmen.

Brigh. Ist Niemand zu Hause? (von innen.)

Coral. O, Monsieur Brighella! Immer herein.

Brigh. Ist dein Herr nicht da?

Coral. Nein, er ist nicht da. Was willst du von ihm?

Brigh.

Brigh. Von ihm will ich nichts. Es ist mir recht lieb, daß er nicht da ist. Meine Mamsell möchte gern in geheim etwas mit dir abmachen.

Coral. In was für einer Sache?

Brigh. Sie wollte gern heimlicher Weise her zu dir kommen, und dir eine Sache von Wichtigkeit sagen.

Coral. Wenn sie kommen will, so steht es ihr frey. Wenn sie es aber befiehlt, so will ich auch zu ihr gehn.

Brigh. Nein. Sie will lieber hieher kommen, damit sie freyer mit dir reden kann. Es wäre ihr aber lieb, wenn Herr Florindo nicht zu Hause wäre.

Coral. Er ist nicht zu Hause, und wird auch so bald nicht kommen.

Brigh. So will ich es ihr denn wieder sagen.

Coral. Ist Herr Pantalon zu Hause?

Brigh. Ja, er schläft, und wird auch wohl unter zwo Stunden nicht munter werden.

Coral. Sie kann also, in dieser bequemen Zeit, gleich herkommen, ohne daß sie Jemand sehen wird.

Brigh. Und hernach deckt sie auch den Schleyer über sich, und da kennt sie Niemand. Hast du die Neuigkeit schon erfahren?

Coral. Was für eine Neuigkeit?

Brigh. Daß Lelio um Mamsell Rosauren bey ihrem Vater angehalten hat?

Coral. O, der Teufel! Und was hat er denn dazu gesagt?

Brigh. Lelio sagt, er habe sein Jawort von sich gegeben.

Coral. Ist das möglich?

Brigh. Ich will gleich zu Mamsell Rosauren gehn, und ihr Nachricht davon geben; hernach wollen wir weiter mit einander reden.

Coral. Ich erstaune ganz.

Brigh. Ich habe auch noch etwas anders mit dir abzumachen.

Coral. Was denn?

Brigh. Etwas zwischen uns Beyden, unter vier Augen.

Coral. In was für einer Sache?

Brigh. Genug! — Ich glaube doch, daß zwischen dir und Florinden nichts Böses vorgeht —

Coral. Nein, nein, mein lieber Brighella. Wer einmal A gesagt hat, der muß auch B sagen.

Brigh. Wir werden schon einig werden. Diener, Diener. Wir werden schon einig werden. (geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Corallina, hernach Florindo.

Coral. Wahrhaftig! Wenn ich wieder heirathen sollte, so würde Brighella für mich keine schlechte Parthie seyn. Es ist ein braver Kerl; er hat etwas — Ja, aber wer weis, wie des Herrn Florindo Sache laufen wird? Ich hoffe zwar, daß es gut gehn soll; aber es kann auch schlimm ablaufen. Diese Nachricht macht große Verwirrungen, und man muß auf Gegenmittel bedacht seyn.

Flor. Nun, Corallina?

Coral. O, sind sie wieder da? Haben sie Brighellen nicht gesehn?

Flor. Nein. Ich komme vom Schlafen.
Coral. Und ich glaubte, sie wären ausgegangen. Geschwind, geschwind, nehmen sie ihren Degen und ihren Hut, und gehen sie ein wenig spazieren.
Flor. Warum denn?
Coral. Das will ich ihnen sagen. Mamsell Rosaura will zu mir kommen, und sie sieht es nicht gern, wenn sie da sind.
Flor. Was wird sie denn da wollen?
Coral. Habe ich denn nicht schon gesagt, daß sie ihnen gut ist? Und daß ich hoffe, ein gutes Werk für sie zu stiften?
Flor. Wenn meine Sachen nicht erst in Richtigkeit kommen, so ist es überflüßig, weiter davon zu gedenken.
Coral. Lassen sie es nur gut seyn; es wird schon werden.
Flor. Ja, und wenn es auch richtig wird, meine gute Corallina, so habe ich wieder etwas anders im Sinne.
Coral. Wie, Herr Florindo, haben sie vielleicht einen andern kleinen verliebten Anschlag in Gedanken?
Flor. Nein, das ist meine Sache nicht; aber ich bin ein ehrlicher Mann; zwar arm, aber auch erkenntlich.
Coral. Und das macht eben, daß sie einer rechten guten Parthie werth sind; und die mit Mamsell Rosauren ist ein Glück, das man nicht verabsäumen muß.
Flor. Rede sie mir jetzt nicht davon.
Coral. Aber, mein Himmel! Sie wird gleich zu mir kommen, und wenn sie nun die Unterredung

von heute früh wieder anfängt, so wird sie mich vielleicht nöthigen, ihr etwas zuverläſſiges ſagen zu müſſen.

Flor. Ihrem Witze wird es nicht an Vorwande fehlen, ſich wieder von dieſer Verbindlichkeit los zu ſagen.

Coral. Aber ſagen ſie mir nur, was misfällt ihnen denn an Mamſell Roſauren? Iſt ſie nicht ſchön?

Flor. O ja, ſie iſt ſchön.

Coral. Iſt ſie nicht von guter Familie?

Flor. Das iſt ſie.

Coral. Iſt ſie nicht reich?

Flor. Reich iſt ſie auch.

Coral. Was machen ſie alſo für Schwierigkeiten?

Flor. Corallina, nöthige ſie mich jetzt nicht, mehr zu ſagen.

Coral. Unvergleichlich! Sie erzeigen mir eine ſchöne Erkenntlichkeit für die viele Liebe, die ich für ſie habe! Sie verſagen mir, treuloſer Weiſe, die Vertraulichkeit ihres Herzens. Schon gut! Ich habe ſo viel gethan, und doch nichts damit ausgerichtet. Ich ſehe ſie ſchon im Geiſte als Liebhaber eines leichtſinnigen Mädchens, und alle meine guten Abſichten, die ich zu ihrem Vortheile auszuführen gedachte, zu Rauche werden.

Flor. Ah, Corallina, das bin ich nicht fähig zu thun. Ich erkenne das Gute, das ſie mir erzeigt; ich bin nicht undankbar — ſie ſoll es erfahren — nein, undankbar bin ich nicht.

Coral. Nun, wenn ſie nicht undankbar ſind, ſo reden ſie aufrichtig mit mir; laſſen ſie das Geſtändniß ihrer geheimen Gedanken die Belohnung der Liebe ſeyn, die ich für ſie habe.

Flor.

Flor. Sie zwinget mich dazu; also muß ich reden. Meine liebe Corallina, wenn der Himmel wollte, daß mir Gerechtigkeit wiederführe; wenn ich zum Besitz meines Vermögens gelangen sollte, so würde es nicht unrecht gethan seyn, wenn ich mich verheirathete; es würde aber auch nicht unbillig seyn, daß ich sie, zur Belohnung ihrer Liebe und Freundschaft für mich, zu meiner Frau erwählte.

Coral. Mich, mein Herr, mich zu ihrer Frau?

Flor. Ja, sie, die sie es auf vielerley Art um mich verdient hat.

Coral. Haben sie es auch wohl überlegt?

Flor. O ja, das ist mein vornehmster Gedanke. Ich wollte es so lange aufschieben, ihrs zu sagen, bis es in meiner Gewalt gestanden hätte, die Sache ins Werk zu richten; da sie mich aber nöthiget, mich zu erklären, so wiederhole ich es nochmals: Sie, und keine andere, soll meine Frau seyn.

Coral. Ah, gehen sie doch!

Flor. Ja, das schwöre ich ihr zu, bey allem, was heilig ist —

Coral. Stille! Bevor sie sich durch Schwüre verbindlich machen, überlegen sie erst recht, was sie thun wollen. Erlauben sie, daß ich mehr die Sprache einer Mutter, als einer Magd mit ihnen rede, und daß ich mit Hintansetzung aller Eigenliebe, ihnen die Augen öffne, damit sie sich selbst besser kennen lernen mögen. Ich habe sie, so zu sagen, von Kindheit an, geliebt, weil wir Beyde mit einander aufgewachsen sind. Ich hatte Mitleiden mit ihnen, da sie von ihrem Vater verstossen, von der Stiefmutter gemißhandelt und von

dem Glück verfolgt wurden; ich brachte mich um mein Brodt, um meinen Dienst und um alle meine Beqvemlichkeiten, bloß ihnen beyzustehn, und sie, erlauben sie, daß ich so sage, durch meine Hülfe, zu ernähren. Ich fragte nach allem nichts; ich bekümmerte mich nicht um die Verleumdungen der Leute; ich erduldete allerhand Beschwerlichkeiten, Noth und Elend, auch sogar den Mangel des nöthigen Unterhalts. Alles dieses verdienete nun etwas, und sie haben sich, aus Erkenntlichkeit auch anheischig gemacht, mich dereinst zu belohnen. Aber lassen sie ja diese Dankbarkeit das Licht ihres Verstandes nicht verdunkeln und mich des Verdienstes, ihnen gedient zu haben, nicht berauben. Wenn sie mich mit der Ehe belohnen wollten, so würde meine unschuldige Liebe allzu eigennützig zu seyn scheinen, und man würde sagen, daß unsere Freundschaft lasterhaft gewesen sey, und daß ich sie nur deswegen ihrem Vater abspenstig gemacht hätte, damit ich sie in mein Netz hätte locken können. Ich schätze meine Ehre über alles, und das müssen sie auch thun. Sie sind der einzige Sohn aus einem reichen und ansehnlichen Hause, und wollten sich so weit herablassen, eine Magd zu heirathen? Ah, Herr Florindo, das müssen sie sich gar nicht einfallen lassen. Wenn sie mich lieb haben, so folgen sie mir; wenn sie einige Achtung für mich haben, so nehmen sie meinen guten Rath an; ja, wenn sie erkenntlich gegen mich seyn wollen, so entsagen sie gleich allen Ansprüchen auf mich. Wenn sie glücklicher werden sollten, so sind sie alsdann im Stande, mir Gutes mit Gutem,

Liebe mit Liebe zu vergelten. Wenn sie mir eine kleine Aussteuer von dem Ihrigen aussetzen wollen, so wird dieß eine hinlängliche Belohnung meiner ihnen geleisteten Dienste seyn; ja, wenn ich ohne Vorwürfe meines Herzens, ein anständiges Glück genießen kann, so werde ich allemal ihre Freundin, ihre Magd und ihre gutherzige Corallina seyn.

Flor. Ah, sie rührt mich so! —

Coral. Nun fehlt noch das Beste an der ganzen Sache, Herr Florindo; alles, was ich bisher gethan habe, ist für nichts zu rechnen, wenn das Werk nicht zu Ende gebracht wird.

Flor. Wie ist aber möglich, daß sie nicht —

Coral. Ich habe mit dem Notarius gesprochen. Er will uns dienen, so weit es ihm seine Redlichkeit verstattet. Sie wissen, daß er ein gefälliger Mann ist; er machte aber doch Schwierigkeiten. Wir haben Abrede mit einander genommen, daß er diesen Abend zu dem Herrn Octavio gehen soll.

Flor. Aber hernach wird er das Testament machen.

Coral. Ich muß ihnen sagen: Er will erst mit ihnen sprechen; sehen sie auch zu, daß sie ihn überreden, und ich will diesen Abend — Ich höre Jemand kommen. Das ist Mamsell Rosaura.

Flor. Das thut mir leid —

Coral. Verstecken sie sich.

Flor. Warum?

Coral. Thun sie mir nur den Gefallen, und verstecken sie sich.

Flor. Ihr zu gefallen will ich es thun.

Coral. Und bleiben sie so lange da, bis ich sie rufe.

Flor. Aber, Corallina, bedenke sie sich; weigere sie sich nicht —

Coral. Wenn sie noch mehr davon reden, so machen sie mich böse.

Flor. (Was für ein gescheides Weib! Wie liebreich!) (Er verbirgt sich in ein Zimmer.)

Dreyzehenter Auftritt.

Corallina, hernach Rosaura im Schleyer.

Coral. Der arme Herr! Wenn ich nach großen Ehren trachtete, so würde ich diese Gelegenheit ergreifen. Er würde mich jetzt aus Dankbarkeit heirathen; aber kurz darauf würde es ihm gereuen; und anstatt mir für meine Gutthaten zu danken, würde er meine eigennützige Liebe verwünschen.

Ros. Corallina, es ist doch Niemand da?

Coral. Kommen sie nur, Mamsell, es ist Niemand da.

Ros. Sie kömmt nicht mehr zu mir, also muß ich wohl zu ihr kommen.

Coral. Es ist eine Ehre, die ich gar nicht verdiene. Wenn sie befohlen hätten, so würde ich ihnen aufgewartet haben. Setzen sie sich doch.

Ros. Mein Vater schläft jetzt; ich kann mir also diese kleine Freyheit schon nehmen. (Sie setzt sich.)

Coral. Wir wohnen ja so nahe bey einander —

Ros. Dem ungeachtet giebt man doch auf mich Acht. Nun, so setze sie sich doch auch.

Coral. Was haben sie denn zu befehlen, Mamsell Rosaura? (Sie setzt sich.)

Ros. Hat sie die schöne Neuigkeit schon erfahren?
Coral. Wovon denn?
Ros. Der einfältige Mensch, Lelio, hat sich unterstanden, sich bey meinem Vater melden zu lassen und um mich anzuhalten.
Coral. Was hat ihm denn Herr Pantalon darauf geantwortet?
Ros. Sie kann sichs leicht vorstellen. Mein Vater liebt mich zu sehr, als daß ich befürchten sollte, daß er mich ins Verderben stürzen würde.
Coral. Es wäre auch, in der That, Schade, daß ein so artiges und vortrefliches Frauenzimmer in die Gewalt eines so dummen und widrigen Menschen fallen sollte.
Ros. Ich erinnere mich noch, daß er mir eines Tages auf der Straße nachlief. Er machte, daß alle Leute über ihn lachen mußten; und wenn er unter meinem Fenster vorbey geht, so macht sich die ganze Nachbarschaft über ihn lustig.
Coral. Ich selber habe ihm manchmal ins Gesicht hinein gelacht.
Ros. Er hat aber doch Anlaß gegeben, daß man nichts mehr von dem Herrn Florindo hört. Hat er denn schon mit meinem Vater gesprochen? Vielleicht hat er gar noch nicht daran gedacht.
Coral. Er ist Willens, es heute zu thun.
Ros. Nun, höre sie nur, Corallina, ich will frey mit ihr reden. Ich sähe nicht gern, daß sie diese Sache, aus guten Willen für mich, unternommen, und daß Herr Florindo etwann wenig Lust dazu hätte, sondern es bloß aus Gefälligkeit thäte. Ich schätze ihn hoch, und wünschte, daß ihn mir

mein Vater vorschlüge, wenn seine Sachen einmal in Ordnung wären; doch wenn er mir wirklich auch nicht recht gut wäre, so bin ich dennoch nicht im Stande, ihn gänzlich aus meinem Herzen zu verbannen; deswegen wollte ich nicht, daß wir Beyde zugleich unglücklich wären.

Coral. Sie reden, ihrer Jugend ungeachtet, als ein sehr vernünftiges Frauenzimmer. Herr Florindo ist gerade auch dieser Meynung. Er steht ebenfalls im Zweifel, daß eine Heirath, die durch eine dritte Person geschlossen wird, mehr aus Wohlstand, als aus Neigung, verbindlich mache. Und bey so einer Sache wäre es in der That allemal besser, wenn sich die zu verheirathenden Personen, bevor man zum Schlusse käme, einander wenigstens einmal sprächen, damit sie sich ihrer beyderseitigen Liebe versichern könnten. Dann würde eine gute Ehe daraus werden. Wenn man aber von einander entfernt ist, kann man sich leicht trügen; die Fenster verstellen die Wahrheit, und man pflegt im Sprichwort zu sagen: Aus dem Umgange lernt man einen Menschen erst recht kennen.

Ros. Ja; aber wie sollte man es denn machen, daß mich Herr Florindo in der Nähe sehen und mit mir sprechen könnte? Ich glaube, das wird schwer angehn. Zu mir ins Haus wird er auch nicht kommen, wenn ihm mein Vater nicht zuvor das Jawort giebt; und wenn er das weg hat, so ist hernach alles unnöthig.

Coral. Könnten sie denn nicht einmal einen Morgen oder einen Nachmittag, so wie jetzt, heimlich

zu mir kommen, und sich hier mit dem Herrn Florindo unterreden? —

Ros. Ey, davor behüte mich der Himmel! Wenn Herr Florindo zu Hause gewesen wäre, würde ich nimmermehr hergekommen seyn. Ich schickte deswegen Brighellen voraus. Doch, ich werde besser thun, daß ich wieder fortgehe, ehe er wieder nach Hause kömmt —

Coral. Ey, bleiben sie, ohne Bedenken, da; jetzt kömmt er noch nicht wieder.

Ros. Wo ist er denn hingegangen?

Coral. Ich glaube zu seinem Vater.

Ros. Kommen denn seine Sachen bald zum Vergleich?

Coral. Ich hoffe, daß es diesen Abend geschehen wird.

Ros. Warum redt er denn also nicht mit meinem Vater?

Coral. So viel ich glaube, will er sie zuvor sprechen.

Ros. Ja, wenn man nur wüßte wie!

Coral. Es ist kein anderes Mittel, als daß sie noch einmal zu mir kommen.

Ros. Und wenn es nun die Leute erfahren?

Coral. Es soll es keine Seele erfahren.

Ros. Aber wie weis ich denn, wenn ich kommen soll?

Coral. Lassen sie mich nur machen; es ist genug, daß sie mir das Wort geben, daß sie mit ihm sprechen wollen, wenn ich ihnen Nachricht davon geben werde.

Ros. Wenn es in meiner Gewalt steht, so komme ich gewiß.

Coral. Sie geben mir also ihr Wort?

Ros. Ja, das gebe ich ihnen.
Coral. Wenn das ist, so lade ich sie gleich jetzt ein.
Ros. Wozu denn?
Coral. Mit dem Herrn Florindo zu sprechen.
Ros. Wo denn?
Coral. Hier, in diesem Hause.
Ros. Ich habe nicht so lange Zeit zu warten, bis er wiederkömmt.
Coral. Er ist schon wieder zu Hause.
Ros. Was?
Coral. Verzeihen sie mir, Mamsell, und werden sie nicht böse; er ist in diesem Zimmer da.
Ros. Das ist eine Verrätherey.
Coral. Eine Verrätherey? Habe ich ihn denn rufen lassen?
Ros. Sie hat mir ja durch Brighellen sagen lassen, daß er nicht zu Hause wäre.
Coral. Damals war er auch nicht zu Hause.
Ros. Aber jetzt —
Coral. Und jetzt ist er wieder da.
Ros. So gehe ich fort.
Coral. Aber ihr Wort?
Ros. Was für ein Wort?
Coral. Haben sie mir denn nicht versprochen, daß sie kommen wollten, wenn ich es ihnen sagen ließ?
Ros. Ja, ich habe aber auch gesagt, wenn es in meiner Gewalt stünde.
Coral. Unvergleichlich! Sie können nicht kommen, und sind doch schon da.
Ros. Lasse sie mich immer gehn, Corallina.
Coral. Sie wollen also ihr Wort nicht halten?
Ros. Sie hat mir es abgezwungen. Sie ist eine

Coral. O, wenn sie das glauben; so kommen sie nur nicht wieder zu mir.

Ros. Nehme sie es nicht übel, und werde sie nur nicht gleich böse.

Coral. Ich komme, ich komme gleich. (Sie stellt sich, als ob man sie gerufen hätte.)

Ros. Wo will sie hin, Corallina?

Coral. Zu Florinden, meinem Herrn.

Ros. Hat er mich gesehn?

Coral. Wenn er nicht blind ist.

Ros. Was wird er zu meiner Schwachheit sagen?

Coral. Er wird sich wundern, warum sie wieder fortgehn wollen.

Ros. Nein, warum ich hergekommen bin.

Coral. Er wird sagen, daß sie ein bloses Kinderspiel mit ihm treiben.

Ros. Was meynt sie damit?

Coral. Daß sie ihr Dienergen machen, und wieder fortgehn.

Ros. Ey, ich dachte gar!

Coral. Ich komme gleich. (wie oben.)

Ros. Ein andermal will ich wieder zu ihr kommen, wenn sie mir es zu rechter Zeit sagen läßt.

Coral. Ey! Warum machen sie aber so viel Umstände mit mir? Wer bin ich denn? Ein Plappermaul, dem man nichts anvertrauen darf? Eine Schwätzerin, die alles in der Stadt wieder ausplaudert? Bin ich denn nicht diejenige, von der sie sagten, daß sie sich auf sie verlassen könnten? Schamhaftigkeit und Blödigkeit sind, bis auf einen gewissen Grad, ganz gut; aber dergleichen Einfalt schickt sich nicht für sie. Wenn sie

Willens sind, mit dem Herrn Florindo zu sprechen, was liegt denn daran, ob es heute oder morgen geschieht? Ist es denn nicht einerley? Sind das nicht Tändeleyen? Dergleichen Dinge kann ich gar nicht leiden. Weil sie einmal da sind, so bleiben sie da. Herr Florindo ist hierinne; ich will ihn herrufen; sie können ihn sehen, mit ihm sprechen, alles gleich mit ihm abmachen und auf eine geziemendere und anständigere Art wieder fortgehn. (Sie geht in Florindens Zimmer.)

Ros. O Himmel! Was fange ich an? Bleibe ich da, oder gehe ich fort? Corallina hat mich ganz verwirrt gemacht; sie hat mich ganz betäubt.

Vierzehenter Auftritt.

Corallina, Florindo und Rosaura.

Coral. Pfui doch! Stellen sie sich nur auch fein schamhaft. (zu Florinden, indem sie ihn auf Rosauren zu stößt.)

Flor. Wenn sie nur nicht glaubt —

Coral. Was soll sie denn glauben? Wenn sie glaubt, daß sie ihr gut sind, das ist es alles.

Ros. Corallina, hat sie nicht noch mehr dergleichen Strümpfe?

Coral. O ja, Mamsell, Strümpfe, so viel sie ihrer verlangen; aber nur diesen einzigen Herrn hab' ich.

Flor. Unterthäniger Diener, Mademoiselle.

Ros. Ihre Dienerin.

Coral. Nu, nu, so gefällt mirs.

Ros. Adjeu, Corallina. (Sie will abgehn.)

Coral. Wollen sie gehn? (zu Rosauren.)

Ros.

Ros. Mein Vater schläft.
Flor. Wenn er schläft, so können sie sich ja noch ein wenig aufhalten. (zu Rosauren.)
Ros. Vielleicht ist er schon aufgewacht.
Coral. Sie haben noch eine ganze Stunde Zeit. Ich kann ihn durchs Fenster sehn, wenn er aufgestanden ist.
Flor. Ich muß heute auch noch mit dem Herrn Pantalon sprechen.
Ros. Haben sie etwas mit ihm zu verabreden?
Flor. Ja, ich habe ein kleines Geschäffte.
Ros. Ein kleines Geschäffte?
Flor. Ich meyne nur —
Coral. Etwas so und so —
Flor. (Wie weit schöner sieht sie nicht aus in der Nähe, als von ferne!)
Ros. (Es wird mir ganz heiß.)
Coral. Meinen Gedanken nach, Herr Florindo, werden sie wohl Mamsell Rosaurens wegen mit dem Herrn Pantalon sprechen wollen?
Flor. Recht, recht.
Ros. Meinetwegen, mein Herr? (zu Florinden.)
Flor. Ach, wenn ich würdig wäre —
Ros. Sie beschämen mich.
Coral. Meine guten Kinder! Sie sprechen nicht viel; aber ihre Augen sagen desto mehr.
Flor. Mademoiselle Rosaura, ich muß meine Blödigkeit überwinden, und ihnen sagen, daß ich sie liebe.
Coral. Recht so!
Ros. Ich verdiene so viel Gütigkeit nicht von ihnen — aber —

Coral. Nun, so sagen sie es doch heraus.
Ros. Aber seyn sie versichert, daß ich viele Achtung für sie habe —
Coral. Was wollen sie nun mehr? Sie hat viele Achtung für sie. (zu Florinden.)
Flor. Sie sind allzu gütig, Mademoiselle.
Ros. Sie verdienen es so.
Flor. Wenn mir der Himmel beysteht, so will ich alle diejenigen Wege einschlagen, durch die ich sie erhalten kann.
Ros. Sie machen mich ganz irrig.
Flor. Werden sie es zufrieden seyn, wenn mich Herr Pantalon mit seiner Einwilligung beehrt?
Ros. Warum nicht?
Flor. Kann ich mich auf ihr Wort verlassen?
Ros. Ja, mein Herr.
Flor. So geben sie mir denn ihre Hand zur Versicherung.
Coral. Halt, so ist es genug! Diese Ceremonien gehen gar zu weit. Es kam nur darauf an, daß man wissen wollte, ob ihre Gemüther mit einander einstimmeten; nun aber, da sie davon überzeugt sind, müssen die Sachen in ihrer Ordnung gehn, und Herr Pantalon muß erst etwas davon wissen, bevor sie sich die Hände geben. Ich bin eine ehrliche Frau, und gebe nicht zu, daß sie so in Geheim —
Ros. Stille, Corallina, beschäme sie mich nicht weiter. Ihre Dienerin. (gebt ab.)
Flor. Wohin? (Er will ihr nachfolgen.)
Coral. Bleiben sie da. (zu Florinden.)
Flor. Sie hat sie böse gemacht.

Coral. Warten sie, Leichtfertiger! Sie sind auf einmal aufgewacht.

Flor. Ach Himmel! Ich bin doch auch nicht von Stein. Sie weis ja, was ich ihr gesagt habe. Habe ich ihr meine Hand nicht von ganzen Herzen angeboten? Wenn sie sie aber ausschlägt, und mich so einer Gefahr aussetzt, so sage ich ihr noch einmal, daß ich nicht von Stein bin.

(geht ab.)

Coral. Und mir freuet es, daß sie einander gefallen. Ich hoffe, daß sie im Kurzen vergnügt seyn sollen, wenn mein Vorhaben nicht mislingt. O, wenn mich Jemand, bey dieser Gelegenheit gesehen hätte, so würde ich gewiß mit dem Titel einer Kuplerin beehrt worden seyn; aber man würde alle diejenigen so nennen müssen, die eine rechtmäßige Heirath stiften. Doch zuletzt soll die Welt noch erfahren, wer ich bin. Sie soll erfahren, daß ich Muth genug gehabt habe, einem vornehmen Bräutigame, einer beneidenswürdigen Gelegenheit, einem großen Glücke, aus zartem Gefühl für meine Ehre, aus Eifer zur Treue, aus Verbindlichkeit gegen wahre Rechtschaffenheit und uneigennützige Freundschaft, zu entsagen.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Octaviens Zimmer mit einem Schreibtische, Lichtern, Stühlen und einer verborgenen Thür auf der einen Seite.

Beatrice und ein Bedienter.

Beatrice.

Gebt Acht, wenn der Notarius kömmt; laßt ihn die geheime Treppe heraufgehen, und sagt mir es sogleich, damit ich ihn dort hereinlasse. (Sie zeigt auf eine kleine Thür.)

Der Bed. Zu dero Befehl.

Beat. Was macht Herr Octavio im Saale?

Der Bed. Er geht auf und ab, und seufzt.

Beat. Sagt ihm, daß er hereinkomme, ich hätte etwas mit ihm zu sprechen.

Der Bed. Gleich, Madam.

Beat. Es ist doch wahr, daß er sich vor dem Testamente fürchtet. Ich glaube auch, daß er bisweilen einige Zärtlichkeit gegen seinen Sohn fühlt; und deswegen darf ich nicht allzu sicher seyn. Ich thue wohl daran, daß ich aufs Testament dringe; er kann es zwar hernach wieder umstoßen; aber so lange ich lebe, wird es schwer halten. Ich

werde

werde ihm keine Gelegenheit verstatten, es zu thun. Da kömmt er; ich muß ihm einen Zeitvertreib machen.

Zweyter Auftritt.

Octavio und die Vorige.

Oct. Was willst du, mein Kind?

Beat. Komm her, mein liebes Männchen. Was fehlt dir denn, daß du so allein herumspazierst?

Oct. Die Blähungen martern mich so. Bewegung kann mir nicht schaden.

Beat. Nun, du bist lange genug herumgegangen; setze dich.

Oct. Ja, mein Schatz; weil du mir es heißt, will ich es gern thun.

Beat. Ich sorge immer für deine Gesundheit, für deine Beqvemlichkeit und dein Vergnügen.

Oct. Ich danke dir recht von Herzen. Die Zeit vergeht; vielleicht kömmt der Notarius gar nicht.

Beat. Ey, denke doch jetzt nicht an den Notarius. Wenn er kömmt, so ist er da; kömmt er nicht, so kann er es auch bleiben lassen. Wenn das Testament heute Abend nicht gemacht wird, so kann es ja ein andermal geschehn. Es braucht ja nicht so viel Eilens.

Oct. Es ist wahr; sagte ichs doch auch.

Beat. Was willst du denn diesen Abend essen?

Oct. Ein wenig Suppe — und wenn du meynst ein Paar Fleischklößergen.

Beat. Ich habe dir was recht Gutes zugerichtet.

Oct. Sieh doch!

Beat. Und zwar mit meinen eigenen Händen.
Oct. Ey geh doch!
Beat. Eine Milchtorte mit Kräutern.
Oct. Gut! Und die hast du selbst gemacht?
Beat. Ja, ich selbst.
Oct. Nun, die muß recht gut seyn.
Beat. Wir wollen sie mit einander essen.
Oct. Noch besser! Aber mache nur bald. Wir wollen essen, und hernach gleich zu Bette gehn.
Beat. Die Torte wird eben gebacken.
Oct. So müssen wir indessen etwas vornehmen.
Beat. Was möchtest du wohl gern machen?
Oct. Wir wollen ein Bischen in der Karte spielen.
Beat. Wir Beyden alleine?
Oct. Ja; du und ich.
Beat. Was denn für ein Spiel?
Oct. Mariage.
Beat. Unter uns Beyden gehts nicht gut.
Oct. Ey, ich will nun Mariage, Mariage, spielen.
Beat. Laß uns lieber Bazzica *) spielen.
Oct. Auch das, mein Kind; wie du willst.
Beat. (Was man für Geduld mit dem alten Kerl haben muß!) Nun will ich Karte geben.
Oct. Wie hoch wollen wir denn spielen?
Beat. Doch um was zu spielen, so mag die Partie einen Dreyer gelten.
Oct. Ja, die Partie einen Dreyer. Aber wenn ich gewinne, so mußt du mich auch bezahlen.

Beat.

*) Bazzica ist ein Spiel in der Karte. Man giebt einem Jeden drey Blätter, und man sagt, daß man Bazzica habe, wenn die Zahl der Augen in diesen drey Blättern nicht über neune geht.

Beat. Das versteht sich. (Sie giebt Karte.)
Oct. Andere Karten.
Beat. Mir auch.
Oct. Ach, warte doch einmal. Ich habe Bazzica, und habe es nicht gesehn.
Beat. Nein, mein Herr; du hast gesagt, ich passe, und nun mußt du passen.
Oct. Wenn ich aber Bazzica habe?
Beat. Das thut nichts.
Oct. Ich hatte es ja nicht gesehn.
Beat. Versehn ist auch verspielt.
Oct. Nun, so schmeiße ich sie alle weg. (Er wirft die Karten auf den Tisch und redt nicht.)
Beat. Dienerin. (Einen Verdruß weniger!)
(Sie schmeißt die Karten auch weg. Sie schweigen Beyde ein wenig stille, ohne ein Wort zu reden, und einander anzusehn; hernach zieht Octavio seine Brille heraus, setzt sie auf die Nase und mischt die Karte.)
Oct. Heb' ab.
Beat. (Sie hebt ab, ohne zu reden.)
Oct. (Er giebt Karte.)
Beat. Bazzica.
Oct. Gut — Nein, nein. Bazzicotto, Bazzicotto! *)
Beat. Es ist zu spät. Bazzica.
Oct. Ich hatte den Comodin nicht gesehn.

*) Man sagt, daß man Bazzicotto habe, wenn die drey Karten, eine, wie die andere, sind, und zwar mit Hülfe eines Comodin, wozu man dir vier Sieben macht.

Beat. Nun, ich will dir Bazzicotto gelten lassen.
Oct. Ich schreibe sieben Striche an — Nein, ich danke, mein Herzchen; du mußt geben.
Beat. (Nun kann ich bald nicht mehr! (Sie mischt und giebt die Karten.)
Oct. Bazzica!

Dritter Auftritt.

Ein Bedienter und die Vorigen.

Der Bed. (Madam, der Notarius ist da.) (sachte zu Beatricen.)
Oct. Was giebts? Bazzica.
Beat. (Macht jene Thür auf und laßt ihn herein gehn. (sachte zum Bedienten.)
Oct. Bazzica. Ists gut?
Beat Ja, es ist gut.
Oct. Da ist es, sechse. Karten! (Er verlangt andere Karte.)
Beat. (Sie giebt ihm ein Blatt.)
Oct. Karten. (wie oben.)

Vierter Auftritt.

Agapito durch die geheime Thür, Corallina, als Notarius verkleidet, die etwas zurückbleibt, und die Vorigen.

Agap. Unterthäniger Diener.
Oct. Ihr Diener. Karten. (zu Beatricen.)
Beat. Willkommen, Herr Agapito.
Oct. (Daß dich doch der Henker!) Karten. (wie oben.)

Beat. (Sie legt die Karte weg.)
Oct. Wir wollen es hernach vollends ausspielen. Ich habe sieben Striche. Ueberdieß noch Bazzica und ein Blatt in der Hand.
Beat. Herr Notarius, wer ist denn dieser Herr?
(Sie zeigt auf Corallinen.)
Agap. Ein junger Mensch, den ich mit mir zu nehmen pflege. Er schreibt die Concepte, die ich ihm diktire. Er schreibt sie ab, dient zum Zeugen, und erlernt die Kunst bey mir.
Beat. Lassen sie ihn doch näher kommen.
Agap. Vergeben sie, ich verstatte ihm nicht zu viel Freyheit. Er wird schon näher kommen, wenn es nöthig seyn wird.
Beat. Da ist Herr Octavio, der ein großes Verlangen hat, sein Testament zu machen.
Oct. Ah, mein Verlangen ist eben so groß nicht. Ich bin, dem Himmel sey Dank, noch kein Greis. Ich befinde mich wohl, und habe noch lange Zeit, daran zu gedenken.
Agap. Nach ihrer Beqveimlichkeit. Ich bin auch nicht hergekommen, ihnen zu rathen, daß sie ein Testament machen sollen. Man hat mich gerufen, und ihnen zu gehorchen, bin ich gekommen.
Oct. Was haben wir denn gutes Neues, Herr Notarius?
Agap. Ich wüßte eben nichts, das —
Oct. Wollen sie Bazzica mit spielen?
Beat. Mein lieber Octavio, du wirst ja ärger, als ein Kind. Alle Augenblicke änderst du deinen Sinn. Bald ja, bald nein. Bald willst du, bald willst du wieder nicht. Soll ich dir es deutsch

heraus sagen? Ich ärgere mich über dich, und muß fast glauben, daß du es nur deswegen thust, mich entweder zur Verzweiflung zu bringen, oder mich zur Närrin zu haben und meinen Feinden zum Gelächter zu machen.

Oct. Sieh nur, was du für wunderliche Gedanken im Kopfe hast. Herr Notarius, hier bin ich, ich will das Testament machen.

Agap. Ganz gut; ich bin zu ihren Diensten. Haben sie nicht schon so was gemacht? Nichts schriftlich aufgesetzt?

Oct. Nein, ich habe noch nichts aufgesetzt. Wir wollen unter uns Beyden schon was zu Papier bringen.

Agap. Madam Beatrice wird wohl so gütig seyn, und uns ein wenig alleine lassen.

Beat. Wie so? Kann ich denn nicht auch dabey seyn?

Agap. Wer ein Testament machen will, muß frey und ungezwungen seyn. Nehmen sie es nicht übel, ich pflege es allemal so zu halten.

Beat. Sage mir doch, mein lieber Octavio, erinnerst du dich auch alles deines Vermögens? Alles dessen, was du besitzest? Und was für Verordnung du zu treffen gedenkst?

Oct. Die Wahrheit zu gestehn, so ist mir der Kopf jetzt ganz verwirrt. Ich erinnere mich gar nichts mehr.

Beat. So wollen wir es so machen, wenn du es zufrieden bist. Ich will mit dem Herrn Agapito in mein Zimmer gehn und da wolln wir einen kurzen Entwurf über alles machen; den soll er

dir

dir hernach vorlesen, da kannst du denn hören, obs recht ist und dich mit ihm über die ganze Verordnung berathschlagen, ja alles das thun, was dir der Himmel eingeben wird. Bist du es so zufrieden?

Oct. Recht sehr.

Beat. Wird es so gut gehn, Herr Notarius?

Agap. Ach ja.

Beat. Nun, so lassen sie uns dann gehn.

Agap. Ich stehe zu ihren Diensten. Monsieur Narcisso, bleibe er da, und leiste er dem Herrn Octavio so lange Gesellschaft, bis ich wiederkomme. (zu Coral.)

Coral. (Sie macht, an dem Orte, wo sie steht, eine tiefe Verbeugnng.)

Beat. Kann er nicht reden? (zu Agapito.)

Agap. Er ist etwas furchtsam.

Beat. (Sie werden wohl mit einander einschlafen. Und ich werde für meinen Nutzen wachen. Herr Agapito soll mir ein Testament nach meinem Sinne machen. (geht ab.)

Agap. (Corallina wird das schon alleine verrichten, was wir Beyde zusammen thun sollten.) (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Octavio und Corallina.

Oct. (Ich kann es kaum erwarten, bis ich dieser Sorge los bin. Es ist mir, als wenn ein ganzer Berg auf mir läge.)

Coral. (Sie tritt näher zu ihm.)

Oct. Setzen sie sich doch, mein Herr. (zu Coral.)
Coral. Ich werde mir ihre gütige Erlaubniß zu Nutze machen.
Oct. Also wollen sie auch ein Notarius werden?
Coral. Ja, mein Herr.
Oct. Wie alt sind sie?
Coral. Etwas über zwanzig Jahre.
Oct. Ach, da ich in ihrem Alter war!
Coral. (Er kennt mich noch nicht.)
Oct. Wo sind sie her?
Coral. Aus dieser Stadt.
Oct. Wer ist denn ihr Vater?
Coral. Kennen sie mich denn nicht?
Oct. Nein, wahrhaftig nicht. Kennen sie mich?
Coral. Ey, freylich!
Oct. Wo haben sie mich denn gesehn?
Coral. In diesem Hause.
Oct. (Er setzt die Brille auf.) Und ich kenne sie doch nicht.
Coral. Das merke ich wohl.
Oct. Ihre Bildung kömmt mir nicht fremd vor; aber ich erinnere mich doch nicht, wer sie sind.
Coral. Sehen sie mich nur recht an; sie werden mich wohl kennen.
Oct. Die Stimme kömmt mir auch bekannt vor — Ach, das liebe Alter! Ich merke wohl, daß ich ein wenig zu Jahren komme. Ich verliere nach und nach mein Gedächtniß.
Coral. Die Luft, die durch diese Thür da hereinzieht, wird ihnen schädlich seyn; erlauben sie wohl, daß ich sie zumachen darf?
Oct. Ja, mein Lieber, machen sie sie zu. (Ein hübscher Bursche!)

Coral. (Sie steht auf, und schließt die Thür zu, durch die Beatrice hinausgegangen ist.) (Nun wird Muth dazu erfodert. Aber ich hab es nun einmal über mich genommen.) (Sie setzt sich wieder.)

Oct. Nun, so sagen sie mir doch, wer sie sind?

Coral. Aber sollten sie mich denn gar nicht kennen?

Oct. Ach, ich gehe schon seit vielen Jahren mit Niemanden mehr um. Ich kenne sie nicht.

Coral. Hören sie denn die weibliche Stimme nicht?

Oct. Nehmen sie nicht übel — Sind sie vielleicht ein Musicus?

Coral. Nein, mein Herr; aber eine Musica.

Oct. Wie! Eine Weibsperson? —

Coral. Kennen sie mich denn noch nicht?

Oct. Haben sie die Thür zugemacht?

Coral. Ja, mein Herr.

Oct. Haben sie etwas nöthig? Befehlen sie nur.

Coral. Der Himmel gebe es ihnen zu Gute! Sie werden immer jünger.

Oct. Ich lebe ordentlich. Ich habe keine Strapazzen. Sagen sie mir doch, mein Kind, wie ist denn ihr Name?

Coral. Ich heiße Corallina.

Oct. Was? — Ih Potztausend! — Corallina? (mit der Brille auf der Nase.)

Coral. Da sieht mans, daß sie mich völlig vergessen haben.

Oct. Ih! Ich war hundert Meilen weit von dir. In so einer Tracht, um so eine Zeit, wer hätte sich das wohl sollen träumen lassen? Und dann muß ich dir auch sagen, daß ich nicht gut sehe. Wie kömmst du aber hieher? Was ist denn die Ursache?

Coral. Ich bin mit Lebensgefahr her zu ihnen gegangen, und das bloß aus Liebe zu ihnen.

Oct. O weh! Was hats denn gegeben?

Coral. Ach, man geht sehr schelmisch mit ihnen um.

Oct. Und wer denn?

Coral. Ihre Frau.

Oct. Ah, geh doch! Da stimmst du dein altes Liedchen schon wieder an. Alle sind wider diese arme Frau.

Coral. Aber jetzt kömmts aufs Aeußerste —

Oct. Ich werde meine Frau rufen.

Coral. Seyn sie ruhig, Herr Octavio, ärgern sie sich ums Himmels willen nicht. Ich bin hergekommen, sie, nach so langer Zeit, einmal wieder zu sehn, weil ich ihre angenehme Gegenwart so lange habe entbehren müssen. Ich will diese kostbaren Augenblicke nicht mit verhaßten Dingen zubringen. Sie sind ein vernünftiger Mann, der meines Raths nicht nöthig hat. Wir wollen von etwas anderm reden. Befinden sie sich noch wohl? Sind sie noch fein hübsch gesund? Denken sie auch bisweilen noch an ihre arme Corallina? Ach, mein theuerster Herr Octavio, ich liebe sie recht zärtlich. Erlauben sie, daß ich ihnen die Hand küsse.

Oct. Ach, meine liebe Corallina! Ich bin dir immer gut gewesen; aber du hast mich, in meinen alten Tagen, nun so verlassen.

Coral. Ich habe es aus Mitleiden für ihren Sohn gethan.

Oct. Was macht der?

Coral. Der arme Mensch! Das können sie sich leicht einbilden.

Oct.

Oct. Es ist seine eigene Schuld. Er hätte nicht so übermüthig seyn sollen.

Coral. Ach! In seiner Jugend muß er schon so viel leiden!

Oct. Was leidet er denn?

Coral. Mangel am Brodte, Bedürfniß an allem, Schande, sich aus dem Hause verstoßen zu sehen, aber was er am meisten recht herzlich beweint, ist, sich des Anblicks seines besten Vaters beraubt zu sehn —

Oct. Geh, betrübe mich nicht. In so einem Alter, worinn ich bin, muß man nicht weinen. (aufgebracht.)

Coral. Es ist wahr, ich bin sehr unbesonnen. Verzeihen sie mir; wir wollen von lustigen Dingen reden. Wissen sie wohl, daß ich mich gern wieder verheirathen möchte?

Oct. Da thust du wohl daran. Du bist noch jung; und ich will dir es nur aufrichtig sagen, es schickt sich auch nicht für dich, daß du dich bey Florinden aufhältst.

Coral. Das ist wahr, ich sage es selber. An meiner Ehre ist mir mehr gelegen, als daß ich länger bey ihm bleiben sollte. Bey allen dem geht er mich ja auch nichts an. Er mag zerrissen und zerflickt gehn, und das, was sie ihm auf einen ganzen Monat geben, in einem Tage verthun; was hab ich mich denn darum zu bekümmern? Ich bin ja seine Mutter nicht. Bis hieher habe ich mir alle Mühe gegeben, ihm beyzustehn, ihn in der Ordnung zu erhalten und ihm mit meiner Arbeit und meinem Fleiße zu helfen; aber nun=

nunmehro bis ich es satt. Ich muß auch einmal auf mich selbst denken. Er mag immer ins Unglück und ins Elend hinein rennen. Es ist seine eigene Schuld. Nein, Herr Octavio, wir wollen lieber von lustigen Dingen reden.

Oct. Aber, warum soll er denn ins Elend und Unglück rennen? Sind denn sechs Thaler des Monats nicht genug für ihn? Kann er denn nicht mit vier bis fünf Groschen des Tages auskommen?

Coral. Ja, die müßten nun wohl zureichen. Er muß zusehn, wie er es macht. Aber kleiden soll er sich doch auch davon. Er soll spielen, und alles mitmachen, was seine andern in Verzweiflung gebrachten Cameraden thun.

Oct. Wie! Und du verlangest, daß er sich mit dergleichen lüderlichen Herumstreichern abgeben soll?

Coral. Hören sie nur. Ein müßiger junger Mensch, der außer seines Vaters-Hause ist, wenig Einkünfte hat und an allen Mangel leidet, der muß in ein lüderliches Leben gerathen. Ich habe ihn bisher noch im Zaume gehalten; aber nun bin ich es überdrüßig. Ich will mich wieder verheirathen, mein Herr Octavio, die Welt genießen, lustig leben und an keinen Verdruß weiter gedenken. Ich will es so machen, wie sie. Immer fein lustig, fein lustig seyn.

Oct. Du sagst mir da wunderliche Dinge von meinem Sohne vor.

Coral. Nun, sehn sie nur! Ich will sie vergnügt machen, und sie werden niedergeschlagen. Meine Schuld ist es nicht. Lassen sie uns von lustigen Dingen reden.

Oct. Ich weis nicht, was ich für eine Unruhe in meinem Herzen fühle. Deine Reden haben mich ganz traurig gemacht.

Coral. Ey, Herr Octavio, es sind nicht meine Worte, die sie unruhig machen.

Oct. Was denn sonst?

Coral. Ihr Gewissen.

Oct. Was habe ich denn Böses gethan? Worinne habe ich denn gefehlt?

Coral. Halten sie das für eine Kleinigkeit, daß sie einen Sohn ins Unglück bringen, um den Geitz der Stiefmutter dadurch zu unterstützen? Wissen sie nicht, daß die unterdrückte Unschuld des armen Florindo den Himmel um Rache wider sie und wider seine Stiefmutter anruft? Wenn er sich, aus Verzweiflung, einer lüderlichen Lebensart überläßt, wer wird alsdann Schuld an seinem Unglücke seyn? Wer wird die Strafe seiner Laster verdienen? Wer wird seine Ausschweifungen zu verantworten haben? Sie, mein Herr, sie ganz allein, der sie so lange Jahre, als ein rechtschaffener, vernünftiger und redlicher Mann gelebt haben: Und dann wollten sie ihr Leben, ihrer Frau wegen, voller Vorwürfe und voller Reue beschliessen? Aber ich will sie nicht weiter betrüben; lassen sie uns von lustigen Dingen reden.

Oct. Ach, ich denke jetzt an keine Lust, an keine Freude. Liebste Corallina, ich fühle einen Stachel in meinem Herzen. Ich bin alt; ich bin dem Tode nahe. Ach, ich zittere! Stehe mir mit deinem Rathe bey, ich bitte dich.

Coral. Kennen sie Frau Beatricen?

Oct. Freylich kenne ich sie.
Coral. Was wollen sie wetten, sie kennen sie nicht?
Oct. Es ist ja meine Frau, die werde ich doch kennen.
Coral. Und wie lange ist sie denn ihre Frau?
Oct. Weißt du das nicht? Schon ein Jahr.
Coral. Ein Frauenzimmer recht kennen zu lernen, da sind zehen Jahre nicht hinlänglich. Sie kennen sie nicht.
Oct. Warum aber nicht?
Coral. Wenn sie sie kenneten, so würden sie sich nicht so bey der Nase von ihr herumführen lassen.
Oct. Geh! Du weißt ja, daß ich ihr gut bin; ich bin mit ihr zufrieden; mache mich nicht verdrüßlich.
Coral. Sie haben Recht. Wir wollen von lustigen Dingen reden. Es geht mich ja auch so nichts an. Es ist zwar wahr, daß ich in ihrem Hause gebohren worden bin, daß ich sie wie meinen Vater geliebt habe, und auch noch liebe; aber ich bin doch nichts weiter, als eine arme Magd. Was hab' ich mich denn darum zu bekümmern, daß sie sich von einer listigen Frau hintergehn lassen? Daß sie sie, in ihrer Gegenwart, liebkoset, hinter dem Rücken aber auf sie schmähet? Daß sie thut, als wenn sie sie recht sehr lieb hätte, und es doch kaum erwarten kann, bis sie sterben? Daß sie sie so weit bringet, ihren leiblichen Sohn zu verstoßen, um dem Stiefsohne alles zuzuwenden? Daß sie in sie dringet, ein Testament zu machen, um sich ihres eigenen Glücks zu versichern, damit sie hernach den Tod ihres guten, alten Wohlthäters beschleunigen kann? Alle diese

Dinge können mir doch, am Ende, weder schaden noch helfen. Ich will also lieber gar nicht mehr daran denken; ich will gar nicht mehr davon sprechen. Lassen sie uns von lustigen Dingen reden, Herr Octavio.

Oct. Ach, Corallina — nichts mehr von lustigen Dingen; lieber von traurigen, von erbärmlichen — Wie! Sie will, daß ich ein Testament machen soll, damit sie hernach meinen Tod desto eher beschleunigen könne?

Coral. Das ist nur allzu wahr. Aber ich mag sie nicht verdrüßlich machen. Wir wollen lieber von etwas andern reden.

Oct. Ah, wenn ich nur recht dahinter kommen könnte! Ich wollte einen ganz andern Entschluß fassen, ehe ich stürbe.

Coral. Herr Octavio, wir wollen ganz gelassen reden, ohne daß sie sich Unruhe machen dürfen. Was für Unrecht thun sie Madam Beatricen, wenn sie, auf eine kurze Zeit, ein Mistrauen in sie setzen?

Oct. Ich thue ihr damit gar kein Unrecht.

Coral. So machen sie es dann so. Setzen sie, nur auf eine Stunde, ein Mistrauen in sie, und ich verbinde mich, daß sie die Wahrheit mit Händen greifen sollen. Sie zeigt entweder, daß sie eine redliche Frau ist, und da mögen sie dann alles nach ihrem Sinne machen; oder sie ist eine Betrügerin, eine Lügnerin, und alsdann thun sie, was sie für gut befinden.

Oct. Du hast recht — Aber wie soll ich diese Probe anstellen?

Coral. Hören sie nur, machen sie es so — Aber ich möchte ihnen nicht gern, mit verdrüßlichen Unterhaltungen, beschwerlich fallen. Wollen wir nicht lieber etwas anders reden?

Oct. Nein, nein, wir wollen bey der Sache bleiben. Mir ist viel daran gelegen.

Coral. Sie müssen einen Muth fassen, und es so machen — (es wird an der verschlossenen Thür geklopft.) O weh! Man klopft.

Oct. Wer muß das seyn?

Coral. Wir müssen doch aufmachen.

Oct. Aber — Unsere Unterredung —

Coral. Auf ein andermal. (es wird wieder gepocht.)

Oct. Verstecke dich; geh in mein Zimmer; dahin wird Niemand kommen.

Coral. Sagen sie mir es, wenn Gefahr bey der Sache ist. Der Himmel gebe doch, daß ich mein Vorhaben ausführe!) (Sie geht in ein Zimmer, am Ende des Theaters.)

Sechster Auftritt.

Octavio, hernach Harlekin.

Oct. O, ich befinde mich in der größten Verwirrung! Ich armer Mann! Wenn es wahr wäre — Ach, ich hoffe doch nicht, daß es wahr seyn wird. (Er macht auf.) Was willst du? (zu Harlekin, der an der Thür steht.)

Harl. Der Herr Notarius sagte, sie sollten ihm — etwas schicken —

Oct. Was denn?

Harl. Sie sollten ihm — der, den, das — schicken —

Oct.

Oct. Aber was denn? Sage es doch nur geschwind.
Harl. Ah ja, ja! Den Contrast der Verlobten.
Oct. Was Teufel sagst du? Ich verstehe dich nicht.
Harl. Es ist mir wahrhaftig, als wenn er so gesagt hätte.
Oct. Du bist ein Tölpel. Er kann nicht so gesagt haben.
Harl. Ha, jetzt fällt mirs ein. Den Stift von der Ehe.
Oct. Ey, geh zum Henker, dummer Narr.
Harl. Er hat mir aber so gesagt.
Oct. Es kann nicht möglich seyn.
Harl. Die Frau sagte, sie sollten ihr die Hochzeitschrift schicken, die sie in den Schrank gelegt hätten.
Oct. Klotz! Du wirst die Eheverschreibung meynen, die ich im Schranke liegen habe.
Harl. Ja, so, präter propter.
Oct. Nun verstehe ichs; die ist in meinem Schlafzimmer. Geh nur, ich will sie dem Herrn Notario gleich schicken.
Harl. Sie haben gesagt, daß ich ihn bringen sollte —
Oct. Geh, warte draussen auf dem Saale, und dann sollst du ihn hinbringen.
Harl. Ich will im Saale warten; sie werden ihn schon hinbringen. (geht ab.)
Oct. Nun muß ich doch gleich hören, was mir das gute Weib, Corallina, zu sagen hat. (im Begriff abzugehn.)

Siebenter Auftritt.

Corallina und der Vorige.

Coral. Ist er schon fort? (aus dem Zimmer, indem sie Octavien begegnet.)

Oct. Ja; aber, um mehrerer Sicherheit willen, wollen wir in mein Zimmer gehn. Rede nur ganz offenherzig mit mir, weil ich mir vorgenommen habe, durchaus hinter die Wahrheit zu kommen.

Coral. Gehen sie nur voran, und erlauben sie mir, mit Jemanden ein Wort zu reden, der da auf der geheimen Treppe ist.

Oct. Und wer ist denn das?

Coral. Es ist des Notarius Bedienter.

Oct. Kennt er dich?

Coral. Nein.

Oct. Nun, so mache nur bald; ich will hier auf dich warten. Ich spüre so einen Eifer bey mir, der mir das Herz abdrücken möchte. Ha, wenn ich hinter einen Betrug komme — Aber, es kann nicht seyn; es kömmt mir ganz unmöglich vor. (Er geht durch die hinterste Thür.)

Achter Auftritt.

Corallina, hernach Brighella, verkleidet.

Coral. Bis hieher gieng es gut. (Sie macht die geheime Thür auf.) Immer herein, Brighella.

Brigh. Da bin ich — Wie läuft denn die Sache?

Coral. Geh zu Herrn Florinden, und sag ihm, daß er ruhig seyn solle; die Sache liefe gut; daß ich

den

den Herrn Octavio auf meine Seite gebracht hätte, und daß er schon ein Mistrauen in seine Frau setze. Jetzt habe ich noch eine andere Sache im Sinne, und wenn die glücklich zu Stande kömmt, so sind alle unsere Wünsche erfüllt. Sag' ihm also, daß er sich hier, in der Nachbarschaft herum, aufhalten soll, damit er auf den ersten Wink daseyn könne. Gieb deinem Herrn und deiner Mamsell auch Nachricht davon, damit sie bereit sind, mir beyzustehen zu können, wenn es nöthig ist, und sich diese Gelegenheit zu Nutze zu machen, wenn es die Noth erfodert. (Sie geht durch die Thür, durch welche Octavio gegangen ist.)

Neunter Auftritt.

Brighella, hernach Octavio.

Brigh. Corallina hat einen gescheiden Kopf! Ein gutes Gemüthe! Ein redliches Herz! Ja, wo ich anders kann, so muß dieses Kleinod meine seyn. Wenn sie so viel aus freundschaftlicher Liebe thut, so kann man sich leicht einbilden, was sie dereinst aus ehelicher Liebe thun wird. (im Begriff abzugehn.)

Oct. He, mein Freund.

Brigh. Was befehlen sie? (indem er seine Stimme verändert.)

Oct. Da, nimm einmal hin — Thu mir den Gefallen, und bringe deinem Herrn diese Schrift. (Ich muß eilen, Corallinen vollends auszuhören.)

(Er geht wieder hinein, und schließt die Thür zu.)

Brigh. Was muß denn das für eine Schrift seyn? Ich soll sie meinem Herrn bringen? Sollte er mich wohl gekannt haben? Ich begreife das alles nicht. Doch, ich will sie meinem Herrn immer bringen. (geht ab.)

Zehenter Auftritt.

Harlekin, hernach Beatrice.

Harl. Gleich! Ich will schon wiederkommen. (Er redt nach dem Saale zu.) Mein Herr — Wo ist er denn? Mein Herr — Der Contrast — Der Ehestift — Mein Herr. Er ist verschwunden. (Er geht zur Thür.) Madam Beatrice, der Herr ist mit dem Ehestift in Schrank gegangen.

Beat. Was sagst du?

Harl. Ich sage, daß —

Beat. Wo ist mein Mann?

Harl. Ja, wo muß Herr Octavio wohl seyn?

Beat. Er wird in dem andern Zimmer seyn, und die Schrift suchen.

Harl. Ach ja, er wird gewiß in dem andern Zimmer seyn, die Schriften durchzusehn.

Beat. Die Thür ist zu. (Sie klopft an.) Mein lieber Octavio! Octavio! Der Henker! Was muß das seyn? Er schließt sonst niemals zu. Octavio! Sollte er wohl die Treppe hinunter gegangen seyn? Ich kann es nicht glauben. Er kann, schon seit geraumer Zeit, keine Treppe mehr steigen.

Harl. Er wird ans Fenster gegangen seyn.

Beat. Sollte ihm vielleicht etwas zugestoßen seyn?

Harl. Es kann seyn, wegen des Ehestifts.

Beat. Harlekin; geh du in den Hof hinunter, und siehe nach, ob er etwa da ist, und ob sein Sohn zu ihm gekommen sey? Vielleicht daß sie eine Verrätherey wider mich anzetteln. Der junge Mensch ist auch nicht mehr da. Ich befürchte immer so einen heimtückischen Streich. Geh geschwind; halte dich nicht auf.

Harl. Den Augenblick. (Er geht durch die geheime Thür.)

Beat. Ich werde durch die andere Thür in das Zimmer gehn. Ich habe die Schlüssel dazu. Ich arme Frau! Ich bin voller Angst. Wenn er nur kein Unglück genommen hat! Wenn er nur erst sein Testament gemacht hat, hernach mag er sterben, wenn er will. (geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Corallina, aus Octaviens Zimmer, hernach Harlekin.

Coral. Es ist eben so gut, daß sie wieder fortgegangen ist. Nun kann ich ungehindert hinausgehn. Der arme Herr! Aber wer heißt solchen alten Leuten auch, sich wieder zu verheirathen! (Sie geht durch die geheime Thür, und trifft Harlekinen an.)

Harl. Wer da?

Coral. O weh!

Harl. Wer seyd ihr?

Coral. Ich bin des Notarius Schreiber.

Harl. Des Notarius Schreiber! (Er spottet ihr nach.) Halt! (Er nimmt sie beym Arme.)

Coral. Laßt mich gehn.

Harl. (Die Stimme kenne ich.) Kommt mit mir.
Coral. Nein, laßt mich doch gehn.
Harl. Ey, beym Henker! (Er will sie fortschleppen.)
Ich werde Lerm machen, und Leute herbeyrufen.
Coral. Nicht doch, ich bitte recht sehr.
Harl. Ach, beym Teufel! Corallina?
Coral. Stille! Ums Himmels willen, stille!
Harl. Ey, ich mag keinen Kropf kriegen. Ich werde schreyen. Cor —
Coral. Höre doch, höre doch; da hast du einen Dukaten. Schweig stille.
Harl. Ist das Gold ein gutes Mittel wider die Kröpfe?
Coral. Ja; ich schenke dir ihn, laß mich nur gehn, und sage Niemanden was.
Harl. Nun so geh! Ich will einmal eine ritterliche That begehen.
Coral. Der Himmel stehe mir bey. (geht ab.)
Harl. Darunter ist eine Schelmerey verborgen; aber was frage ich darnach, wenn der Dukaten nur wichtig ist. (geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Ein anderes Zimmer, nebst einem Bette mit Vorhängen, einem Tische und Lichtern.

Octavio im Bette, daß man ihn nicht sieht.
Beatrice öfnet die Thür und kömmt herein.
Beat. Octavio! Octavio! — Da ist er auch nicht. O Himmel! Sollten sie mir ihn wohl fortgeführt haben?

haben? Aber mich dünkt, als sähe ich — (Sie nähert sich dem Bette auf der einen Seite.) Da liegt er ja im Bette recht hübsch und angekleidet. Er wird eingeschlafen seyn. Ich will ihn aufwecken, die Schrift von ihm fodern und das Testament zu Stande bringen. He, Octavio! Octavio — (Sie schüttelt ihn.) Ach, ich Unglückliche! Sollte er wohl gar todt seyn? Octavio! Octavio! — Er ist ganz gewiß todt. Es wird ihm eine plötzliche Krankheit überfallen haben. O, was für ein Unglück! Was für ein Zufall! Er ist gestorben, ohne sein Testament zu machen.

Dreyzehenter Auftritt.

Der Notarius und die Vorigen.

Der Notar. Nun, Madam, haben sie die Schrift gefunden?

Beat. Ich kann sie nicht finden — Kann man denn ohne dieselbe nichts machen?

Der Notar. Wenn sie sich nicht wieder findet, so wollen wir es ohne dieselbe machen. Erinnern sie sich aber auch eigentlich noch, wie groß die Summe von ihrem Heirathsgute war?

Beat. Ja, mein Herr — Es waren sechs Tausend Thaler.

Der Notar. Gut! So setzen wir sechs Tausend Thaler; weil sie gern wollen, daß ihr Heirathsgut durch das Testament bestätiget werde, so soll es auch geschehen: nur muß mir es Herr Octavio noch mündlich sagen.

Beat. Herr Octavio liegt hier im Bette.

Der Notar. Was macht er denn? Schläft er?
Beat. Ich befürchte, daß er krank sey.
Der Notar. Gefährlich?
Beat. Ich glaube ja; aber ein Testament zu machen, geht noch wohl an.
Der Notar. Wenn ihn nur nicht gar der Schlag gerührt hat?
Beat. Das glaube ich nicht. Aber wenn es nun auch wäre, könnten wir denn das Testament deswegen nicht machen?
Der Notar. Ey, warum nicht gar! Wie kann man denn einen Todten reden lassen?
Beat. Das wäre doch wohl nicht das erstemal.
Der Notar. Sie irren sich, Madam —
Beat. Nun, nu, Octavio lebt noch. Warten sie, ich will ihn fragen, ob sie ihm das Concept vorlesen und die Sache zu Stande bringen sollen. (Sie nähert sich dem Bette.)
Der Notar. Ganz wohl. (O, die versteht es meisterlich.)
Beat. Er sagte, daß er sich nicht wohl befände, und daß er sein Testament, noch geschwind vor seinem Ende machen wolle. Er hat mir deswegen diese dreyßig Dukaten, mit seinen eigenen Händen, gegeben, die sie auf seine Gesundheit vertrinken sollen.
Der Notar. Das ist ja nicht nöthig. Nun lassen sie nur Zeugen kommen, und das Schreibzeug herbringen.
Beat. Wo werden wir aber die Zeugen hernehmen? Ich möchte nicht gern, daß sich meine Leute in diese Sache mischeten.
Der Notar. Ich will welche aufsuchen.

Beat. Wenn es nur nicht solche sind, die mit dem Kranken reden und ihn beunruhigen wollen.

Der Notar. Lassen sie mich nur sorgen. Ich habe schon Leute, die sich dazu schicken. Ich weis, was sie und Herr Octavio gern haben wollen. Lassen sie mich nur ausgehn; ich werde gleich wieder da seyn.

Beat. Recht so, Herr Agapito. Wir wollen die Sache fein ordentlich machen. Herr Octavio hat mir gesagt, daß er ihnen ein kleines Vermächtniß von Tausend Thalern hinterlassen wolle.

Der Notar. Lassen sie mich nur machen; sie sollen zufrieden seyn. (geht ab.)

Vierzehenter Auftritt.

Beatrice, hernach Lelio.

Beat. Es ist nur gut, daß ich so einen willigen Mann angetroffen habe, der sein Handwerk versteht und gleich Rath zu schaffen weis. Er hat mich deutlich genug verstanden, und wird dem Dinge schon abzuhelfen wissen. Er mag nun gestorben, oder dem Tode nahe seyn, so hat er mich doch schon genug herumgehudelt. Das Ehevermächtniß, das er nach unserer Heirath aufgesetzt hat, wird wohl nicht recht gemacht seyn; deswegen will ich es durch das Testament bestätigen lassen.

Lel. Guten Abend, liebe Mutter.

Beat. Wo bist du denn so lange gewesen, mein Söhnchen?

Lel. Ich habe mit Mamsell Rosauren scharmirt.

Beat. Wirklich mit ihr?

Lel. Ja, Mama, mit ihr.
Beat. Wo denn?
Lel. Unter ihrem Fenster.
Beat. Sie hat also aus dem Fenster mit dir gesprochen?
Lel. Sie guckte wohl nicht heraus, sondern sie gieng im Zimmer herum. Aber die Magd sahe mich, und sagte ihr, daß ich nach ihr seufzete.
Beat. Ha, du gutes Närrchen! Bey dieser ist nichts zu hoffen. Ich will dich verheirathen.
Lel. Ich habe Florinden zu dem Herrn Pantalon ins Haus gehn gesehen.
Beat. Desto schlimmer.
Lel. Ich würde noch länger dort geblieben seyn; aber das Unglück fügte es, daß sie mich, da sie die Blumen begossen, vom Kopf bis auf die Füße naß machten.
Beat. Merkst du denn nicht, daß sie dich verachten, daß sie deiner spotten?
Lel. Ey, nicht doch! Doch, ich möchte dem Vater gern eine gute Nacht wünschen, und hernach zu Bette gehn.
Beat. Je, es wird aus seyn mit dem gute Nacht wünschen.
Lel. Wie so?
Beat. Weil der alte Kerl auf dem Tode liegt.
Lel. Weint man denn nicht, liebe Mutter, wenn eins stirbt?
Beat. Freylich; und wir werden auch dran müssen?
Lel. Wenn denn?
Beat. Wenn die Condolenzen abgestattet werden.
Lel. Sage sie mir es nur, wenn ich weinen soll.

Funfzehenter Auftritt.

Ein Bedienter und die Vorigen.

Der Bed. Der Herr Notarius ist da mit noch einigen Personen, die ich aber nicht kenne.

Beat. Laßt sie hereinkommen, und bringet das Schreibzeug her. (Der Bediente geht ab.)

Lel. Was will denn der Notarius?

Beat. Er will das Testament vollends zu Ende bringen.

Lel. Wenn er auf dem Tod liegt?

Beat. Stille! Bekümmere dich um deine Sachen, und rede davon nichts.

Lel. (Das erzähle ich morgen auf dem Caffeehause.)

Sechszehenter Auftritt.

Der Notarius mit einigen Zeugen. Octavi- ens Bedienter, der ein Schreibzeug bringt, und die Vorigen.

Beat. Recht so, Herr Notarius.

Der Notar. Habe ich mein Wort nicht gehalten?

Beat. O ja.

Der Notar. Da sind die Zeugen. Meine Herren, sie sollen Zeugen abgeben bey dem Testamente, das der Herr Octavio Panzoni machen will.

Beat. Ich ersuche sie darum, und werde mich auch erkenntlich bezeugen. (zu den Zeugen.)

Der Notar. Madam Beatrice und Herr Lelio, sie werden so gütig seyn, beyseite zu treten, damit ich den Herrn Erblasser frey und ungestört befragen, und den Zeugen alsdann seinen letzten Willen vorlesen kann.

Beat.

Beat. Ganz wohl; wir wollen beyseite gehn. (zu Lel.)
Lel. O schön! Er will einen Todten fragen. (zu Beatricen.)
Beat. (Komm, Narre.) (Sie zieht ihn auf die Seite.)
Der Notar. (Er nähert sich Octaviens Bette.)
Beat. (Es wäre besser, wenn du auch todt wärest, damit du nicht reden könntest.)
Lel. (Warum nicht gar! Wenn ich todt wäre, so könnte ich ja keine Frau nehmen.)
Beat. (Es wird eine schöne Art heraus kommen.)
Lel. (Sie soll schon sehn, was für hübsche Jungen! Mamsell Rosaura ist schön, und ich bin auch artig.)
Beat. (Du bist ein Narr. Weil ich aber keine andern Kinder habe, so bin ich dir doch gut.)
Lel. (Wenn gehen wir denn zum Essen?)
Der Notar. Nun bin ich fertig. Sehen sie, das ist des Herrn Octavio letzter Wille. Höret zu, ihr Herren Zeugen.
Beat. Darf ich auch mit zuhören?
Der Notar. Nach ihrem Belieben.
Der Notar. Da sich der Herr Octavio Panzoni, durch die Gnade des Himmels, noch bey gesunden Leibe und guter Vernunft befindet — und reiflich überlegt, daß der Mensch sterblich ist; so hat er hiermit sein *Testamentum nuncupativum*, das ist, *sine scriptis*, machen wollen —
Lel. (*Sine scriptis*; *nuncupativum*, diese Worte verstehe ich nicht.) (für sich.)
Der Notar. Was sein Begräbniß anbelanget, so verläßt er sich auf seinen untenbenannten Universalerben.

Lel.

Lel. Der werde ich seyn.

Der Notar. Irem wegen eines Legats.

Beat. Er hat aber gesagt, daß er keine Legate machen wollte. Nun, lassen sie uns nur hören, wen er zum Erben eingesetzt hat.

Der Notar. Ueber alle seine gegenwärtige und künftige, bewegliche und unbewegliche Güter, Rechtsansprüche und Schuldforderungen, ernennet und setzt er zum Erben ein, den Herrn Florindo Panzoni, seinen eheleiblichen Sohn.

Beat. Wie!

Der Notar. Haben sie es nicht gehört? Den Herrn Florindo Panzoni.

Beat. Das ist meines Mannes Wille nicht.

Der Notar. Ich sage ihnen aber, daß er es ist: und wenn sie es nicht glauben wollen, so fragen sie ihn selbst.

Beat. Das ist Betrügerey. Octavio hat seine Frau zum Erben eingesetzt, und die bin ich.

Der Notar. Und ich sage ihnen, daß er seinen Sohn eingesetzt hat. Hier sind die Zeugen.

Beat. Das sind falsche Zeugen, und der Notarius lügt.

Der Notar. Ich sage die Wahrheit.

Beat. Sie lügen.

Lel. Wer wird nun diesen Streit entscheiden können.

Oct. (Er steigt aus dem Bette.) Den will ich entscheiden.

Beat. O weh!

Lel. Recht so! Er soll leben! Er ist wieder auferstanden. (geht ab.)

Oct. Beatrice, ich danke dir für die Güte, die du zu mir gehabt hast.
Beat. Ach liebes Männchen —
Oct. Betrügerin.

Siebenzehenter Auftritt.

Corallina und die Vorigen.

Coral. Halten sie ein; nun ist die Reihe zu reden an mir. Kennen sie mich, Madam Beatrice?
Beat. Corallina? Ums Himmels Willen! — erbarme sie sich über mich.
Coral. Erinnern sie sich des schlechten Weibes, des unverschämten Dinges, der geringen Magd noch?
Beat. Quäle sie mich nicht mehr.
Coral. Wissen sie noch, daß sie Ursache gewesen sind, daß der arme Florindo aus dem Hause gestoßen worden ist?
Oct. Wo ist mein Sohn? Wo ist mein armer Florindo? —
Coral. Hier ist er, mein Herr; sehen sie, da kömmt er, und bittet sie um Mitleiden.

Achtzehenter Auftritt.

Florindo und die Vorigen.

Flor. Ach, liebster Vater! — (kniend.)
Oct. Komm her! Komm näher zu mir, mein geliebter Sohn. Du bist mein einziger Erbe. Herr Notarius, morgen soll das Testament gerichtlich niedergelegt werden; und du, betrügerisches Weib, Frau Wittwe, warte du mit weinen,

bis

bis die Condolenzvisiten kommen. Bevor du den Tod des alten Kerls beweinest, beweine erst die Ursache deines Unglücks und die Folgen deiner boshaften Betrügereyen.

Beat. Gieb mir mein Heirathsgut.

Oct. Was für ein Heyrathsgut?

Beat. Meine sechs Tausend Thaler.

Oct. Daraus wird nichts. Ich habe einen ungültigen Aufsatz unterschrieben, und wiederrufe das ganze Ding.

Neunzehenter Auftritt.

Pantalon, Brighella und die Vorigen.

Pant. Mein Herr Octavio —

Oct. O, Herr Pantalon.

Pant. Vergeben sie mir, daß ich so frey herein komme. Ich habe alles mit angehört. Wie viel Abschriften haben sie denn von dieser Eheverschreibung?

Oct. Nur eine einzige. Die hatte Ich, und der Henker hat mich vorhin geritten, sie meiner Frau zu schicken.

Pant. Nur eine einzige haben sie? Gut, da ist sie. Sie ist in meine Hände gerathen, und nun will ich es so damit machen. (Er zerreißt sie.)

Beat. Halten sie ein —

Pant. Der ganze Aufsatz ist wiederrufen, und auf diese Art habe ich mich an ihren Grobheiten gerächet. (zu Beatricen.)

Beat. O, verwünschtes Geschick!

Oct. Wie sind sie denn zu dieser Schrift gekommen? (zu Pantalon.)

Brigh. Herr Octavio, sie gaben sie mir, und ich gab sie meinem Herrn.

Oct. Aber ich habe sie ja dem Bedienten des Notarii in die Hände gegeben.

Brigh. Sie sahen mich dafür an; ich bin aber des Herrn Pantalons Bedienter.

Beat. Alle sind wider mich. Herr Notarius, meine dreyßig Dukaten!

Der Notar. Haben sie mir sie denn nicht, im Namen des Herrn Octavio, gegeben?

Beat. Sie sind meine, und ich will sie wieder haben.

Oct. Ich weis alles, ich habe alles gehört. Herr Notarius, sie sind mein, und ich schenke sie ihnen zur Belohnung ihrer Redlichkeit.

Der Notar. Sie sind also überzeugt, daß ich alles aus einer guter Absicht gethan habe, wozu mir Corallina gerathen und mich aufgemuntert hat.

Coral. Das ganze Unternehmen, die ganze Erfindung und deren Ausführung kömmt von mir her, um ihnen einmal die Wahrheit zu entdecken, sie eines andern zu überzeugen, einem unterdrückten Sohne beyzustehn, einem betrübten Vater zu helfen, und eine undankbare Stiefmutter zu bessern.

Oct. Ach, meine liebe Corallina, du giebst mir das Leben wieder. Du machst, daß ich aus Zärtlichkeit weinen muß.

Coral. Nun, jetzt wollen wir von lustigen Dingen reden. Was gut ist, gefällt Jedermann. Sie haben sich wieder verheirathet; wir wollen uns auch verheirathen. Herr Florindo und ich haben des Ehestandes nöthig, und wir ersuchen sie, daß sie, aus Großmuth, einen Unterhändler abgeben mögen.

Oct. Ja, meine lieben Kinder, ja, kommet her. Ihr verdienet es Beyde. Florindo, komm her; komm du auch her, Corallina. Ich sehe auf keinen Rang, auf keine Ungleichheit des Standes.

Ich

Ich bin es zufrieden, und gebe euch hiermit zusammen. Ihr seyd Eheleute!

Beat. Da sieht man, wohin die Absichten dieser tugendhaften Heldin giengen!

Coral. O, was für schöne Ausdrücke! Was für edle Gedanken! Ich bewundere ihre Unerschrockenheit. Sie sind, mitten in ihrem Unglücke, noch sinnreich und lebhaft. (zu Beatricen, indem sie ihrer spottet.)

Beat. Ah! Ich kann es nicht länger ausstehn — (Sie will abgehn.)

Coral. Bleiben sie da, ich bitte sie; es wird desto besser für sie seyn. (zu Beatricen.)

Beat. Wie!

Coral. Erlauben sie. Wie sie sehn, so will mich Herr Octavio mit dem Herrn Florindo verheirathen; aber bevor ich das thue, wollte ich ihm gern mein Heirathsgut erst herholen.

Beat. Was für ein Heirathsgut?

Coral. Sie sollen es gleich sehen. Mit ihrer Erlaubniß, Madam. (geht ab.)

Beat. Und ich soll es leiden, daß sie noch über mich spottet? Und du leidest es auch? Du, der du mich so sehr liebtest? Erinnerst du dich der Zärtlichkeit gar nicht mehr, die du für mich hattest? Liebster Octavio, wer wird künftig für dich sorgen? Wer wird dir des Tages beystehen? Wer wird dir des Nachts hülfliche Hand leisten. (zu Octavio.)

Oct. Ach, du — du hast mich betrogen.

Zwanzigster Auftritt.

Corallina, Rosaura und die Vorigen.

Coral. Sehen sie, da ist meine Ausstattung. Da ist Mamsell Rosaura, die ich dem Herrn Florindo überreiche.

Oct. Wie!

Coral. Mein Herr, sie haben mir zur Belohnung meiner treuen Dienste den Herrn Florindo geschenkt; also ist er nunmehro mein, und ich kann mit ihm machen, was ich will. Ich kann ihn verkaufen, versetzen und wieder verschenken. Ich mache also Mamsell Rosauren ein Geschenk damit, die wegen ihrer Geburt, ihres Vermögens und ihrer guten Sitten, seiner würdig ist. Ich bin um die Ehre ihres Hauses, die Wohlfahrt ihres Sohnes, und die Rettung meines eigenen guten Namens besorgt; und auf diese Art wird der Vater zufrieden, und der Sohn freudig seyn, die arme Magd aber bedauert und geliebt werden.

Pant. Herr Octavio, wenn sie meine Tochter für würdig halten, so muß ich ihnen sagen, daß ich es auch zufrieden bin.

Oct. Allerliebste Corallina! —

Coral. Lassen sie uns von lustigen Dingen reden. Mein niedliches Brautpaar, sind sie es auch zufrieden?

Flor. Ich bin vollkommen zufrieden. Ich liebe Mamsell Rosauren; doch muß ich gestehen, daß ich die Pflicht, womit ich ihr verbunden bin, allen andern würde vorgezogen haben; da sie aber, großmüthige Corallina —

Coral. Lassen sie uns von lustigen Dingen reden. Mamsell Rosaura, thun sie es auch gern?

Ros. Ja, meine liebe Corallina, sie kennet meine Neigung. Ihr habe ich es ja vertraut. Ihr habe ich es zu verdanken, daß sie unterhalten und beglückt gemacht worden. Mein Vater giebt seine Einwilligung dazu, Herr Octavio seinen Beyfall, und

und Herr Florindo liebt mich mehr, als ich es auf der Welt wünschen könnte. Ja, ich verlange nichts weiter, als ihr die Belohnung für ihre —

Coral. Ganz recht, Mamsell. Wir wollen nun von mir auch ein wenig sprechen. Es ist billig, daß ich endlich auch befriediget werde. Ich brauche einen Mann, und eine Ausstattung. Einen Mann will ich schon finden; aber die Ausstattung muß mir Herr Octavio geben.

Oct. Ja, herzlich gern. Suche nur erst einen Mann.

Coral. Da ist er. (indem sie auf Brighellen zeigt.)

Brigh. O, allerliebste Corallina! (Er nähert sich Corallinen.)

Oct. Ich will dir Tausend Thaler geben. Ist das genug? (zu Corallinen.)

Brigh. Wenn es zwey Tausend seyn könnten —

Pant. Tausend gebe ich zum Gegenvermächtniß.

Flor. Und ich Tausend —

Coral. Genug, genug, nicht zu viel! ich bin so viel nicht werth!

Brigh. Ih, so laß sie doch immer machen. (zu Coral.)

Beat. Alle sind fröhlich, und ich muß mein Elend beweinen.

Oct. Es ist deine eigene Schuld. Packe dich aus meinem Hause, nackt und bloß, so wie du gekommen bist.

Beat. Ah, Geduld!

Coral. Liebster Herr Octavio, ich bitte sie nur noch um eine einzige Gefälligkeit.

Oct. Nur heraus damit, meine liebe Corallina.

Coral. Zu Erhaltung ihrer Ehre, und weil sie so viel Gütigkeit für mich haben, so geben sie Madam Beatricen auch einen jährlichen Unterhalt,

wovon sie leben kann. Lassen sie ihre Frau nicht im Elende herumgehen. Sie ist noch jung; sie könnte Ausschweifungen begehn.

Oct. Nun gut, dir zu gefallen, soll sie jährlich zween Hundert Thaler haben; aber außer meinem Hause.

Beat. Ach, Corallina, sie beschämt mich —

Coral. So räche ich mich an ihren Verfolgungen. Ich habe niemals einen Haß gegen sie gehabt; sondern ich habe alles meines Herrn wegen gethan. Wenn ich nicht gewesen wäre, so wäre er völlig unglücklich geworden. Ich habe ihm beygestanden, ich habe ihm geholfen, ich habe ihn wieder in seines Vaters Haus gebracht und mit ihm ausgesöhnt. Ich habe ihn anständig verheirathet, ich habe ihn seine Erbschaft versichert und von seinen Feinden befreyet. Was konnte eine gutherzige Magd wohl jemals mehr thun? Nun komme nur einmal so ein großer gelehrter Windbeutel, der immer Uebels vom Frauenzimmer spricht; nun mögen nur die Herren Poeten auftreteh, die gar nicht glauben, daß sie Beyfall verdienen können, wenn sie uns nicht herunterreißen. Beschämen will ich sie, welches auch noch viele andere und vornehmere Frauenzimmer, als ich bin, thun können, die die Mannspersonen an Tugend übertreffen und die man niemals, ihrer Fehler wegen, mit ihnen in Vergleichung setzen darf. Es lebe unser Geschlecht, und es sterbe, wer Uebels von ihm spricht.

Ende des Lustspiels.

Der Geizige.

Ein Lustspiel.

Von einem Aufzuge.

Personen.

Don Ambrosio, ein alter Geizhals.

Donna Eugenia, eine Wittwe, des Ambrosio Sohns hinterlassene Frau.

Der Graf Filiberto dell' Isola.

Der Ritter Costanzo degli Alberi.

Don Ferdinando, ein junger Mensch aus Mantua.

Cecchino, ein Bedienter.

Ein Anwald, der nicht redt.

Der Schauplatz ist in Pavia, in einer Gallerie, bey Don Ambrosio.

Der Beizige.

Der Geizige.

Erster Auftritt.

Don Ambrosio allein.

O, was eine gute Einrichtung auf der Welt für Nutzen bringen kann! Seit meines Sohnes Tode, habe ich, in einem einzigen Jahre, zween Tausend Thaler erspart. Der Himmel weis, wie leid es mir gethan hat, meinen einzigen Sohn, den ich auf der Welt hatte, zu verlieren; aber wenn er noch ein Paar Jahre länger gelebt hätte, so hätten die jährlichen Einkünfte nicht zugereicht, und ich würde die Capitalien haben angreifen müssen. Die väterliche Liebe ist zwar groß; aber Geld ist doch auch eine gute Sache! Ich muß so, meiner Schwiegertochter wegen, die ich bey mir im Hause habe, mehr

ausgeben, als nöthig ist. Ich möchte ihrer gern los seyn; aber wenn ich daran denke, daß ich ihr ihre Aussteuer herausgeben muß, so wird mir ganz schwindlich im Kopfe. Ich stehe zwischen Thür und Angel. Wenn sie länger da bleibt, so verzehret sie mir alles; geht sie aber von mir, so reißt sie mir die Seele aus dem Leibe. Wenn man doch ein Mittel finden könnte. — Ha, da kömmt der andere junge Faselhans, den ich auch bey mir im Hause leiden muß. Auch ein Geschenk von meinem Sohne; aber er wird nun wohl bald fort müssen.

Zweyter Auftritt.

Don Ferdinando, und der Vorige.

Ferd. Guten Morgen, Herr Ambrosio.

Ambrosio. Ach, für mich ist kein guter Morgen, kein guter Tag und auch kein guter Abend mehr.

Ferd. Ich bedaure ihr gutes, väterliches Herz. Es ist wahr, sie haben an dem ehrlichen Don Fabrizio den besten Cavalier von der Welt verloren.

Ambrosio. Fabrizio war ein Mensch, der die Goldminen von ganz Indien zu erschöpfen im Stande gewesen wäre. Seit dem er verheirathet gewesen ist, hat er, in den zween Jahren, mehr durchgebracht, als ich in zehn Jahren nicht durchgebracht haben würde. Ich bin völlig ins Elend gerathen, mein lieber Herr, und um mir ein wenig wieder aufzuhelfen, werde ich künftighin sehr sparsam leben und mir das Brodt zuwägen müssen.

Ferd. Nehmen sie mir nicht übel, ich kann gar nicht einsehen, wie ihr Haus in so schlechten Umständen seyn sollte.

Ambrosio. Sie wissen ja gar nicht, wie meine Sachen stehn.

Ferd. Aber ihr Sohn hat mir doch gesagt —

Ambrosio. Mein Sohn war ein Narr, voller Eitelkeit und Stolz. Seine Frau war Herr im Hause, und seine guten Freunde brachten ihn um alles.

Ferd. Mein Herr, wenn sie mir das anzuhören geben, so glaube ich, daß in dem Jahre, da ich die Ehre habe in ihrem Hause zu wohnen, um die Doktorwürde auf dieser Universität anzunehmen, mein Vater genug für mich bezahlt hat.

Ambrosio. Ich sage es ja nicht von ihnen. Mein Sohn war ihnen gut, und seinetwegen habe ich sie in meinem Hause behalten; warum bringen sie nun aber, da sie Doktor geworden sind, ihre Zeit so unnütz hier noch zu?

Ferd. Ich erwarte heute Briefe von meinem Vater, und hoffe, daß ich ihnen nicht lange mehr beschwerlich fallen werde.

Ambrosio. Ich erstaune ganz, daß sie nicht mehr Verlangen haben, nach Hause zu reisen, und sich Herr Doktor nennen zu lassen. Ihre Mutter wird es kaum erwarten können, ihren Sohn als Doktor zu umarmen.

Ferd. Mein Herr, unser Haus ist nicht stolz auf diesen Titel. Ich glaube, daß es ihnen nicht unbekannt seyn wird, daß unsere Familie —

Ambrosio. Ich weis, daß sie so ein guter Edelmann sind, als irgend einer; aber ach, Adel ohne Geld ist nicht das Kleid ohne Futter, sondern das Futter ohne Kleid.

Ferd. Ich glaube eben nicht, daß ich der Allerärmste bin.

Ambrosio. Recht gut also; so gehen sie doch, und machen sie sich ihren Adel und ihre Reichthümer zu Nutze. Es ist nichts für sie, bey einem armen Manne im Hause zu wohnen.

Ferd. Don Ambrosio, sie machen, daß ich lachen muß.

Ambrosio. Wenn sie meine Armuth wüßten, sie müßten weinen. Ich habe selber nicht genung zu leben, und das unbesonnene Weib, meine hochwohlgebohrne Frau Schnure, will nichts, als Gesellschaft, Carossen, Bediente, Schockolate, Caffee — Ach ich armer Mann! Ich gerathe in Verzweiflung.

Ferd. Es ist ja gar nicht nöthig, daß sie sie bey sich behalten.

Ambrosio. Sie hat weder Vater noch Mutter, noch sonst nahe Anverwandten. Soll ich sie denn alleine lassen? Eine Wittwe, in so einem Alter, allein? Ah, lassen sie mich nicht weiter reden.

Ferd. Machen sie, daß sie sich wieder verheirathet.

Ambrosio. Wenn sich eine gute Gelegenheit zeigte.

Ferd. Diese Sache scheint mir eben nicht schwer zu seyn. Donna Eugenia hat ihre Vorzüge, und hernach auch eine große Mitgabe —

Ambrosio. Was für eine Mitgabe? Was für eine große Mitgabe? Sie hat sehr wenig in mein

Haus

Haus gebracht, und sie hat mich entsetzlich viel gekostet. Da habe ich das Verzeichniß von den Ausgaben, die mir die gnädige Dame verursachet hat; da ist es. Des Tages über trage ich es immer bey mir in der Tasche, und des Nachts lege ichs unter mein Kopfkissen. Alles Unglück, was mir begegnet, kömmt mir nicht so empfindlich vor, als dieser Zettel. Verflucht seyd ihr Spitzen! Verdammt ihr Stoffe! O, Mode, Mode, verwünscht seyst du! Ja, ich will alles verwetten, daß ich für diese Lumpereyen, wenn sie sich jetzt wieder verheirathen sollte, und sie mir sie wieder zurückgeben müßte, nicht die Hälfte bekäme.

Ferd. Sagen sie lieber, nicht den dritten Theil.

Ambrosio. Ihr Diener, Herr Doktor. (Er thut, als wenn er abgehen wollte, kehrt aber gleich wieder um.) Ich habe vergessen, ihnen noch etwas zu sagen.

Ferd. Was ist noch zu dero Befehl?

Ambrosio. Ich möchte gern wissen, um mich darnach richten zu können, wenn sie eigentlich Willens wären abzureisen.

Ferd. Ich sage es ihnen noch einmal, daß ich heute Briefe von meinem Vater erwarte.

Ambrosio. Wenn sie aber keine bekommen?

Ferd. Wenn ich keine bekomme — Ih nun, so werde ich warten müssen.

Ambrosio. Machen sie es so, mein Sohn; überfallen sie ihre Eltern, gehen sie nach Mantua, und überraschen sie sie ganz unvermuthet. O, wie zärtlich werden sie den Herrn Doktor umarmen!

Ferd. Es sind aber verschiedene Meilen von hier nach Mantua.

Ambrosio. Haben sie kein Geld?

Ferd. Die Wahrheit zu sagen, ich bin ein wenig leicht.

Ambrosio. Ich will ihnen sagen, wie sie es machen müssen. Gehen sie hin auf die Rhede, verdingen sie sich auf ein Schiff, und mit ein Paar halben Gulden fahren sie bis in die Mündung des Mincioflusses.

Ferd. Und von da bis nach Mantua?

Ambrosio. Zu Fuße.

Ferd. So reisen junge Leute meines Gleichen nicht.

Ambrosio. Und meines Gleichen sagen ihres Gleichen, daß das Haus eines armen Mannes meines Gleichen kein Wirthshaus für einen Doktor ihres Gleichen ist. (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Don Ferdinando allein.

Man sehe nur, wozu der Geiz einen Menschen verleiten kann! Don Ambrosio ist von Adel und reich, und macht sich selbst zu den allerniederträchtigsten, zu den allerelendesten Mann von der Welt. Und man muß sagen, daß er es auch ist, weil der Adel bloß durch gute Handlungen sein Ansehn bekömmt, und der Reichthum nichts nützt, wenn man keinen Gebrauch davon macht. Ich hätte gleich aus diesem Hause ziehen sollen, da mein Freund, Don Fabrizio, starb; aber eben sein Tod ist Schuld daran, daß ich darinne geblieben bin. Ah, die

Hoch-

Hochachtung die ich für die Donna Eugenia, zu Lebzeiten ihres Mannes hatte, hat sich, sobald sie Wittwe ward, in Liebe verwandelt: und da diese Liebe meine Hoffnung unterhält — Doch, was kann ich wohl für Hoffnung haben, meine Absicht zu erreichen, da sich überall, wo ich mich nur hinwende, meiner Liebe Hindernisse in den Weg legen? Sie weis nicht einmal, daß ich sie liebe; und gesetzt, sie wüßte es auch, kann sie mich denn nicht abweisen? Ich habe zween gefährliche Nebenbuhler, die beständig um sie sind. Mein Vater wird auch nicht wollen, daß ich mich schon verheirathe. Die beste Entschließung also, zu der ich schreiten könnte, wäre wohl diese, daß ich von hier abreisete. Ja, das will ich auch thun; aber ich möchte mir doch auch nicht, einmal mit der Zeit, den Vorwurf machen, daß ich mich selbst, durch eine übertriebene Schüchternheit, hintergangen hätte. Sie soll also wissen, daß ich sie liebe; und wenn sie meine Liebe nicht für genehm hält — Da kömmt sie gleich. Ich möchte es ihr gern sagen — aber ich habe das Herz nicht, es zu thun. Ich will mir Zeit dazu nehmen — ich will auf Ausdrücke sinnen — O kleinmüthiges Herz! Ich schäme mich vor mir selbst. (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Donna Eugenia, hernach Cecchino.

Eugenia. Und wie lange soll ich so ein Leben noch führen? Wer kann die Unbescheidenheit des Don Ambrosio länger ausstehn? Verdruß und Kummer, die er meinem armen Manne zugefügt, haben

haben ihn ums Leben gebracht; und jetzt sähe dieser Alte auch gern, wenn ich aus Wuth und Verzweiflung, schwindsüchtig würde. Nein, ich will mich lieber wieder verheirathen. Aber es ist nicht genug, daß ich es will; ich muß erst die Gelegenheit abwarten. Wenn ich nicht recht gewiß bin, daß ich meinen Zustand verbessere; so mag ich es auch nicht wagen; sonst käme ich aus dem Regen in die Traufe.

Cecchino. Gnädige Frau, der Herr Graf dell' Isola möchte ihnen gern seine Aufwartung machen.

Eugenia. Nach seinem Belieben. (Cechino geht ab.) Das wäre keine schlechte Parthie für mich. Es ist ein Cavalier von Verdiensten; aber seine Ernsthaftigkeit fällt mir bisweilen verdrüßlich. Hingegen ist der Ritter, der Witz hat, manchmal ein wenig gar zu lebhaft. Und doch möchte ich meine Wahl gern auf einen von diesen Beyden einschränken. Ich weis, daß sie mich Beyde lieben, und daß eine beflissentliche Mitbewerbung um mich — Doch da kömmt der Graf.

Fünfter Auftritt.

Der Graf dell' Isola, und die Vorige.

Der Graf. Unterthäniger Diener, Madam.

Eugenia. Ergebenste Dienerin, Herr Graf. Seyn sie doch so gütig und setzen sie sich. (Sie setzen sich.)

Eugenia. Sie kommen eben zu rechter Zeit, weil ich Gesellschaft zu haben wünschte.

Der Graf. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich etwas zu ihrem Vergnügen beytragen könnte.

Eugenia.

Eugenia. Ihre Worte sind Wirkungen ihrer Gütigkeit.

Der Graf. Aber ihren Vorzügen nicht genugsam angemessen.

Eugenia. Der Herr Graf sind allemal sehr verbindlich.

Der Graf. Ich möchte es gern seyn, um die Ehre zu haben, ihnen zu gefallen.

Eugenia. Ihr Umgang ist mir allemal angenehm.

Der Graf. Ich will es glauben, weil sie es sagen. Aber für ihren Witz ist mein Umgang zu wenig.

Eugenia. Sie beschämen mich ohne Ursache.

Der Graf. Nehmen sie es für Scherz an. Ich weis sie nicht besser zu unterhalten.

Eugenia. Sie thun sich selber Unrecht. Es ist nur gut für sie, daß sie mit Jemand sprechen, der sie kennet.

Der Graf. Nein, Madam, ich bin aufrichtig, und weis sonst nichts an mir zu rühmen, als die Kenntniß meiner selbst. In Vergleichung mit dem Ritter bin ich überzeugt, daß ich allemal verliere; aber es hat auch nichts zu bedeuten, weil ich mich nicht allein auf ihren Verstand, sondern auf ihr Herz verlasse, und mir schmeichele, bey allem dem Nachtheile meines Bezeigens auf den Grund meiner Aufrichtigkeit zu kommen.

Eugenia. Aufrichtigkeit ist kein kleiner Vorzug.

Der Graf. Aber man ist nicht allemal glücklich dabey.

Eugenia. Können sie sich über mich beschweren?

Der Graf. Ich würde nicht so kühn seyn, dieses zu sagen.

Eugenia. Ob sie es gleich nicht sagen, so merkt man doch, daß sie nicht recht zufrieden sind.

Der Graf. Es wird eine Wirkung der Aufrichtigkeit seyn, die sie so sehr an mir loben.

Eugenia. Also sollte mir eben dieselbe Aufrichtigkeit die Ursache davon nicht verschweigen.

Der Graf. Es ist allemal die größte Freude für mich, so oft sie mich zum Reden ermuntern.

Eugenia. Diese Ermunterung kömmt aus meinem Herzen.

Der Graf. Und eben diesem Herze antworte ich, daß ich mich recht glücklich schätzen würde, wenn mich kein Nebenbuhler beunruhigte.

Eugenia. Das ist das erstemal, daß sie mir es sagen.

Der Graf. Habe ich es zu rechter Zeit gesagt, Madam?

Eugenia. Es könnte seyn.

Der Graf. Der möglichen Dinge giebt es gar zu viel. Zu diesen rechne ich auch meine Hoffnung und meine Furcht. Aber das, was ich jetzt von ihnen verlange, ist etwas zuverlässigers.

Eugenia. Untersuchen sie es recht, und gestehen sie hernach, daß das, was sie von mir fodern, eben nichts Geringes ist.

Der Graf. Wenn ich mich nicht sehr irre, so kömmt mir das, was ich von ihnen fodere, als was sehr Geringes vor. Ich würde zu verwegen seyn, wenn ich sie um den ganzen Besitz ihrer Gnade bitten wollte: ich erkundige mich nur bey ihnen, ob es noch in ihrer Gewalt stehe, darüber zu gebieten.

Eugenia. Wenn aber dieses ein Geheimniß ist, das ich sehr verborgen halte, ist ihre Frage alsdann nicht übertrieben?

Der Graf. Sie haben die Gabe, sich deutlich auszudrücken, ohne daß sie reden dürfen. Ich merke, daß ihr Herz schon eingenommen ist.

Eugenia. Und wenn das nun wäre, sollten sie wohl auch merken, wer der Gegenstand seyn möchte, der es eingenommen hätte?

Der Graf. Nein, Madam, das ist mir ein Geheimniß.

Eugenia. Also können sie auch nicht urtheilen, ob sie davon ausgeschlossen sind oder nicht.

Der Graf. Aber auch eben so wenig versichert seyn, ob ich der Liebling dieses Herzens sey.

Eugenia. Bescheidene Gemüther sind zufrieden, wenn sie nur eine Ursache zu hoffen haben.

Der Graf. Ja, wenn kein stärkerer Grund vorhanden ist, der sie vieles befürchten läßt.

Eugenia. Welches ist denn der so starke Grund ihrer Furcht?

Der Graf. Meine wenigen Vorzüge.

Eugenia. Nein, Graf, sie denken unrecht.

Der Graf. Setzen sie auch noch hinzu: die Kühnheit meines Nebenbuhlers.

Eugenia. Ein neuer Grund, der mich noch mehr beleidiget.

Der Graf. Ich bitte verzeihen sie mir.

Eugenia. Ich verzeihe ihnen.

Der Graf. Mein entzündetes Herz gab mir die Worte in den Mund —

Eugenia. Nun, Graf, es mag so genug seyn.

Der Graf. (Wie schwer ist nicht, die Heftigkeiten seiner Gemüthsbewegungen zu mäßigen!)

Eugenia. (Ich mag mich in meinen Entschließungen nicht übereilen.)

Sechster Auftritt.

Cecchino und die Vorigen, hernach der Ritter degli Alberi.

Cechino. (Das ist ein Besuch, der dem Herrn Grafen nicht gefallen wird.) Gnädige Frau, der Ritter ist da, ihnen seine Aufwartung zu machen.

Eugenia. Er soll nur hereinkommen. Noch einen Stuhl. (Cecchino holt den Stuhl.)

Der Graf. Madam, ich will ihnen nicht länger beschwerlich fallen. (Er steht auf.)

Eugenia. Nein, Graf, lassen sie ihre Besorgniß nicht so deutlich merken.

Der Graf. Der Respect —

Eugenia. (Ich bin in Verlegenheit.) (Er setzt sich unruhig wieder nieder.)

Cecchino. (Hab' ichs doch gesagt. Zween Hähne in einem Hünerhause thun nicht gut.)

Eugenia. (Ich sehe sie nicht gern Beyde beysammen; aber es wäre noch ärger, wenn er fortgienge.)

Der Ritter. Unterthäniger Diener, Madam, (Er küßt ihr die Hand.)

Der Graf. (Er tobt ein wenig, da er ihn die Hand küssen sieht.)

Eugenia. Ihre Dienerin, mein lieber Ritter setzen sie sich doch.

Der

Der Ritter. Gehorsamer Diener, Graf.

Der Graf. Diener. (zum Ritter.) Mit ihrer Erlaubniß, Ritter. (Er nähert sich Eugenien und sagt ihr folgendes ins Ohr.) Madam, ich habe mich nicht unterstanden, ihnen die Hand zu küssen.)

Eugenia. (Wer hat sie denn verhindert, es zu thun? (sachte zum Grafen.)

Der Graf. (Gut; ich bin es nicht werth.)

Eugenia. Verzeihen sie. (zum Ritter.)

Der Ritter. Zwingen sie sich nicht, wenn sie etwas mit einander zu verabreden haben. (freudig.)

Eugenia. Nein, nein, es war eben keine Sache von Wichtigkeit; er hatte nur vergessen, mir etwas zu sagen. (zum Ritter.)

Der Ritter. A propos; ich habe ihnen auch etwas zu sagen. Mit Erlaubniß, Graf. (Wir wollen ihn zur Verzweiflung bringen.) (sachte zu Eugenien.)

Der Graf. (Wenn ich es aushalte, so ist es ein Wunder.)

Eugenia. Nun, wir wollen lieber reden, daß wir es Alle hören können. Was machen sie Gutes, Ritter?

Der Ritter. Ich befinde mich wohl, wenn ich die Ehre habe, bey ihnen in Gnaden zu stehn.

Eugenia. Meine Gnade will nicht viel zu sagen haben.

Der Ritter. Erlauben sie, sie ist sogar für Zwey hinlänglich.

Eugenia. Wollten sie wohl mit der Hälfte vorlieb nehmen?

Der Ritter. Ja, gewiß; wenn man nicht mehr haben kann.

Der Graf. Donna Eugenia kann ihr Herz nicht theilen.

Der Ritter. Das wissen weder sie noch ich. (ernsthaft.)

Eugenia. Rechnen sie mich denn unter die Zahl der Schmeichlerinnen? (zum Ritter.)

Der Ritter. Bewahre mich der Himmel! Sie sind die rechtschaffenste Dame von der Welt. Aber ich behaupte allemal, daß die Gnade einer schönen Dame unumgrenzt ist, und daß sie, ihrer Ehre unbeschadet, ihre Gewogenheit mehr als einem ertheilen kann, dem einem mehr, dem anden weniger, nach einem gewissen Maaß, woraus alsdann verschiedene Wirkungen entstehen, und zwar nach Beschaffenheit der Gemüthsneigung desjenigen, der ihrer theilhaftig wird: Daher ist einer mit der Hälfte nicht zufrieden, ein anderer aber mit noch viel weniger. (freudig.)

Der Graf. So muß eine Mannsperson nicht denken.

Der Ritter. Ich habe nicht mit ihnen geredt. (ernsthaft zum Grafen.)

Eugenia. Es wäre also vergebens, wenn ihnen ein Frauenzimmer, den völligen Besitz ihres Herzens ganz allein überließ. (zum Ritter.)

Der Ritter. Ich würde nicht so thöricht seyn, ihn auszuschlagen, sondern den Werth, den ein solches Geschenk verdient, zu schätzen wissen; allein, die Schwierigkeit, alles zu erlangen, macht, daß ich mit wenigen zufrieden bin. (freudig.)

Eugenia. Diese Schwierigkeit scheinet mir nicht vernunftmäßig zu seyn.

Der Ritter. Ich gründe sie auf die Erfahrung. Ich habe öfters gewünscht, den Thron der Schönheit zu besitzen; allein, die Monarchien in der Liebe sind nicht von langer Dauer, deswegen begnüge ich mich, nur ein Republikaner zu seyn. (freudig.)

Der Graf. Der Donna Eugenia Herz läßt sich nicht mit andern vergleichen.

Der Ritter. Ich kenne sie so gut, wie sie. (ernsthaft zum Grafen.)

Der Graf. Wenn sie sie besser kenneten, würden sie nicht so reden.

Der Ritter. Ja, ich kenne sie. (ernsthaft; hernach freudig, indem er sich zu Eugenien wendet.) Ich wollte nicht, Donna Eugenia, daß sie mir denjenigen Antheil von ihrer Gnade, den ich mir zu besitzen schmeichele, entzögen, indem sie meine Gesinnungen vielleicht eben so unrecht auslegten, wie es der Herr Graf zu thun beliebt. Erlauben sie mir also, daß ich mich deutlicher erkläre. Lassen sie uns vor allen Dingen diejenige Liebe, die nur einem einzigen gehört, von der Gewogenheit, womit das Frauenzimmer gegen viele freygebig zu seyn pflegt, absondern. Der Mann darf nicht mit andern in gleichen Grad gesetzt werden. Der Bräutigam einer jungen Frauensperson hat gegründete Ansprüche, der einzige Liebhaber zu seyn; der Bräutigam einer Wittwe ebenfalls; allein, diejenige mittheilende Gewogenheit, von der ich spreche, hat ihren Sitz in einem Theile des

Herzens, der noch nicht mit diesen Leidenschaften erfüllet ist. Es fällt mir gleich ein Beyspiel ein. Ein Vater liebt seinen Sohn zärtlich, und liebt auch, zu gleicher Zeit, seine guten Freunde. Eine jede von dieser Liebe hat ihren Sitz im Herzen, aber in verschiedenen Theilen desselben, oder, wenn sie wollen, daß sie in einem einzigen Theile beysammen wohne, so lassen sie uns sagen, daß der Unterschied nur in der Art und Weise bestehe, wofern sie nicht an einem Orte beysammen seyn soll. Eine vernünftige und rechtschaffene Frau kann ihrem Manne immer getreu, und aufrichtig gegen ihren Liebhaber seyn. Diese beständige Liebe begleiten einige kleine Bewegungen von Dankbarkeit, von Hochachtung, von erlaubter Gefälligkeit, die man Wohlgewogenheit, Gunstbezeugungen nennet, und die man in verschiedene Theile absondern kann, wo eine bescheidene Mannsperson mit einem geringen Antheile zufrieden seyn muß; wenn man sie ihm aber zur Hälfte erlaubt, so kann sie stolz darüber werden; ja wenn sie einer gar allein für sich verlangt, so wird er dadurch frech, weil er zeigt, daß er entweder den Werth derselben nicht genugsam kennet, oder daß er sie mit jener Inbrunst vermengen will, die einem edlern Gegenstande zugehört. Sehen sie, Madam, das ist meine Art zu denken. Antworten sie mir hierauf, Graf, wenn sie Herz haben.

Eugenia. Nun, Herr Graf, nun ist es Zeit, Ehre einzulegen.

Der Graf. Madam, ich bin kein Freund von weitläuftigen Geschwätze. Ich bewundere die Einsichten des Ritters; aber von seinen metaphisischen Distinktionen bin ich gar nicht überzeugt. Unter so vielen unnützen und falschen Dingen, hat er mir doch eine Sache gesagt, die gut ist und auf diese einzige will ich ihm antworten. Donna Eugenia ist eine verwittwete Dame, und es steht also bey ihr, diejenige Liebe in ihrer Brust zu unterhalten, die man einem einzigen schuldig ist, bevor sie über jene Wohlgewogenheit, wovon der Ritter behauptet, daß sie mehr als einem mitgetheilt werden könne, den Ausspruch thut.

Der Ritter. Das kann sie ungehindert thun, und der glückliche Besitzer ihrer Hand wird sich auf die allertugendhafteste Frau von der Welt verlassen können. (ernsthaft zum Grafen.) Madam, es scheint mir, als wenn der Graf um die Geheimnisse ihres Herzens wüßte. Ich muß ihre Entschließungen loben; aber ich glaube doch nicht, daß ich von einer gleichen Vertraulichkeit ausgeschlossen zu werden, verdient habe. (freudig.)

Eugenia. Der Graf weis gerade so viel, wie sie wissen.

Der Ritter. Es ist also umsonst, so viele Grübeleyen zu machen, meine Meynungen zu widerlegen. (zum Grafen.)

Der Graf. Denken sie denn, daß eine junge, reiche und vornehme Wittwe, die mit der Begegnung, die man ihr in diesem Hause wiederfahren läßt, nicht gern zur zwoten Heirath schreiten wolle?

Der Ritter. Sie ist Herr über sich selbst. (ernsthaft.) Madam, ich unterstehe mich nicht es zu

errathen; aber ich gestehe, daß ich gern wissen möchte —

Eugenia. Einem Paar Cavalieren, die ich hochachte, will ich die Wahrheit nicht verheelen. Meine gegenwärtige Verfassung nöthiget mich, daß ich mich wieder verheirathen muß.

Der Graf. Da sehen sie nun, ob meine Grübeleyen nicht gegründet sind. (zum Ritter.)

Der Ritter. Nun gut, so wagen sie es doch einmal, sie, der sie die verborgensten Geheimnisse des menschlichen Herzens so gut zu entdecken wissen, zu errathen, wer dieser Glückliche seyn wird?

Der Graf. So weit versteige ich mich nicht. Doch bin ich überzeugt, daß sie demjenigen ihr Herz nicht schenken wird, der mit der Hälfte zufrieden ist.

Der Ritter. (indem er aufsteht.) Halten sie, halten sie, mein Herr, wir sind jetzt bey einem ganz andern Satze, und ich will mich auch anders erklären. Ich weis, daß ich kein so großes Glück verdiene; aber wenn Donna Eugenia so viel Gnade für mich haben wollte, mir vielmehr ihren künftigen Gemahl zu nennen, als ihre Jugend, ihren Reichthum und ihren Adel, welche Vorzüge sie an ihr so sehr rühmen, so würde ich ihrer Tugend den Preiß geben; ich würde über ihre Treue eifersichtig seyn, ohne ihre Absichten in Betracht zu ziehen, und das Geziemende an einer vernünftigen Frau von der Aufführung einer witzigen Frau zu unterscheiden wissen; kurz, ich würde ein glücklicher Ehemann seyn, ohne unbescheiden zu werden.

Eugenia. (Mit einem Manne von so einem Charakter könnte ich nicht anders, als vergnügt leben.)

Der Graf. Ritter, es ist etwas ganz anders, sich eine Sache in der Ferne vorstellen, und sich hernach selbst in dem Falle befinden. Ich merke wohl, daß sie den leichtesten Weg suchen, sich in dem Herzen derjenigen, die sie anhört, in Gunst zu setzen; aber die Leichtigkeit, die sie ihr vorschlagen, macht keinen Eindruck auf der Donna Eugenia Herz, weil sie mehr auf eine tugendhafte Liebe sieht, als auf die heutige Galanterie. Wenn ihre Reden aufrichtig sind, so lieben sie sie nicht; und wenn sie sie ja lieben, so kann sie sich nicht auf die Freyheit verlassen, die sie ihr versprechen.

Eugenia. (Dieser Zweifel ist nicht ohne Grund.)

Der Ritter. Ich bin nicht deswegen hergekommen, daß ich um der Donna Eugenia Herz anhalten will. Wenn sie schon von ihnen eingenommen ist, so darf sie mir es nur sagen; ich kenne meine Pflicht.

Eugenia. Nein, Ritter, ich wiederhole es noch einmal, ich habe noch völlige Freyheit, über mich zu gebieten.

Der Ritter. So thun sie es doch.

Der Graf. Sie hat noch Zeit dazu.

Der Ritter. Die Zeit vergeht. Man beklagt hernach seine jugendlichen Jahre vergebens.

Der Graf. Die Tugend bleibt immer schön.

Der Ritter. Aber in der Jugend ist sie desto glänzender.

Der Graf. Eine verheirathete Frau braucht so viel glänzendes Ansehn nicht.

Der Ritter. So hat es eine Dame von Stande nöthig.

Der Graf. Eine Dame muß weise und verständig seyn.

Der Ritter. Aber deswegen doch auch umgänglich.

Der Graf. Sie muß von dem Willen ihres Mannes abhangen.

Der Ritter. Der Himmel bewahre sie vor der Unbescheidenheit, die sie anpreisen.

Der Graf. Sie muß ihre Liebe demjenigen nicht aufopfern, der den Werth der Tugend nicht kennet.

Der Ritter. Wenn sie sich so weit mit mir einlassen wollen —

Eugenia. Meine Herren, wenn sie deswegen hergekommen sind, ihren Besuch bey mir abzulegen, so ereifern sie sich meinetwegen auch nicht. Ich verehre einen Jeden von ihnen; ich finde bey Beyden Vernunft und Verdienste; aber ich habe über mich selbst noch nichts entschieden, und getraue mich auch nicht, ihnen zu sagen, daß sie ja nicht glauben sollen, daß ich eine Neigung zu einem von ihnen Beyden habe. Noch bin ich mein eigen, das ist wahr; allein, der Wohlstand erfordert, daß ich vor allen Dingen, ehe ich aus diesem Hause gehe, den Vater meines verstorbenen Mannes um Rath frage. Wenn seine wunderliche Gesinnung mir keine Parthie, die meiner unwürdig ist, vorschlägt, so will ich die Pflicht, die mich auf meinen Schwiegervater verweist, einer jeden andern Leidenschaft vorziehn, und wenn einer oder der andere von ihnen mir vorgeschlagen werden sollte, so werde ich mit demselben vollkommen zufrieden seyn.

Der

Der Graf. Ach, Donna Eugenia, das ist nicht genug zu meinem Troste.

Der Ritter. Und ich bin sehr damit zufrieden. In dieser Absicht gehe ich von ihnen, um bey dem Herrn Ambrosio mit meiner Bitte zuvorzukommen. Dieses sage ich ihnen, in Gegenwart des Grafen, damit er es auch wisse, und gewiß versichert sey, daß ich meine Sache auszuführen wissen werde, ohne mich vor den Verdiensten eines solchen Nebenbuhlers zu scheuen. Madam, auf die Ehre sie wieder zu sehn. (Er küßt ihr die Hand, und geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Donna Eugenia und der Graf.

Der Graf. (Wenn sie meine Frau wird, so sollst du ihr die Hand gewiß nicht mehr küssen.)

Eugenia. Nun, Graf, wollen sie sich nicht auch Mühe geben, wie der Ritter?

Der Graf. Er mag immer hingehn, den Don Ambrosio aufzusuchen; ich werde ihn hier erwarten, wenn sie mir es erlauben.

Eugenia. Es steht bey ihnen, wenn sie bleiben wollen. Aber sie müssen mich, einer kleinen Verrichtung wegen, ein wenig in mein Zimmer gehen lassen.

Der Graf. Ich sehe wohl, sie bleiben nicht gern bey mir.

Eugenia. Nein, sie irren sich. Ich werde bald wieder da seyn. Leben sie wohl, Graf. (im Begriff abzugehn.)

Der

Der Graf. Ich bin ihr gehorsamer Diener.

Eugenia. (Er bekümmert sich nicht darum, mir die Hand zu küssen.) (für sich, indem sie stehn bleibt.)

Der Graf. Haben sie mir noch etwas zu sagen?

Eugenia. Haben sie vielleicht noch etwas zu erinnern?

Der Graf. Nichts weiter, als daß sie Mitleiden mit mir haben mögen.

Eugenia. Armer Graf! Das versprech ich ihnen. (Sie reicht ihm die Hand.)

Der Graf. Nein, Donna Eugenia, das ist nicht, was ich verlange. Die Hand, die sie mir jetzt darreichen, ist noch von den Lippen des Ritters benetzt. Ich bin etwas ekel in dergleichen Dingen.

Eugenia. Diese kleine Ekelhaftigkeit misfällt mir nicht. Eine anderer würde sie für einen Fehler halten; aber die Fehler, die aus der Liebe entstehn, sind einem aufrichtigen Herzen zu verzeihen. (geht ab.)

Achter Auftritt.

Der Graf, hernach Don Ambrosio.

Der Graf. Diese kleinen Gefälligkeiten, die die Gewohnheit einem ehrerbietigen Verehrer erlaubt, nützen demjenigen nichts, der sich mit der Heirath schmeichelt. Sie mag immer beyzeiten meine Art zu denken lernen, und sich nach meinem System bequemen — Da kömmt Don Ambrosio. Der Ritter muß ihn nicht angetroffen haben; wenn das Glück also will, daß ich der Erste bin, so kann ich mir desto mehr Hoffnung machen.

Ambrosio.

Ambrosio. O, Herr Graf, warten sie vielleicht auf mich?

Der Graf. Sie haben es just errathen, mein Herr.

Ambrosio. Was ist zu ihrem Befehl?

Der Graf. Die Ursache, die mich zu ihnen herführt, ist von einer sehr dringenden Wichtigkeit.

Ambrosio. Wenn sie etwann, ohngefähr, (ich sage es ihnen nicht zur Beleidigung,) wenn sie etwann Geld von mir borgen wollen, so muß ich ihnen zum Voraus sagen, daß ich keines habe.

Der Graf. Ich bin, dem Himmel sey Dank, nicht in so schlechten Umständen, daß ich meinen guten Freunden, einer so geringen Ursache wegen, beschwerlich fallen müßte.

Ambrosio. Ich sage ihnen noch einmal: nehmen sie mir es nicht übel. Heut zu Tage versetzt der viele Aufwand, den man machen muß, auch die allerwohlhabensten Leute in dürftige Umstände, und es ist gar keine Schande mehr zu borgen. Wie gesagt, Geld habe ich nicht, aber wenn es darauf ankäme, einem ehrlichen Manne einen Gefallen zu thun, so weis ich einen guten Freund, von dem ich mir, gegen eine billige Erkenntlichkeit, einige Hundert Thaler versprechen könnte.

Der Graf. Aber ich brauche ja kein Geld.

Ambrosio. Nun, so ist mir es lieb, daß sie keines brauchen. Wenn sich aber einmal, in Ansehung ihrer, oder auch eines andern, der Fall eräugen sollte, so wissen sie nun, zu wem sie ihre Zuflucht nehmen sollen. Ich habe keinen Dreyer; aber es soll sich, bey Gelegenheit, schon etwas finden.

Der Graf. Mein Herr, sie haben eine Schwiegertochter.

Ambrosio. Ich wollte lieber, daß ich sie nicht hätte.

Der Graf. Wie so?

Ambrosio. Glauben sie denn, daß es einem armen Manne nichts kostet, ein Frauenzimmer bey sich zu haben?

Der Graf. Je mehr sie ihnen zur Last fällt, desto eher sollten sie darauf bedacht seyn, sie wieder zu verheirathen.

Ambrosio. Ich wünschte, daß sich heute eine Gelegenheit zeigte.

Der Graf. Die Gelegenheit könnte nicht besser seyn. Ich verlange sie zur Frau, und bitte sie um ihre Einwilligung.

Ambrosio. Wenn sie es zufrieden ist, so können sie versichert seyn, daß ich es auch sehr bin.

Der Graf. Ich glaube, daß ich mich auf ihre Zusage nicht umsonst werde verlassen können.

Ambrosio. Also ist die Sache richtig. Ich will mit der Donna Eugenia sprechen, und wenn sie ihr heute Abend noch die Hand geben wollen, so habe ich nichts dawider einzuwenden.

Der Graf. Wenn sie es also zufrieden sind, so wollen wir gleich den Contrakt entwerfen.

Ambrosio. Wozu brauchen wir denn einen Contrakt? Warum wollen sie denn, unnöthiger Weise, Geld ausgeben? Ist es nicht besser, daß wir das, was sie dem Notarius geben müssen, hübsch unter uns verzehren?

Der Graf. Aber eines schriftlichen Aufsatzes können wir doch nicht entübriget seyn. Wenn es auch nur der Ausstattung wegen wäre.

Ambrosio. Der Ausstattung wegen? Und sie verlangen, außer der Frau, auch noch eine Ausstattung?

Der Graf. Hat denn Donna Eugenia, keine Ausstattung mit sich gebracht, da sie ihren Sohn heirathete?

Ambrosio. Ha, das wenige, was sie mitgebracht hat, ist lange verzehrt, und ich habe nichts mehr weder von dem Meinigen, noch von dem Ihrigen.

Der Graf. Also wären sechszehn Tausend Thaler in zween Jahren darauf gegangen?

Ambrosio. Wohl mehr noch, als sechszehn Tausend Thaler. Da sehen sie einmal das Verzeichniß der Ausgaben durch, die ich gehabt habe. (Er zieht das Papier heraus.)

Der Graf. Ich mag das nicht untersuchen, was sie für sie ausgegeben haben; aber so viel weis ich doch, daß man einer Wittwe, die keine Kinder hat, die Mitgabe wieder erstatten muß.

Ambrosio. Sie sind hergekommen, mich umzubringen.

Der Graf. Ich bin der Donna Eugenia wegen hergekommen.

Ambrosio. Wenn sie die Frau lieb hätten, so würden sie nicht nach ihrem Vermögen fragen.

Der Graf. Nicht meinetwegen bekümmere ich mich darum, sondern ihrentwegen; und ich kann sie ja nicht, aus Hoffnung ihr Mann zu werden, um ihre rechtmäßigen Anfoderungen bringen.

Ambrosio. Ohne daß sie dahergekommen wären, der Donna Eugenia Advokaten abzugeben, habe ich schon lange gewußt, was sie etwann zu fodern hat, und was mir zukömmt. Die Aussteuer ist da, und ist auch nicht da; ich will sie herausgeben, und will sie auch nicht herausgeben; aber, wenn sie auch da, und wenn ich sie herausgeben muß, so soll es auf eine Art geschehen, wo sie sicher ist, damit die arme Frau nicht, einmal mit der Zeit, in elende Umstände geräth.

Der Graf. Hat meine Familie nicht Vermögen genug, ihr Versicherung darüber zu geben?

Ambrosio. Ich will es ihnen frey heraus sagen, wie ich es meyne. Wenn sie sich, aus Liebe zu der Person, zu verheirathen suchten, so würden sie nicht so ängstlich auf die Mitgabe dringen.

Der Graf. Ich habe nur so, zufälliger Weise, davon gesprochen.

Ambrosio. Und ich antworte ihnen zuverlässiger Weise: Donna Eugenia ist meines Sohnes Frau gewesen; ich vertrete Vaterstelle bey ihr, und wenn sie Willens seyn wird, sich wieder zu verheirathen, so will ich schon dafür sorgen.

Der Graf. Und wenn sie nun jetzt Lust dazu hätte?

Ambrosio. So kann sie mir es zu wissen thun.

Der Graf. Verlassen sie sich darauf, daß ich es ihnen, an ihrer Stelle, sage.

Ambrosio. Nun, so thun sie einmal, als wenn sie Donna Eugenia wären, und hören sie meine Antwort an: Der Graf dell' Isola ist kein Mann für sie.

Der Graf. Und warum nicht, mein Herr?

Ambrosio. Weil er ein Geizhals ist.

Der Graf. Lassen sie uns den Scherz bey Seite setzen, ich bin kein Freund davon. Erklären sie sich im Ernst, Don Ambrosio.

Ambrosio. Ja, wir wollen ernsthaft reden. Graf, meine Schwiegertochter schickt sich nicht für sie.

Der Graf. Ich möchte nur die Ursache gern wissen.

Ambrosio. Ich habe mich schon mit andern zu weit eingelassen, nehmen sie mir es nicht übel; sie sind der Erste nicht, der um sie anhält.

Der Graf. Ist mir vielleicht der Ritter degli Alberi zuvorgekommen?

Ambrosio. Das könnte wohl seyn. (Ich habe ihn nicht mit Augen gesehn.)

Der Graf. Wenn hat er denn mit ihnen gesprochen?

Ambrosio. Da ich ihn reden hörete.

Der Graf. So muß man einem Cavalier nicht antworten.

Ambrosio. Ich bin ihr Diener.

Der Graf. Sie sind sehr grob.

Ambrosio. Ergebenster Diener, mein Herr.

Der Graf. Ich sehe die boshaften Absichten ihres Herzens wohl ein. Sie wollen demjenigen ihre Schwiegertochter nicht geben, der die Mitgabe verlanget; aber das wird nicht so gehen. Donna Eugenia soll davon unterrichtet werden, und sie sollen das mit Gewalt wieder herausgeben, was sie sich so unbilliger Weise zueignen wollen. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Don Ambrosio, hernach der Ritter.

Ambrosio. Ihr unterthäniger Diener. Wieder herausgeben? Darüber lache ich nur. Ich habe meinen Advokaten, der recht dazu gemacht ist, eine Sache ins Weite zu verschieben. Er verbindet sich, den Proceß, wenn es nöthig ist, zehen Jahre im Gange zu erhalten, und in zehen Jahren kann ich sterben, und meine Schwiegertochter auch. Uebrigens möchte ich doch nicht gern, daß man in der Stadt ausprengete, daß ich sie nicht wieder heirathen lassen wollte, damit ich die Aussteuer nicht herausgeben dürfe. Ich will mich aber künftig schon besser darnach zu richten wissen; ich will einen andern Vorwand aussinnen, und mich fein klug und geschickt aus dem Handel zu ziehen suchen.

Der Ritter. Gehorsamster Diener, mein allerliebster Don Ambrosio. (immer freudig.)

Ambrosio. Ihr Diener, mein wackerer Ritter.

Der Ritter. Sie werden immer jünger. Ich freue mich recht, wenn ich sie sehe.

Ambrosio. O, wie sehr muß ich mich nicht freuen, wenn ich sie sehe! Ach du liebe Jugend!

Der Ritter. Warum sind sie denn nicht so gütig, und besuchen mich einmal, und trinken Schokolate bey mir?

Ambrosio. Ich will schon einmal kommen.

Der Ritter. Auch zu Tische.

Ambrosio. Ja, ja, ich will auch einmal zu ihnen zu Tische kommen.

Der Ritter. (Ich kenne ihn schon; ich muß ihn anlocken.)

Ambrosio. (Ich weis schon, was er will. Er übertölpelt mich nicht.)

Der Ritter. O, wie leid es mir gethan hat, daß ihr Sohn gestorben ist.

Ambrosio. Ich danke ihnen. Wir wollen nicht von traurigen Dingen reden.

Der Ritter. Nein, lieber von lustigen. Wenn werden sie denn wieder heirathen?

Ambrosio. Ih, der Fall wäre noch immer möglich.

Der Ritter. Recht so, immer frisch! Ich weis die schönste Gelegenheit von der Welt für sie. Ha! Da ist nicht wenig Geld einmal zu hoffen.

Ambrosio. Ach, wenn ich mich ja wieder verheirathen sollte, so verlangete ich keine Aussteuer.

Der Ritter. Vortreflich! Ich bin eben der Meynung. Wenn ich heirathe, so verlange ich nichts. Weiber, die Geld mitbringen, wollen hernach auch Herr im Hause seyn. Nein, nein, lieber seiner Neigung ein Genüge gethan, und weiter nichts; eine Frau, die uns gefällt, sonst muß man nichts suchen.

Ambrosio. (Ob er denn wahr reden muß? Nein, ich traue ihm nicht.)

Der Ritter. Was sie also thun wollen, das müssen sie bald thun. Schaffen sie sich die Last mit ihrer Schwiegertochter vom Halse, und holen sie sich ein hübsches junges Mädchen ins Haus, die ihnen den Verlust ihres Sohnes wieder ersetzt, und sie, in ihrem Alter, vergnügt macht.

Ambrosio. Zweifeln sie etwann noch, ob ich das thun werde? Lassen sie mich nur erstlich meine Schwiegertochter fortgeschafft haben.

Der Ritter. Warum machen sie denn nicht, daß sie sich wieder verheirathet?

Ambrosio. Wenn sich eine gute Gelegenheit zeigen sollte.

Der Ritter. Wen meynten sie wohl, der sich, so zum Exempel, für sie schickte?

Ambrosio. Ich weis, wie die gute Frau ist. Sie hat das beste Herz von der Welt. Sie brauchte also Jemanden, der sich in ihre Person verliebt hätte, und ihr recht vom Grunde des Herzens gut wäre. Heute zu Tage hat man nur Parthien von diesen beyden Arten: entweder liederliche, oder eigennützige, und beyde fangen von der Aussteuer an. Es ist aber ein großes Elend für ein junges Frauenzimmer, das überdieß noch Vorzüge hat, wenn sie, der Aussteuer wegen, um sich anwerben sieht.

Der Ritter. Das habe ich ihnen ja eben vorhin gesagt. Wenn ich heirathe, so verlange ich keine Mitgabe.

Ambrosio. Sie sind ein Cavalier, wie ein rechter Cavalier seyn muß, der seine Cavalierschaft versteht. Sagen sie mir doch einmal: Kennen sie alle die Vorzüge, die meine Schwiegertochter besitzt?

Der Ritter. Ob ich sie kenne? Das weis mein Herz am besten, ob ich sie kenne.

Ambrosio. Also sind sie wohl gar deswegen hergekommen, um sie anzuhalten?

Der Ritter. Großer Don Ambroſio! Großer Don Ambroſio! Alter, ſchlauer Fuchs! Wie Henker! ſind ſie dahinter gekommen?

Ambroſio. Es ſchien mir gleich, daß die Careſſen, die ſie mir machten, ihre guten Abſichten hätten.

Der Ritter. O, darinne irren ſie ſich. Ich bin ihnen immer gut geweſen, und werde es auch allemal ſeyn; deswegen möchte ich ſie gern bald mit einer hübſchen, jungen Frau, die keine Ausſteuer mitbringet, vereinigt ſehen.

Ambroſio. Ueber dieſen beſondern Umſtand wollen wir ſchon weiter reden. Wenn ich mich ja wieder verheirathen ſollte, ſo nehme ich eine ohne Mitgabe. Ihr Beyſpiel ſoll mir hierinnen zur Regel dienen.

Der Ritter. Sie wiſſen ja längſt, daß ich nicht eigennützig bin.

Ambroſio. (Bis hieher hält er noch brav aus.) Wollen ſie, daß ich mit der Donna Eugenia von der Sache ſprechen ſoll?

Der Ritter. Sie können es einmal, bey Gelegenheit, thun. Jetzt iſt es ſchon genug für mich, wenn ſie mir verſprechen, daß ſie, ihrer Seits, damit zufrieden ſind.

Ambroſio. Recht ſehr zufrieden. Ich müßte ein Narr, und ein Feind von der Donna Eugenia ſeyn, wenn ich mich ihrem Glücke widerſetzen wollte. Ein Cavalier, der ſie liebt, und der, zum Zeichen ſeiner Liebe, keinen Pfennig Ausſteuer verlanget! Ha, beym Henker noch einmal! Unter ſolchen edlen Bedingungen gäbe ich ihnen eine von meinen leiblichen Töchtern.

Der Ritter. Es lebe Don Ambrosio!
Ambrosio. Es lebe der Ritter degli Alberi!
Der Ritter. Sie sind ein Beyspiel aller rechtschafenen Leute.
Ambrosio. Und sie das wahre Ebenbild von einem Cavalier.
Der Ritter. Allerliebster Ambrosio. (Er küßt ihn.)
Ambrosio. Der Himmel erhalte sie!
Der Ritter. Wie viel hat denn Donna Eugenia ihrem Sohne zur Aussteuer mitgebracht?
Ambrosio. (Er wird ein wenig bestürtzt.) Reden sie mir nicht von verdrüßlichen Dingen! Der arme Schelm ist todt, und ich höre nicht gern mehr von ihm reden.
Der Ritter. Nun, so wollen wir nicht von ihm, sondern von der Donna Eugenia reden.
Ambrosio. Ja, von ihr wollen wir reden, so lange sie wollen.
Der Ritter. Wie viel hat ihnen also Donna Eugenia zur Aussteuer mitgebracht?
Ambrosio. Mir?
Der Ritter. Ihrem Hause.
Ambrosio. Was liegt ihnen aber daran, wenn sie es nun wissen? Wollen sie sie denn nicht unausgestattet nehmen?
Der Ritter. Ja doch, das versteht sich ja schon. Ich frage nur so aus Neugier.
Ambrosio. Einem so wackern Cavalier, wie sie sind, läßt die Neugier gar nicht. Wenn Donna Eugenia erfährt, daß sie so eine Frage an mich gethan haben, so wird sie glauben, daß ihre Liebe eigennützig sey, und ich werde ihnen, wenn ich

nur das geringste davon merke, eben so eine abschlägliche Antwort geben, wie dem Grafen dell' Isola.

Der Ritter. Hat der Graf mit ihnen gesprochen?

Ambrosio. Ja, der garstige Geizhals hat mit mir gesprochen. Kaum, kaum, hatte er mir etwas, das ich selber nicht weis, von der Wittwe gesagt, als er sich gleich nach der Mitgabe erkundigte.

Der Ritter. Sehen sie; und ich fange ganz zuletzt davon an.

Ambrosio. Ganz zuletzt? Also sind sie doch darauf bedacht, es mag nur zeitig oder spät seyn.

Der Ritter. Das sind unnütze Discurse. Es liegt mir nur an der Frau, und um die halte ich bey ihnen an, vermöge derjenigen Gewalt, die ihnen die nahe Anverwandschaft über sie giebt; sie dürfen nicht Nein dazu sagen.

Ambrosio. Ich habe ja, wie mir deucht, Ja gesagt, und ich sage noch einmal Ja; und wenn sonst keine Schwierigkeiten dabey sind, als diese, so können sie sich völlige Rechnung auf meine Einwilligung machen.

Der Ritter. Sie erfreuen mich ganz; ich bin voller Vergnügen. Liebster Don Ambrosio, erlauben sie mir; zum Zeichen aufrichtiger Liebe —

(Er küßt ihn.)

Ambrosio. Wollen sie etwann, daß wir unter uns, (ehe wir noch mit der Donna Eugenia davon sprechen,) ein paar Zeilchen aufsetzen?

Der Ritter. Vielleicht wegen der Mitgabe?

Ambrosio. Ja, was die Mitgabe anbetrifft. Wir wollen das Heldenmäßige ihrer Liebe zu Papier bringen.

Der Ritter. Recht gern. Aber auf was für Art?

Ambrosio. Vermöge einer kleinen Versicherung, wodurch sie zu erkennen geben, daß sie die Braut, ohne jemals Anspruch auf eine Mitgabe zu machen, verlangen.

Der Ritter. Das wird aber Donna Eugenia übel nehmen.

Ambrosio. Lassen sie mich nur die Sache abmachen.

Der Ritter. Sie kann sie auch, ohne mich, fodern.

Ambrosio. Kommen sie mit zu meinem Advokaten; der wird schon ein Mittel zu finden wissen, daß die Sache ein legales Ansehn bekömmt.

Der Ritter. Davon wollen wir hernach sprechen. Jetzt aber lassen sie uns nur gleich zur Donna Eugenia gehn.

Ambrosio. Nicht doch; eins nach dem andern.

Der Ritter. Ja doch; eins nach dem andern; aber erst zur Braut.

Ambrosio. Ey, erst zur Losagung der Mitgabe.

Der Ritter. Recht so, Don Ambrosio! Sie sind der verschlagenste Kopf von der Welt.

Ambrosio. Nun, mein guter Ritter, lassen sie uns gehen. In weniger, als einer Stunde, sind wir mit allem fertig.

Der Ritter. Ah, jetzt fällt mir eben noch ein nothwendiger Gang ein. Man wartet auf dem Markte auf mich. Ich werde gleich wieder bey ihnen seyn.

Ambrosio. Wenn sie wollen, so will ich mit ihnen gehn.

Der Ritter. Ich mag ihnen diese Mühe nicht machen. Wir sehen uns gleich wieder.

Ambrosio. Ich bin allemal zu ihrem Befehl.

Der Ritter. Leben sie wohl, mein geliebter Don Ambrosio. (Er umarmt ihn.)

Ambrosio. Adieu, von Grund des Herzens. (Er umarmt ihn.)

Der Ritter. (Der alte Kerl versteht die Kniffe recht; aber er hat es auch mit keinem Blinden zu thun.)

Ambrosio. (Ha! Ich sehe wohl Verwirrungen genug vor mir; aber ich bin auf meiner Hut.)

Der Ritter. (Ich werde die Donna Eugenia davon benachrichtigen.)

Ambrosio. (Was macht er denn, daß er noch nicht fortgeht?) Haben sie mir sonst noch etwas zu sagen?

Der Ritter. Ja, nur noch eine einzige Sache, und dann werde ich gleich gehen. Hören sie einmal, im Vertrauen, damit uns niemand behorcht. Sie sind ein rechter schlauer Brandfuchs. (ins Ohr.) Gehorsamster Diener. (mit ein wenig Caricatur.)

Ambrosio. Ganz ergebenster Diener. (Er macht es eben so.)

Der Ritter. Ich empfehle mich ihnen gehorsamst. (wie oben, und geht ab.)

Zehenter Auftritt.

Don Ambrosio, hernach Don Ferdinando.

Ambrosio. Geh du nur, ich will mir das schon merken. Mich einen Brandfuchs zu heißen? So, wie ich sehe, ist unter uns Beyden, ein Schelm, wie der andere. Ih, wenn dich doch der Henker hätte! Wie er weit ausgehohlt hat, mich zu fangen!

fangen! Anfangs schien es, als wenn er der großmüthigste Mensch von der Welt wäre; und hernach gab er doch zu erkennen, daß er der allerärgste Geizhals sey. Nein, so bin ich nicht. Das ist kein Geiziger, der dasjenige, was er besitzt, zu erhalten sucht; sondern der ist einer, der dasjenige gern haben will, was nicht sein ist.

Ferd. Mein Herr Ambrosio —

Ambrosio. Ist die Post angekommen?

Ferd. Ja, mein Herr. Ich habe Briefe von meinem Vater erhalten —

Ambrosio. Auch Geld?

Ferd. Ja, auch Geld.

Ambrosio. So wünsche ich ihnen auch gleich eine glückliche Reise.

Ferd. Und ich danke ihnen —

Ambrosio. Wir brauchen weiter keine Complimente zu machen. Hier haben sie noch einen Kuß, und dann gehen sie; der Himmel sey bey ihnen.

Ferd. Ah! Also muß ich doch fortreisen!

Ambrosio. Warum seufzen sie?

Ferd. Ich bin in der äußersten Betrübniß. Das Herz zerspringet mir in der Brust; ich kann mich der Thränen nicht enthalten.

Ambrosio. Hören sie doch, junger Herr, sind sie etwann gar verliebt?

Ferd. Ach ja; aber nehmen sie mir es ja nicht übel.

Ambrosio. Desto schlimmer. Packen sie sich also nur gleich fort.

Ferd. Ich falle auf ihrer Thürschwelle um.

Ambrosio. Ih, beym Sapperment noch einmal! Sind sie etwann gar in meine Schwiegertochter verliebt?

Ferd.

Ferd. (Er drehet sich auf eine andere Seite, und seufzt.)
Ambrosio. Gleich fort, aus meinem Hause.
Ferd. Ich glaube doch nicht, daß ich sie dadurch beschimpfe. In meinem Lande bin ich auch ein Edelmann. Ich bin der einzige Sohn, und mein Vater will, daß ich mich verheirathen soll.
Ambrosio. Also möchten sie sie wirklich heirathen?
Ferd. Ich würde mich glücklich schätzen; aber ich bin es nicht werth.
Ambrosio. Sagen sie mir doch einmal — Wir wollen ernsthaft davon reden; sind sie in sie, oder in ihre Mitgabe verliebt?
Ferd. Was für Mitgabe? Was reden sie da von Mitgabe? Ich wollte allen Reichthümern dieser Welt entsagen, wenn ich sie bekommen könnte.
Ambrosio. Weis sie schon, daß sie ihr gut sind?
Ferd. Ich habe das Herz nicht gehabt, es ihr zu sagen.
Ambrosio. Bester Don Ferdinand, ich liebe sie, als wenn sie mein leiblicher Sohn wären. Es thut mir in der Seele weh, daß ich sie so mißvergnügt soll weggehn sehen. Kommen sie her, wir wollen von der Sache sprechen.
Ferd. Ach, sie erfreuen mich so sehr —
Ambrosio. Wir wollen nicht viele Worte machen. Wollen sie sie zur Frau haben?
Ferd. Ja, wenn es der Himmel wollte. Ich würde der vergnügteste Jüngling von der Welt seyn.
Ambrosio. Aber was wird ihr Vater dazu sagen?
Ferd. Er liebt mich zärtlich. Ich bin überzeugt, daß er nicht dawider seyn wird, mir eine so gerechte Freude zuzugestehn.

Ambrosio. Wie alt sind sie?
Ferd. Ohngefähr zwanzig Jahr.
Ambrosio. Sie sind also kein Pupill mehr; die Gesetze erlauben ihnen, einen Contrakt zu schliessen. Würden sie wohl Schwierigkeiten machen, mir eine Lossagung von ihrer Mitgabe auszufertigen?
Ferd. Gar nicht; ich bin gleich dazu bereit.
Ambrosio. Auch für sie gut zu sagen, wenn sie sie dereinst einmal fodern sollte?
Ferd. Von Herzen gern, unter was für einem Titel sie nur wollen, als eine donatio propter nuptias, als eine Nebenmitgift, als ein Gegenvermächtniß; wie es ihnen beliebt.
Ambrosio. Gleich, den Augenblick. Ich will meinen Advokaten aufsuchen, der zugleich auch Notarius ist. Zeigen sie sich indessen der Donna Eugenia; und sagen sie ihr etwas vor.
Ferd. Ich werde nicht Herz genug haben, Herr Ambrosio.
Ambrosio. Ein junger Mensch von zwanzig Jahren sollte einem Frauenzimmer nicht ein Paar Worte vorsagen können? Fassen sie einen Muth, wenn sie wollen, daß aus der Sache etwas werden soll. Fangen sie an, sie mit Gefälligkeiten auf ihre Seite zu bringen. Ich werde ihnen zu Hülfe kommen.
Ferd. Ich weis aber, daß schon ein anderer um sie anhält.
Ambrosio. Fürchten sie sich vor Niemanden. Die Beyden, die um sie werben, sind ein Paar Filze. Sie sind der Großmüthigste, der Verdienstvolleste unter ihnen. Sie muß die Ihrige werden,

und

und wenn die Welt einfallen sollte. Gehen sie, und verlieren sie keine Zeit.

Ferd. Ich gehe gleich. Ich fühle zwar meine gewöhnliche Furcht wieder; aber sie sprechen mir Muth zu. (geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Don Ambrosio, hernach Donna Eugenia.

Ambrosio. Endlich habe ich doch den rechten Mann getroffen. O, den lasse ich nicht wieder aus den Händen. Wenn die Sache einmal geschehen ist, so ist sie geschehen. Sein Vater könnte sich zwar mit Gewalt dawidersetzen — Ah, da kömmt ja Donna Eugenia. Er sucht sie dort, und sie kömmt daher.

Eugenia. Gehorsame Dienerin, Herr Schwiegervater.

Ambrosio. Ihr Diener, Frau Braut.

Eugenia. Ich Braut?

Ambrosio. Ja, freuen sie sich. Ich hoffe, daß sie zufrieden seyn werden.

Eugenia. Und wen meynen sie denn, der mein Bräutigam wäre?

Ambrosio. Eine Person, die sie kennen, mit der sie öfters umgehen, und die ihnen, wie ich mir schmeichele, nicht misfällt.

Eugenia. (Es müßte entweder der Graf, oder der Ritter seyn.) Aber sagen sie mir es doch etwas deutlicher —

Ambrosio. Jetzt werde ich ihn gleich herschicken, damit er selbst mit ihnen reden kann. Ich will sie

ein

ein wenig in der Ungewißheit lassen. Ich will sie ein wenig rathen lassen. Es ist ein ehrlicher Mann, das versichere ich sie. Nehmen sie ihn blindlings.

Eugenia. Nun, so sagen sie mir doch nur wenigstens —

Ambrosio. Nein, Madam; sie sollen ihn gleich sehen. (geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Donna Eugenia, hernach der Graf.

Eugenia. Es ist gewiß einer von Beyden. Die Wahrheit zugestehn, so wäre mir der Ritter lieber. Aber ich habe mein Wort gegeben, daß ich es auf die Wahl des Don Ambrosio ankommen lassen will. Da kömmt der Graf; er ist gewiß der, den Don Ambrosio herschickt; ja, ja, das ist der Bräutigam, den er mir zugedacht hat.

Der Graf. Verzeihen sie, wenn ich ihnen beschwerlich falle.

Eugenia. Nein, Graf, ich habe vielmehr Ursache, mich zu freuen.

Der Graf. Worüber denn, Madam?

Eugenia. Don Ambrosio hat mir gesagt —

Der Graf. Don Ambrosio ist ein schlechter Mann, und er soll mir, wegen der niederträchtigen Begegnung, die er mir, und ihnen zugleich anzuthun Willens war, Rechenschaft geben, er mag wollen oder nicht.

Eugenia. Will er seine Einwilligung nicht zu unserer Verheirathung geben?

Der Graf. Es ist vielmehr das Gegentheil; die Begierde, ihre Mitgabe zu behalten, macht, daß

er

er ihnen alle Partheien hintertreibt, und noch dazu den Respeckt gegen mich aus den Augen setzt.

Eugenia. Ich erstaune ganz. Er hat mir aber doch gesagt — (Ich sehe den Ritter kommen. Den wird gewiß die Wahl getroffen haben.)

Der Graf. Nun, was hat er ihnen denn gesagt, Madam?

Eugenia. Graf, sie kennen meine Gleichgültigkeit —

Dreyzehenter Auftritt.

Der Ritter, und die Vorigen.

Der Ritter. Ich komme gleich herein, ohne mich anmelden zu lassen, nach des Grafen Beyspiel. Unterthäniger Diener, Madam. Ihr Diener, mein Freund. (Sie danken ihm beyde.)

Eugenia. Bringen sie was Neues, Ritter?

Der Ritter. Ja wohl; eine recht wichtige Neuigkeit. Ich bin ganz ungeduldig, bis sie sie auch erfahren.

Eugenia. Es thut mir leid, daß sie hier in Gegenwart des Grafen —

Der Graf. Ich will gleich fortgehn, Madam —

Der Ritter. Bleiben sie immer da. Es ist mir lieb, wenn es die ganze Welt erfährt.

Eugenia. Sie sind also von Don Ambrosio —

Der Ritter. Ja, öffentlich für einen Narren gehalten worden. Er machte mir erst Hoffnung, daß ich in meinem Ansuchen glücklich seyn sollte; aber er verlangte darauf eine höchstunbillige Entsagung auf alle Ansprüche auf ihre Mitgabe. Nicht, als wenn ich ihre Hand nicht allen Schätzen der Welt

vorziehen wollte; aber ich bin nicht berechtiget, über das Ihrige zu schalten und zu walten. Sie sehen also, wohin seine niederträchtigen Absichten gehen, und entschließen sie sich, nur über sich selbst zu disponiren.

Eugenia. (Aber, wer sollte wohl die Person seyn, die er für mich ausgesucht hat, die ich kennen, und mit der ich umgegangen seyn soll?)

Der Graf. Nunmehr wird die Abhängigkeit von ihrem Schwiegervater ungerecht, und seine Unbesonnenheit setzt sie über alle sonst geziemende Achtung hinaus.

Der Ritter. Sie sind in den Augen der Welt genugsam gerechtfertiget.

Eugenia. (Meine Neugier wird immer größer.)

Der Graf. Der Ritter wartet auf ihre Entschliessung.

Der Ritter. Und der Graf nicht weniger. Wir verlangen sie beyde; sie müssen also den Ausspruch thun. In diesem Falle aber findet die Zuflucht zur Theilung auf die Hälfte nicht Statt.

Vierzehnter Auftritt.

Cecchino, und die Vorigen.

Cecchino. Don Ferdinand möchte ihnen gern seine Aufwartung machen. (zu Eugenien.)

Eugenia. Wenn es keine nothwendige Sache ist, so sagt ihm nur, daß wir uns, diesen Mittag, bey Tische sprechen würden.

Cecchino. Er hat Briefe von Hause erhalten. Ich glaube, daß er abreisen will.

Eugenia.

Eugenia. So geschwind? So mag er immer hereinkommen. Wir wollen ihn doch anhören. (Cecchino geht ab.)

Der Graf. Ritter, der Ausspruch, den wir von der Donna Eugenia erwarten, schließt nicht allein die Theilung zur Hälfte aus; sondern auch eine jede Hoffnung wegen der kleinen Gefälligkeiten, die ihnen so gleichgültig vorkommen.

Der Ritter. Ein jeder mag nach seiner Art denken. Was mich anbetrifft, so werde ich meiner künftigen Frau niemals das Unrecht anthun; an ihrer Tugend zu zweifeln. Jemehr sie von Mannspersonen bedient werden wird, desto vergnügter werde ich seyn, daß ich ein Frauenzimmer von so vielen Vorzügen zur Gattin habe, und ich will diejenigen auslachen, die sich thörichter Weise schmeicheln, mir nur einen Funken von jener wahren Inbrunst zu rauben, die sie ganz allein, in ihrem Herzen, für mich aufbehalten wird.

Eugenia. (Welche edle Gesinnungen!)

Funfzehnter Auftritt.

Don Ferdinand, und die Vorigen.

Ferd. Wollen sie gütigst erlauben? (indem er noch von weiten steht.)

Eugenia. Kommen sie nur näher, Don Ferdinand.

Ferd. (Ach! diese beyden beunruhigen mich.)

Eugenia. Ist es an dem, daß sie von hier reisen?

Ferd. Madam — (noch immer von weiten.)

Eugenia. Ey, so kommen sie doch näher: warum sind sie denn so scheu?

Ferd. Ich werde schon wiederkommen. Madam — Ich hatte ihnen was zu sagen.

Eugenia. Sie können ungescheuet reden. Sie kennen ja diese beyden Cavalier. Wollen sie sich ihrentwegen Zwang anthun?

Ferd. Das, was ich ihnen zu sagen habe — (Es ist unmöglich, daß ich es sage.)

Der Ritter. Reden sie immer, nach ihrem Belieben. Ich will gar nicht darauf hören. (indem er ein wenig auf die Seite tritt, um Ferdinanden Platz zu machen.)

Der Graf. Zwingen sie sich nicht; ich kenne meine Pflicht. (indem er ein wenig weg tritt.)

Eugenia. Nnn, so sagen sie immer, was sie zu sagen haben. (zu Ferd.)

Ferd. Nehmen sie mir nicht übel, wenn mich eine rechte dringende Nothwendigkeit — (Ich weis nicht, wo ich mit meiner Rede anfangen soll. Don Ambrosio hat mich ganz irre gemacht.)

Eugenia. (Sollte es wohl, in aller Welt, Don Ferdinand seyn?) Sagen sie mir doch; haben sie meinen Schwiegervater gesprochen?

Ferd. Madam — Der ist es eben, der mich zu ihnen schickt.

Eugenia. (Das wäre eine verteufelte Neuigkeit.) Was sollen sie mir denn sagen?

Ferd. Er will haben, daß ich ihnen entdecken soll — Und wenn ich ja bisher stille geschwiegen habe — (Nun fehlen mir die Worte.)

Eugenia. (Es ist gewiß nicht anders. Mein Schwiegervater wird immer närrischer. Einen jungen Menschen, der noch unter väterlicher Gewalt steht!

Mitten in seinem Studieren! Es wäre sein gröss-
tes Unglück.)

Ferd. (Es kömmt mir vor, als wenn sie mich ver-
standen hätte. Auch aus ihren Augen kann ich
abnehmen, daß sie mich nicht verachtet.)

Der Ritter. Sind die Geheimnisse noch nicht zu
Ende?

Ferd. Noch nicht, mein Herr. (zum Ritter.)

Eugenia. Kommen sie, meine Herren, kommen
sie her, Don Ferdinand will mir nur sein Com-
pliment machen. Sein Vater ruft ihn wieder
nach Mantua zurück, und er, als ein vernünftiger
und gehorsamer Sohn, kennet seine Pflicht und
Schuldigkeit; er will also gleich abreisen, und ist
hergekommen, Abschied zu nehmen. Ich weis
zwar, daß er hier in Pavia ein kleines Liebesver-
ständniß hat, das ihn zurück hält, und daß er
sich gern mit der Person, die er liebt, vereinigen
möchte; allein er überlegt bey sich selbst, daß er
in dem Alter, worinne er jetzt ist, seine Studien
erst endigen, und sich nicht, durch eine Heirath,
unglücklich machen müsse. Er sieht gar wohl ein,
daß sein Vater sehr übel damit zufrieden seyn
würde, und daß ein einziger Sohn es seinem
Vater, der ihn herzlich liebt, nicht so schlechten
Dank wissen müsse. Er hat sich also vorgenom-
men, von hier zu reisen. Ich rede ihm selber
zu, es zu thun, und sie, meine Herren, geben sie
ihm auch ihren Beyfall wegen seines rühmlichen
Entschlusses.

Ferd. (Ich habe meine Antwort bekommen, ehe
ich noch etwas gesagt habe.)

Der Ritter. Recht so, Don Ferdinand; es freuet mich, sie, in so zarten Alter, schon vernünftig zu sehn.

Ferd. Ich danke gehorsamst für ihre Gütigkeit. (zum Ritter.)

Der Graf. Fliehen sie, Don Ferdinando, fliehen sie geschwind. Sie wissen noch nicht, wozu einen die Liebe verleiten kann.

Ferd. Ich danke ergebenst für ihren guten Rath. (zum Grafen.)

Eugenia. Thun sie es immer gern, und geben sie sich zufrieden; und das um desto mehr, weil ich sie versichern kann, daß das Frauenzimmer, das sie lieben, sie zwar hochschätzt, aber nicht wieder liebt. (zu Ferd.)

Ferd. Der Trost, den sie mir geben, ist der beste. Ja, was kann man machen? — Nehmen sie mir es nicht übel —

Der Ritter. Es scheint bald, als wenn er in sie verliebt wäre. (zur D. Eug.)

Der Graf. Es wäre eben kein Wunder.

Eugenia. Das ist nicht möglich. Er war gar zu ein guter Freund von meinem Manne.

Der Ritter. Just deswegen; er glaubt vielleicht, daß es noch aus alter Freundschaft herkomme, wenn er seines verstorbenen Freundes Wittwe tröstet.

Ferd. Das nimmt mich sehr Wunder von ihnen. (zornig.)

Der Ritter. Werden sie nur nicht böse.

Ferd. Ihr Diener, meine Herren. (Er will abgehn.)

Letzter Auftritt.

Don Ambrosio, ein Advokat, und die Vorigen.

Ambrosio. Wohin, Don Ferdinand? (indem er ihm begegnet.)

Ferd. Nach Mantua.

Ambrosio. Ohne Braut?

Eugenia. Würden sie es wohl billigen, wenn er sich verheirathete? (zu Ambrosio.)

Ambrosio. O ja; und er ist es eben, den sie, wenn sie auf ihr Wohl bedacht wären, zum Manne erwählen sollten.

Ferd. Sie will mich nicht haben, Herr Ambrosio.

Ambrosio. Sie will sie nicht? Schwiegertöchterchen, sie kennen ihn nicht recht. Er hat mehr Vorzüge, als diese artigen Herren alle Beyde mit einander. Ich setze seinen Adel, und seine Reichthümer bey Seite, um über Kleinigkeiten keinen großen Streit anzufangen; aber er liebt sie aufrichtig. Der größte Beweis von seiner Liebe, wodurch er sich von andern unterscheidet, ist dieser, daß er bloß um ihre Person anhält, ohne noch ein Wort von der Mitgabe gedacht zu haben.

Eugenia. Nun sehe ich seine Vorzüge erst ein, die ihnen so überwiegend vorkommen. Ich bin Herr über mein Vermögen, und diejenige Achtung, die ich dem Vater meines verstorbenen Gattens bisher erzeigt habe, diese verdient ihre Unbilligkeit nicht mehr, und ihr Geiz darf sich auch keine weitere Rechnung darauf machen.

Ambrosio. Herr Doktor, aus der Schrift, die wir aufsetzen wollten, wird nun nichts; sondern bringen sie das nur in Ordnung, was zur Behauptung meines bischen Vermögens nöthig ist. Nachdem Donna Eugenia ihre Mitgabe mit Bändern und Hauben durchgebracht, so will sie mich auch noch um das wenige, was ich übrig habe, bringen. (zum Advokaten.)

Eugenia. Ich wundere mich recht sehr über sie, mein Herr. (zu Ambrosio.)

Ambrosio. Und ich mich über sie.

Der Ritter. Stille, meine Herren. Lassen sie mich nur ein Paar Worte reden, und dann wollen wir sehen, ob ich im Stande bin, diese Sache, zum Vergnügen aller, abzumachen.

Ambrosio. Der arme Schelm dauert mich nur. (gegen Ferdinanden.)

Ferd. In Ansehung meiner hat es nichts mehr auf sich. Sie hat einmal gesagt, daß sie mich nicht haben will.

Der Graf. Man muß der Donna Eugenia wegen einen Proceß anfangen; und ich will die Kosten dazu hergeben.

Der Ritter. Nichts, keinen Proceß. Hören sie mich nur an. Es wäre unbillig, wenn sich der arme Don Ambrosio, der schon so viel zugesetzt hat, durch die Wiedererstattung der Mitgabe, vollends unglücklich machen sollte. Diese Dame darf weder Wittwe, noch unausgestattet bleiben; am wenigsten aber sich in einen weitläuftigen, verdrüßlichen und gefährlichen Proceß einlassen. Wir wollen es so machen: Sie mag einen red-

lichen

lichen Mann heirathen, der eben jetzt nicht gleich einr Aussteuer nöthig hat. Diese Aussteuer soll in des Don Ambrosio Händen bleiben, so lange er lebt: er soll diese nämliche Aussteuer, mit vier pro Cent verzinsen; aber die Interessen sollen gleichfalls in seinen Händen bleiben, bis an sein seliges Ende. Nach seinem Tode fällt das Capital, die Zinsen, und die Interessen von deu Interessen dieser Dame, oder ihren Erben zu; und um die Verlassenschaft des Don Ambrosio nicht, durch vieles Nachrechnen genau zu untersuchen, so soll er, mit einem Worte, alles behalten, so lange er noch lebt: nach seinem Tode aber, da er weder Kinder, noch Kindes Kinder hat, soll er die Donna Eugenia als Universalerbin einsetzen. Sind sie damit zufrieden? (zu Ambrosio.)

Ambrosio. Sie nehmen mir ja nichts; ich bin es vollkommen zufrieden.

Der Ritter. Was sagen sie dazu, Donna Eugenia?

Eugenia. Ich verlasse mich auf so einen einsichtsvollen Cavalier, wie sie sind.

Der Ritter. Wenn sie meine Vorschläge billig finden, so sehen sie auch in mir den redlichen Mann, der gleich bereit ist, sie ohne gegenwärtige Mitgabe zu heirathen.

Der Graf. Dergleichen Anerbieten kann ich auch thun. Die Gewißheit, die Mitgabe dereinst, vermöge der Kinder, noch vermehrter zu bekommen, ist eben so gut, als sie schon haben. Diese Erfindung des Ritters ist so ausserordentlich nicht, daß ich sie nicht auch hätte ausinnen können.

Der Ritter. Columbus erfand Amerika. Viele nach ihm sagten, daß es was leichtes gewesen sey, es zu erfinden; allein das Beyspiel mit dem stehenden Ey beschämte seine Nacheiferer; und ich sage ihnen hiermit, daß das ganze Verdienst der Erfindung dießmal mein ist. (zum Grafen.)

Ambrosio. Das mögen sie unter sich abmachen; doch mit Vorbehalt meines ganzen Vermögens, so lange ich lebe.

Der Graf. Donna Eugenia hat noch völlige Freyheit, den Ausspruch zu thun.

Eugenia. Graf, bisher bin ich gleichgültig gewesen. Aber ich würde ungerecht gegen den Ritter handeln, wenn ich mich seines Raths bedienete, einen andern zu befriedigen. Er hat den Leitfaden gefunden, mich aus dem Labyrinth zu ziehen. Die Eroberung gehört ihm zu.

Der Ritter. O kluge, o vortrefliche Dame!

Der Graf. Ihre Einwendung mag nun gegründet oder falsch seyn; so darf ich mich ihren Entschliessungen doch nicht widersetzen; und da ich den Umgang mit dem Ritter, wenn ich sie geheirathet hätte, nicht würde gelitten haben; also sollen sie mich, auch von nun an nicht wieder zu sehn bekommen.

Der Ritter. Ich bin nicht so melancholisch, wie sie sind. In die Gesellschaft meiner künftigen Frau können alle rechtschaffene Leute kommen, weil ich sie aufrichtig versichere, daß ich ihr völlig traue, und daß mich ihre Verdienste gar nicht mistrauisch machen.

Ambrosio. Kommen sie, Herr Doktor, wir wollen nun einen andern deutlichen, und unumstößlichen Aufsatz machen, damit ich, so lange ich lebe, nichts weiter zu befürchten habe. Sie, mein lieber Don Ferdinand, sie können nunmehr nach Mantua reisen, und ihre Studien ferner fortsetzen. Ritter, so bald der Contrakt fertig seyn wird, sollen sie meiner Schwiegertochter die Hand geben; ihnen aber, Herr Graf, geschieht ganz recht, daß sie um ein solches Glück gekommen sind, weil sie ein Geizhals sind.

Ende des Lustspiels, und des siebenden Theils.

Inhalt

Inhalt
des siebenten Theils.

I.

Die Grobiane . . . S. 3

II.

Die Gastwirthin . . . 109

III.

Die gutherzige Magd . . . 235

IV.

Der Geizige . . . 359

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goldoni, Carlo,

Des Herrn Carl Goldoni Sämmtliche Lustspiele

Bd.: Bd. 7

Leipzig 1770
Res/P.o.it. 453-7/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10926368-2
VD18 80451683-001